

*Rahel Straus*

Wir

lebten

*Erinnerungen einer  
deutschen Jüdin*

in

Deutsch

land

Anna Langfus

**Le Sel et le soufre**

Prix Charles Veillon 1961, Editions Gallimard.

Eine junge Frau, welche nichts anderes kannte als ihr ruhiges, komfortables Heim, in dem es herrlich zu leben war, in gegenseitiger Zärtlichkeit, mit welcher sie und ihre Eltern, und später ihr Gatte sich umgaben, sah sich plötzlich mitten in die Realitäten des Krieges, in Polen, unter deutscher Besetzung, versetzt. Diese Realität nimmt für sie, die Jüdin, die ungeheuerlichen Formen an, nämlich die der Judenverfolgung und -vernichtung. Bis ins Ghetto von Warschau. Dort wo Menschen an jeder Straßenecke sterben, versucht sie noch, sich hinter der Liebe der Ihrigen zu verbergen, um sich so von der Außenwelt zu isolieren. Doch die Trennung kommt, dann der Tod. Ihre Eltern werden deportiert und sterben, dann wird ihr Mann im Gefängnis erschossen. Für sie sind es die Keller der Gestapo, später das Zuchthaus, aus welchem sie durch den Vormarsch der Alliierten befreit wird.

Nach all dem Erlebten sucht sie im Tod die Befreiung, sieht sich aber zum Leben verdammt.

Dieses Buch beschreibt subjektiv das Schicksal eines Menschen, der in Ereignisse hineingezogen wurde, welche Millionen von Mitmenschen angehen. Es liegt nicht in der Absicht der Verfasserin, eine Sittenlehre oder eine Philosophie zu begründen. Im Gegenteil, ihre Heldin lebt selbststüchtig in ihrem Unglück, sie vermischt sich nicht mit der Allgemeinheit und beharrt stets auf ihrem eigenen Standpunkt, kämpft, wehrt sich um ihr Heim, ihre Lieben, um zu überleben, um zu sterben, ohne sich um das Gute oder Böse zu kümmern.

Ihre Haltung, ihre Würde kommen aus innerem Antrieb, instinktmäßig, sie nimmt vertrauensvoll gewisse menschliche Werte in sich auf, ohne darüber nachzudenken.

Es ist ein Buch ohne Objektivität, aber auch eine bewunderswerte Urkunde über den Menschen und bestimmt ein gutes Buch. *St.*

**«Wohl dem, der seiner Väter gedenkt»**

«Wir lebten in Deutschland» ist der Titel eines Buches, das auf Initiative des Leo-Baeck-Institutes jetzt bei der Deut-

schen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgekommen ist. Die Verfasserin dieser Selbstbiographie ist die heute über 80jährige Dr. Rahel Straus, die ihre Memoiren schrieb in dem Wunsch, ihren Kindern und Enkeln ein Bild ihrer Vorfahren zu vermitteln.

«Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!» ruft Rahel Straus im Vorwort «An meine geliebten Kinder», und sie hätte es gern gesehen, wenn ihr Buch unter diesem Titel erschienen



*Dr. Rachel Straus, Jerusalem*

wäre. Es ist aber nur zu verständlich, daß diese Worte die junge Generation in Deutschland an ein innerdeutsches Problem erinnern hätten, mit dem dieses Buch keinerlei Zusammenhang hat.

Die Verfasserin brauchte Zeit, sich mit dem Gedanken zu befreunden, ihre Familiengeschichte zur Veröffentlichung freizugeben. Wer immer das Buch zur Hand nimmt, wird jedoch dem Leo-Baeck-Institut dankbar sein, daß dieses Zeitdokument, das ein halbes Jahrhundert deutsch-jüdischer Geschichte umfaßt, einem großen Leserkreis zugänglich gemacht wurde. Der jüdische Leser bekommt einen Einblick in die innerjüdischen Verhältnisse: der starke Widerstand gegen alle zionistischen Tendenzen; die Schwierigkeiten, die sich Rahel Straus — einer aufrechten und überzeugten Zionistin — in den Jahren von 1900 bis zu ihrer Auswan-

derung 1933 in den Weg stellten. Für den nichtjüdischen Leser (und es gibt heute in Deutschland in der jungen Generation bei manchen ein ehrliches Bemühen, etwas über Juden und Judentum zu lernen) ist das Buch ein reicher Born des Wissens und Verstehens.

In der deutsch-jüdischen Geschichte gab es schon einmal eine Rahel, die eine große Rolle gespielt hat, das Leo-Baeck-Institut hat über sie die Biographie von Hannah Arend veröffentlicht. Größere Gegensätze als Rahel Varnhagen und Rahel Straus sind wohl kaum vorstellbar. Rahel Straus war völlig ungewöhnlich für ihre Zeit in ihrer Verwurzelung in der jüdischen Tradition, ihrer freudigen Bejahung der Bereicherung ihres Lebens durch ihr Jüdesein, ihrer Beteiligung am Kulturleben Deutschlands unter gleichzeitiger Betonung ihrer zionistischen Einstellung.

Wenn es auch nach dem Ersten Weltkrieg keine sogenannten «Salons» mehr gab, in denen sich, wie in Rahel Varnhagens Zeiten, die geistige Elite traf, so war das Haus von Eli und Rahel Straus in München doch ein Zentrum der fortschrittlichen Gesellschaft. Dort trafen sich Juden und Christen auf der Basis von Toleranz und gegenseitiger Anerkennung. Prominente Gestalten — Chaim Weizmann, Shmarjahu Levin, Helene Lange, Gertrud Bäumer — ziehen an uns vorüber.

Es gibt aber noch viele andere Seiten dieser Memoiren, die insbesondere für uns Frauen von großer Bedeutung sind. Denn Rahel Straus, die zu den allerersten Ärztinnen gehörte, die nachträglich durch besondere Verfügung zum Staatsexamen zugelassen wurde, schildert uns ehrlich und amüsant den damaligen Kampf der Frau um berufliche Gleichberechtigung, und den Widerstand der Männer gegen die Aufgabe ihrer Vorzugsstellung.

Rahel Straus hat ihre Tätigkeit als Ärztin mit einer Fülle von anderen Aufgaben verbunden: Sie war Mutter von fünf Kindern, war leitend in jüdischer Sozialarbeit tätig sowohl als führend in zionistischen Organisationen, reiste herum als Lektorin über Gesundheitsprobleme der Frau, sorgte für Obdach und Arbeit für unverheiratete Mütter und beteiligte sich aktiv an der Arbeit der Frauenliga für Friede und Freiheit, die noch während des Ersten Weltkrieges von der amerikanischen Nobel-Friedenspreisträgerin Jane Adams im Haag gegründet wurde.

Rahel Straus hat als erste Frau in Deutschland eine ärztliche Praxis eröffnet. In ihren Erinnerungen leben die hohen ethischen Ideale der Emanzipation, die Hoffnungen und Ziele des Jahrhundertbeginns. Temperamentvoll und anschaulich berichtet sie von ihrer ungewöhnlichen Jugend, ihrem mühsam erkämpften Studium, ihrer glücklichen Ehe und schließlich von dem bitteren Abschied von Deutschland, über den sie mit der gleichen vornehmen Überlegenheit spricht wie über andere Schicksalsschläge.

Als Rahel 1880 in Karlsruhe zur Welt kommt, ist die reizvolle großherzogliche Residenz vom Geist des Liberalismus bestimmt. Das Kind empfindet keinen Widerspruch zwischen der orthodoxen, aber weltauftgeschlossenen Erziehung im elterlichen Rabbinerhaus und der patriotischen Begeisterung, die es mit seinen Klassenkameradinnen teilt. Als 1893 in Karlsruhe unter dem Einfluß von Helene Lange das erste deutsche Mädchengymnasium gegründet wird, darf die begabte Rahel diese Schule besuchen; 1899 besteht sie zusammen mit drei Mitschülerinnen das erste deutsche Mädchenabitur. Nach allerlei Widerständen gelingt es ihr, sich in Heidelberg in der medizinischen Fakultät zu immatrikulieren.

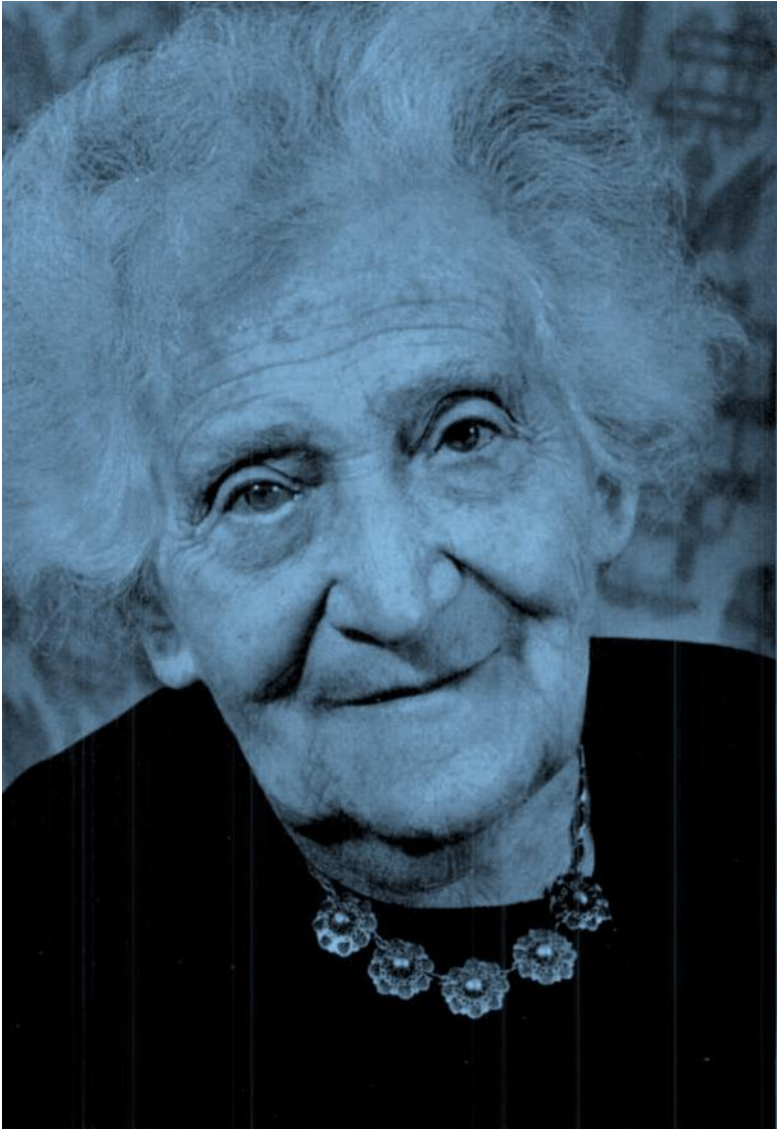
Während ihrer Studienjahre beschäftigt sich Rahel mit Frauenrecht, Frauenberuf und jüdischen Fragen – es ist die Zeit des aufkommenden Zionismus. Nach bestandenen Examen heiratet sie und siedelt 1905 in das glanzvolle München der Vorkriegszeit über. Natürlich ist es für die begeisterte Frauenrechtlerin selbstverständlich, daß sie ihren ärztlichen Beruf ausübt. Dabei setzt sie sich sehr ernst mit dem Problem auseinander, wie die Pflichten der Familie gegenüber mit den Berufspflichten zu vereinen seien. Mit dem gleichen Verantwortungsgefühl widmet sie sich der öffentlichen Tätigkeit. Immer wie-

der trifft sie, die überzeugte Zionistin, gerade in jüdischen Kreisen auf Widerstand, denn Assimilierung mit dem Gastvolk war damals für den gebildeten, fortschrittlichen Juden das höchste Ziel. Als eine der wenigen erkennt sie, daß das jüdische Volk nur in einer starken Bindung an seine Tradition und seinen Glauben die inneren Abwehrkräfte entwickeln kann, um die Verfolgungen zu überstehen, die sein Schicksal sind.

Die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre trägt Rahel Straus, deren einziger Bruder fällt, wie jede andere deutsche Frau. Doch läßt sie sich von dem Hurra-Patriotismus nicht anstecken, dem die deutschen Juden genau so wie die Nichtjuden huldigen. Unbeirrt von allen Angriffen geht sie ihren Weg. Auch während der Revolution in München und der Räteregierung versucht sie zu mildern, aufzuklären, aufzubauen. Noch ein schönes Jahrzehnt in Deutschland bleibt ihr, in dem sie ihre fünf Kinder heranwachsen sieht. Aber die Zeichen der Zeit werden drohend. Als ihr geliebter Mann 1933 an einer furchtbaren Krankheit stirbt, hält sie nichts mehr in der feindlich gewordenen Heimat. Unter abenteuerlichen Umständen wagt sie die Ausreise nach Israel.

Diese Erinnerungen sind ein Kulturdokument zur Geschichte des Judentums in Deutschland und zur Geschichte der Frauenemanzipation, wie man es sich farbiger, anschaulicher nicht wünschen kann. Darüber hinaus sind sie ein menschliches Zeugnis bewegender Art. Sie lassen eine geistige und seelische Haltung erkennen, wie sie selbst in dieser an großen Frauen reichen Generation die Ausnahme ist.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT  
STUTT GART



RAHEL STRAUS

**WIR LEBTEN IN  
DEUTSCHLAND**

ERINNERUNGEN EINER DEUTSCHEN JÜDIN

1880-1933

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von

MAX KREUTZBERGER

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT

STUTTGART

©1961 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart. Einband und Schutzumschlag:  
Atelier Frick-Kirchhoff. Gesetzt aus der Linotype Janson-Antiqua. Gesamtherstel-  
lung: Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart. Printed in Germany  
[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

## INHALT

Vorwort .....	7
Erste Erinnerungen.....	9
Von der Heimat meiner Mutter .....	14
Mutters Jugendzeit in Posen.....	17
Mutters Verlobung .....	19
Von der Heimat meines Vaters .....	21
In Aurich .....	24
Karlsruher Rabbinerzeit .....	26
Schuljahre .....	32
Jüdische Feste .....	47
Sommerreisen.....	54
Gymnasialzeit.....	63
Universitätsjahre .....	85
Beginn der Ehe.....	118
Vaters Familie .....	122
Beruf und öffentliches Wirken.....	134
Zionismus.....	154
Christliche Freunde .....	162
Die Palästinareise .....	170
Familienglück und Familienleid .....	195
Der grosse Krieg .....	204
Revolution in München.....	223
Schwere Nachkriegsjahre.....	233
Sommerfreuden in Starnberg .....	240
Warnende Zeichen .....	246
Durchs schöne alte Deutschland .....	251
Mädchenerziehung und Frauenbewegung.....	253
Hitlerbewegung und Antisemitismus .....	266
Mutters Tod.....	271
Nach der «Machtergreifung» .....	275
Elis letzte Krankheit.....	283
Die Flucht.....	292
Nachwort.....	301
Erklärung hebräischer Ausdrücke .....	305

## VORWORT

Meine geliebten Kinder –

Das, was ich niederschreiben will – noch weiss ich nicht, ob es mir gelingt, es zu gestalten – schreibe ich in allererster Linie für Euch. Ihr seid hineingeboren in eine schwere Zeit, in eine Weltenwende, und Ihr, als Juden, als deutsche Juden, habt es als erste fühlen müssen, was das heisst. Denn es ist so und scheint fast ein Gesetz, dass bei jedem Völkerbeben der erste Stoss das jüdische Volk trifft. Es muss ja so sein bei dem labilen Gleichgewicht, in dem wir uns befinden. Die Völker mit festem Grund unter den Füßen spüren noch kaum die erste Erschütterungswelle, und wir werden von ihr schon umgeworfen.

Das deutsche Judentum ist zusammengebrochen, in alle Welt zerstoßen. Der kleine, entwürdigte, gequälte Rest, der noch in Deutschland geblieben ist, ist dem Untergang geweiht und trägt kaum noch die Spur von dem, was er einst war.

Mir aber scheint es gut, wenn wir, die wir seine Glanzzeit gekannt haben, versuchen, davon zu erzählen. Jeder von seinem Platz und seinem Blickpunkt aus. Viele solcher Bilder zusammengesetzt werden dann einmal das Gesamtbild des deutschen Judentums geben, seines Aufstiegs, seines Wollens und Strebens, seines geistigen Schaffens innerhalb des Judentums und innerhalb der deutschen Welt, und seines plötzlichen und völligen Zusammenbruchs.

Und noch ein Zweites will ich: Euch, meinen Kindern, erzählen, woher Ihr gekommen, wer Eure Väter und Ahnen waren; denn Ihr sollt das alte Wort empfinden lernen: «Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.» Ihr sollt Euch verbunden fühlen mit denen, die vor Euch waren, und mit denen, die nach Euch kommen werden, und so wissen, wo Ihr steht.

Jerusalem, Februar 1940.



## ERSTE ERINNERUNGEN

Wenn ich durch den Nebel hindurchblicke, der die früheste Erinnerung bedeckt, so sind es einzelne kleine Bilder, die vor mir auftauchen, unzusammenhängend und kaum mehr wirklich. Ich sehe mich in einem grossen, roten Haus. Ich spiele mit einem kleinen Mädchen in einem sauberen viereckigen Hof. Ein Pumpbrunnen steht auf der einen Seite mit einem steinernen Trog davor, in dem ich sitze. Das kleine Mädchen fängt plötzlich an zu pumpen, ein dicker Wasserstrahl ergiesst sich über mich. Ich schreie schrecklich, Mutter kommt heruntergeeilt und nimmt mich schreiendes Etwas auf den Arm und trägt mich hinauf.

Oder ich stehe auf dem Schemel neben der kleinen hölzernen Badewanne, in der Mutter meinen kleinen Bruder badet. Er strampelt, das Wasser spritzt umher und bespritzt auch mich. Ich will schreien. Doch Mutter lacht und sagt: «Schau, wie kräftig er ist, er strampelt alles Wasser heraus, der ganze Boden ist schon ein See!» Ich lache und bin stolz auf den kleinen kräftigen Bruder.

Da ist auch ein junger Mann im Haus, den ich wunderschön finde und immer anstaune. Er trägt eine blaue Uniform mit gelbem Kragen.

Und ich sehe mich am Freitagabend schon zum Schlafengehen gerichtet. Ich darf aber noch aufbleiben, bis Kiddusch gemacht ist. Ich sitze auf den Knien des Mannes, der Kiddusch machen wird, und fühle mich glücklich und geborgen. Es ist nicht mein Vater, der bei uns den Schabbat einsegnet – Vater lebt nicht mehr. Nicht die kleinste Erinnerung an ihn ist mir geblieben. Ich war gerade drei Jahre geworden, als Vater starb, und das kleine Brüderchen war sechs Monate alt. So kommt es, dass über meiner ganzen Jugend nur eine Gestalt schwebt, rein und gross, Hilfe für alles, Zuflucht für alles, aber auch widerspruchslos anerkannte Autorität für alles – meine Mutter.

Es sind Jahrzehnte vergangen, ehe ich Mutters ganzes Leid und ganze Grösse verstanden habe. Ein Kind nimmt ja hin, was es findet. So nahm ich es als selbstverständlich hin, dass eben bei uns nur eine Mutter war, die für alles sorgte, für den Haushalt, die Kinder und dafür, dass es uns

vier Kindern an nichts mangelte; die mit uns lernte, mit uns spielte und uns eine frohe, glückliche Kindheit bereitete. So froh und glücklich, wie wenige Kinder sie erleben. Und das alles unter schwersten pekuniären Verhältnissen, mit dem tiefen Leid im Herzen. Ich war fünfunddreissig Jahre, als sie mir, aufgeschlossen durch neues, schweres Leid, sagte: «Der erste Lichtblick nach dem Tode deines Vaters war die Verlobung deiner ältesten Schwester!» Auf ihrem Sterbebett – Mutter wurde dreiundachtzig Jahre – war ihr letzter Wunsch, dass das wenige von Vaters Hand Geschriebene, das sie noch aufbewahrt hatte, ihr im Sarg unter den Kopf gelegt werden sollte; das war fast fünfzig Jahre nach Vaters Tod, und es war ihre letzte Bitte.

Meine Geburtsstadt war Karlsruhe, die Hauptstadt des Badener Landes, in der Südwestecke Deutschlands. Es war eine kleine, verschlafene Residenzstadt, aber für uns war sie Heimat und schön. Sie hatte damals etwa 80'000 Einwohner. Aber sie hatte das Schloss, in dem der Grossherzog Friedrich und seine Gemahlin, die Tochter Kaiser Wilhelms I., residierten.

Das Schloss stand weit ausladend da mit seinem breiten Mittelbau, seinen beiden Seitenflügeln und dem Turm in der Mitte. Dieser Turm war der Knopf des Fächers, nach dessen Bild der älteste Teil der Stadt angelegt war; die beiden Seitenflügel begrenzten den Fächer von beiden Seiten; mit der Waldhorn- und der Waldstrasse war der Stadtteil des Fächers umrissen. Die Mittellinie führte vom Schloss geradeaus zum Bahnhof. In dieser Mittelstrasse lag alles, was unser Kinderherz bestaute und interessierte. Da stand der «Obelisk»; wie klein und lächerlich er war, gemessen an seinen Urbildern, habe ich erst Jahrzehnte später erfahren, als ich in Ägypten begriff, welche Idee von Grösse und himmelstürmender Gewalt sich einstmals darin zu äussern versuchte. Ebenso erging es mir mit der kleinen Pyramide, die der Mittelpunkt des Marktplatzes war, um die herum wir Kinder Verstecken und Fangen spielten. Sie hatte wirklich nur die Form der Pyramide; nichts, aber auch gar nichts von der überwältigenden Grösse ihrer Vorbilder.

Aber auch sie war ein Grabmal: Der Gründer von Karlsruhe, der Markgraf Karl von Baden-Durlach, lag darunter. Er hatte einst, da er mit seinen knauserigen Durlachern in Streit geraten war, sich in wildem Jagen in den weiten Wäldern verirrt; ermüdet war er im Wald eingeschlafen. Als er froh und neugestärkt erwachte, da beschloss er, an dieser Stelle – seinen Durlachern zum Torte – eine neue Hauptstadt anzulegen,

die Karls-Ruhe heissen sollte. Er hat seinen Beschluss ausgeführt; er gab die alte Residenz auf und lebte nur noch in dem neuen Schloss. Selbst als Toter kehrte er nicht mehr zurück, sondern blieb in der Stadt, die er gegründet und nach einem Fächer angelegt hatte, so dass jede seiner Strassen nach dem Schloss als seinem Endpunkt und seinem Ziel sehen konnte. Nun tummelte sich um diese Ruhestätte täglich das Marktgetriebe. Die Bauern der ganzen Umgegend kamen fünfmal in der Woche herein und brachten ihre eigenen Erzeugnisse zum Verkauf. Herrlichstes Obst und Gemüse, schöne goldgelbe Butter, die zwischen grossen Blättern lag, Geflügel die Menge. Denn Baden war ein fruchtbares Ländchen und die Rheinebene, zu der wir ja gehörten, warm genug, dass Trauben wuchsen und Mandeln, Edelkastanien und Mais. Damals, als ich ein Kind war, war alles auch noch so billig, dass wir nie Mangel daran hatten.

Rechts und links von der Pyramide standen die beiden bedeutendsten Häuser der Stadt: die protestantische Kirche und das Rathaus, beide in einem guten gräzisierungstendenzen Stil gebaut von einem Architekten Weinbrenner, der sicher seine Sache verstand. Von dort erstreckte sich der Schlossplatz, unser liebster Aufenthalt, und trennte das Schloss vom Lärm der Stadt.

Der Schlossplatz war ein weiter Platz, von Ketten umgeben, die aber von jedem überschritten werden durften, auf dem weitschattende Lindenbäume standen, mit vielen Bänken darunter. In der Mitte war eine schöne Gartenanlage mit einem Brunnen und einer Fülle von Azaleen und Rhododendren, von Flieder und Jasmin. Alles stand uns offen, und wir fühlten uns dort richtig zu Hause.

Die Karl-Friedrich-Strasse verbreiterte sich zu einer schönen Anlage. Das war der Platz, wo wir Schulkinder Spalier standen, wenn hohe Gäste im Schloss erwartet wurden. Oft standen wir dort und schrien Hurra aus voller Kehle, wenn Kaiser Wilhelm II. vorbeifuhr an der Seite unseres geliebten Grossherzogs, der mit seinem gütigen Gesicht, seinem weissen Haar und Bart die Liebe nicht nur aller Kinder, sondern die Liebe seines ganzen Volkes besass. Die Grossherzogin konnte als «Preussin» nie diese Popularität erringen, obgleich sie viel für das Volk tat und besonders in Karlsruhe manche neue soziale Einrichtung schuf.

Es war eine drollige, fast familiäre Art, wie man zum Fürstenhause stand. «Bei Grossherzogs ist Besuch», so sagte man im Volk, wenn z.B. der Kaiser zu Besuch war. Man freute sich, wenn man das Fürstenpaar im Schlossgarten traf. Sein Kommen kündigte sich schon von weitem an durch eine Schar niedlicher weisser Pudeln, die immer seine Begleiter

waren. Hier war es auch, wo die Erzieherin alle Sträusschen Kinder dem Alter nach aufstellte, wenn der Grossherzog vorbeikam – und alle Buben sich verbeugten, alle Mädchen knixten. Da konnte er nicht vorübergehen, ohne den Kindern die Hand zu reichen und sie nach ihrem Namen zu fragen. Ein Glück, das strahlend zu Hause verkündigt wurde.

Stand man auf dem Schlossturm, eine Freude, die wir uns oft gönnten, so sah man, dass er nicht nur die Mitte für den fächerförmigen Ausschnitt der Stadt war, sondern das Zentrum eines gewaltigen Waldes, durch den strahlenförmig Wege vom Turm aus weit, weit hinausführten. Karlsruhe hatte einen unendlich grossen Wald, den Hardtwald, den wir niemals ganz durchforschen konnten, obgleich er unser täglicher Aufenthalt war.

Wenn auch Karlsruhe mit seinen 80'000 Einwohnern wirklich eine «kleine» Stadt war, die Fremden sagten: eine «tote» Stadt, so war sie doch als Residenz reich an vielen schönen Dingen. Das Hoftheater war im Schauspiel wie in der Oper erstklassig besetzt. Die Bildergalerie hatte reiche Schätze an guten Bildern. Es gab neben guten Schulen, Seminaren, dem Polytechnikum eine sehr gute Akademie für Künstler und ein Konservatorium ganz auf der Höhe der Zeit, so dass ein reges geistiges und künstlerisches Leben herrschte. Die heranwachsende Jugend konnte ausser dem Universitätsstudium alles in der Heimatstadt erlernen.

Karlsruhe war eine vorwiegend protestantische Stadt mit einer ziemlich grossen katholischen Minorität. Wie viele Juden in jener Zeit in Karlsruhe lebten, weiss ich nicht mehr genau. Ich denke etwa 3'000 bis 4'000 Seelen. Dass ich das nicht genau weiss, liegt daran, dass die jüdische Bevölkerung in zwei Gemeinden zerfiel, in die sogenannte «Grosse Gemeinde» und in die «Religionsgesellschaft».

Das war so gekommen: Der jüdischen Orthodoxie war in Frankfurt am Main in der Person des Rabbiners Dr. Samson Rafael Hirsch ein tatkräftiger Vorkämpfer und Führer erstanden. Frankfurt lag nur zwei Stunden Eisenbahnfahrt von Karlsruhe entfernt, und die Kämpfe, die dort zwischen Reform und Orthodoxie tobten, fanden lauten Widerhall in den kleineren Gemeinden ringsum. S. R. Hirsch sah nur einen Ausweg gegenüber der jungen angriffslustigen Reformbewegung: absolute Trennung. So entstanden damals getrennte Gemeinden, getrennte Gotteshäuser, getrennte Schulen, ja sogar getrennte Friedhöfe.

In Karlsruhe scheint es nach langen Kämpfen der Reform gelungen zu sein, die Mehrheit in der Gemeinde zu erringen, und als äusseres Zeichen

dafür war beschlossen worden, den Gottesdienst zu reformieren und eine Orgel in die Synagoge einzubauen. Das war das Signal für das kleine Häuflein Gesetzestreuer. Man hat es uns Kindern oft erzählt, wie Kaufmann Wormser, ein angesehener frommer Mann, die Thorarolle, die seine Familie gestiftet hatte, auf den Arm nahm und, von einem kleinen Häuflein Treugesinnter begleitet, sie hinaustrug aus dem Gotteshaus, das ihm entweiht schien, und eine neue Betstube schuf, die klein und dürftig war zu Beginn.

Es waren wirkliche Glaubenstreue und Opfermut, die ihn leiteten; denn er und seine Anhänger wussten, dass sie grosse materielle Lasten auf sich nehmen mussten. Nach badischem Recht gab es eine einheitliche Ordnung für alle jüdischen Gemeinden und alle Juden des Landes. Alle Juden mussten *einer* Gemeinde angehören. Nichtzugehörigkeit zu einer Gemeinde bedeutete Austritt aus dem offiziellen Judentum. Alle Gemeinden unterstanden dem Oberrat der jüdischen Gemeinden Badens, der von Laien und Rabbinern gemeinsam gebildet wurde. Der Oberrat war eine vom Staat anerkannte Körperschaft. Er war verpflichtet, für alles zu sorgen, was zur Erhaltung und zur Ordnung innerhalb der badischen Judenheit gehörte. Nur mit dem Oberrat verhandelte der Dezerent des Kultusministeriums. Der Oberrat hatte Besteuerungsrecht, sorgte für den Gottesdienst, für Anstellung von Rabbinern und Kultusbeamten; ihm unterstand der Religionsunterricht in allen Schulen des Landes. Es bestand der Regierung gegenüber nur *eine* Judenheit, jene, die durch den Oberrat vertreten war. Austritt aus der Gemeinde bedeutete Austritt aus der jüdischen Gemeinschaft.

So geschah das Merkwürdige, dass gerade die Frommen, die Eiferer, die streng am Althergebrachten festhalten wollten, sich von der offiziellen Gemeinde trennten; sie waren «ausgetreten» und galten vor dem Gesetz nicht mehr als Juden. Sie waren «Aktionäre einer Gesellschaft», die sich eine Synagoge erbaute und eine Schule und einen Friedhof. Aktionäre, die sich nur zusammengefunden hatten, um geldliche Opfer zu bringen.

An diese Religionsgesellschaft wurde mein Vater im Frühling 1877 als Rabbiner berufen; er war der zweite, der dieses Amt innehatte. So geschah es, dass wir Kinder, ausser der Ältesten, in der süddeutschen Residenz geboren wurden, obgleich mein Vater aus Ungarn kam und meine Mutter aus der Stadt Posen.

## VON DER HEIMAT MEINER MUTTER

Meine Mutter stammte aus der Nordostecke Deutschlands, aus einem Teil, der eigentlich polnisch und nicht deutsch war.

1815 war Posen eine preussische Provinz geworden. Der Eifer Preussens richtete sich darauf, in möglichst kurzer Zeit dieses polnische Land in eine echt deutsche Provinz zu verwandeln. Es fand in diesem Bemühen neben seiner grossen, weitverzweigten preussischen Beamtschaft einen starken Bundesgenossen in der dort lebenden jüdischen Bevölkerung, die mit grosser Bewunderung deutscher Sitte, deutscher Sprache und Kultur anhing. Die Juden füllten die Kluft, die sich zwischen dem preussischen Beamten und den polnischen Bauern, Handwerkern und Arbeitern auftat. Der polnische Adel hielt sich stolz und grollend abseits und weigerte sich, in irgendein Verhältnis zur neuen Regierung zu treten, weder als Offizier noch als Beamter. Eine eigentliche kräftige polnische Bürgerschicht hatte es in diesem Lande bisher nicht gegeben. Diese Lücke füllten die Juden aus. Sie waren die Grosskaufleute und bildeten die kaufmännische Mittelschicht; sie waren die Ärzte und Rechtsanwälte und standen in allen freien Berufen. Sie füllten die höheren Schulen und schickten ihre Söhne auf die Universitäten des Reiches. Es war interessant zu sehen, wie durch dieses Leben zwischen kulturellen und nationalen Gegensätzen unter den Juden ein besonders reiches Kulturleben, vor allem in der Stadt Posen selbst, entstand. Eine erstaunliche Fülle bedeutender jüdischer Männer sind aus diesem Kreis hervorgegangen. Immer wieder fiel es mir in meiner Studienzeit auf, dass ein grosser Teil der jüdischen Universitätsprofessoren – und es war nicht leicht für einen Juden, ordentlicher Professor zu werden – aus der Provinz Posen stammte.

Unsere Mutter wurde im Revolutionsjahr 1848 geboren. Sie erzählte uns oft, wie unten im Keller alles für ein Wochenbett vorbereitet war, um die Wöchnerin vor Gefahren und Aufregungen zu schützen. So begann ihr Leben unter dem Sturmzeichen der Revolution, und es reichte fast bis zu dem Ausbruch der Revolution, die das «Dritte Reich» entstehen liess; die Sturmzeichen dieses drohenden Umsturzes sah sie noch voll Besorgnis aufziehen, ein gütiges Geschick erlaubte ihr von uns zu gehen, bevor der Sturm ausbrach.

Doch Mutters erste Jugendjahre waren froh und unbeschwert. Sie war als dritte Tochter von Viktor Löwenfeld und seiner Frau Henriette geb. Zadek zur Welt gekommen. Unser Grossvater hatte damals ein grosses

Knabenpensionat. Die Jungen aus der Provinz wurden zu ihm in die grosse Stadt geschickt, um dort die höheren Schulen zu besuchen. Aber auch viele jüdische Eltern aus Polen und Russland schickten ihre Söhne in Grossvaters Haus, denn die Juden waren grosse Bewunderer deutschen Bildungswesens. Viele Jahre später haben mir immer wieder ältere Herren erzählt, sie seien bei Grossvater Löwenfeld in Pension gewesen, und hatten schönste Erinnerungen an diese Zeit.

Mutter scheint sich unter der fröhlichen Knabenschar wohl gefühlt zu haben. Sie soll tüchtig mitgetollt haben in dem grossen Hof, in dem hohe Bretterhaufen aufgestapelt lagen, die Kletterkünsten dienten, und in dem die grossen Weinfässer der bekannten Firma Kantorowicz standen, hinter denen sich so gut Versteck spielen liess.

Der Grossvater war kein eingessener Posener. Er war in jungen Jahren aus Pommern eingewandert, angelockt durch den Ruhm Akiba Egers, der damals in Posen als Rabbiner und Gelehrter wirkte und Schüler aus allen Gegenden anzog. So war auch Viktor Löwenfeld, der «deutsche Bocher», wie man ihn nannte, nach Posen gekommen, um es nie wieder zu verlassen. Er hatte dort von Akiba Eger seine Rabbinatsqualifikation erhalten, wurde aber nie ausübender Rabbiner, sondern fand seine Freude im Erziehen und Lehren der Jugend, die sich um ihn scharte.

Auch Rabbi Akiba Eger war stark in den Religionsstreit, der damals in den jüdischen Gemeinden Deutschlands tobte, hineingezogen worden und stand, oft von der eigenen Gemeinde heftig angegriffen, ganz auf der Seite der Gesetzestreuen, ohne aber jemals für eine Trennung von der jüdischen Hauptgemeinde einzutreten. Er war, ohne je den Titel zu führen, der anerkannte Oberrabbiner für ganz Posen. Die Christen nannten ihn den «Papst der Juden». Mutter erzählte uns oft, was für ein schöner, stattlicher Mann er gewesen sei – und was für schöne Töchter er hatte. Von weither seien die reichsten Väter gekommen, um eine der Töchter Reb Akiba Egers für ihre Söhne zu freien. Denn damals war es noch das Begehrteste, die Tochter eines Gelehrten zu heiraten, gute Familie war wichtiger als die grösste Mitgift.

Der Grossvater Viktor Löwenfeld muss ein armer Junge gewesen sein, der selbst für seinen Unterhalt zu sorgen hatte. Aber damals war es noch Sitte, dass reiche jüdische Familien sich arme Talmud-Schüler aussuchten und sie als Lehrer für ihre Söhne ins Haus nahmen. So kam er als junger Mann in das Haus des Kaufmanns und Posamentiers Zadek. Die Jungen hat er dort unterrichtet, aber in die schöne junge Tochter des Hauses, Henriette Zadek, hat er sich verliebt. Sieben Jahre, wie der Erz-

vater Jakob, hat er treu um sie gedient. Und als es dann so weit war, dass alle äusseren Widerstände überwunden waren, da erkrankte die junge Braut, und die Ärzte rieten ihm dringend ab, eine Frau zu heiraten, die, wie sie glaubten, die Schwindsucht hatte. Aber Grossvater liess sich durch nichts von seinem Entschluss abbringen: «Lieber ein Jahr Glück, als ohne sie leben zu müssen!» Er behielt recht; das Schicksal liess sie viele Jahre in glücklichster Ehe beieinander, wenn sie auch – viel zu jung – nach über zwanzigjähriger Ehe starb.

Von dieser Grossmutter weiss ich sehr wenig. Unsere Mutter war zu verschlossen, um uns viel aus ihrer Jugendzeit zu berichten. Nur gelegentlich erzählte sie, dass Grossmutter sehr schön gewesen sein soll, mit schwarzem Haar und blauen Augen, dass sie sich gerne schön gekleidet und auch bei ihren Töchtern grossen Wert auf Kleidung und Umgangsformen gelegt hat, ja dass sie damals schon, trotz der strengen Orthodoxie des Hauses, darauf bestand, dass die Töchter Klavier spielten und sangen und dass sie Tanzstunden hatten. Grossvater scheint in ihr immer die Jugendgeliebte gesehen zu haben, der er jeden Stein aus dem Weg zu räumen versuchte.

Die Familie Zadek war, soviel ich weiss, schon in der zweiten Generation in Posen. Ich glaube, es war Ende des 18. Jahrhunderts, als ein junger polnischer Jude nach Berlin kam und dort um Aufenthalt nachsuchte. Das war damals nicht leicht, und nur ganz bestimmten Kategorien von Juden war es möglich, solch eine Erlaubnis zu erhalten. Bestimmte Handwerker erhielten Aufenthaltsrecht. Der junge Zadek kam zu Stadtrat David Friedländer, der ein angesehener Kaufmann war. Er hatte ein grosses Seidenhaus und war als erster Jude in den Berliner Stadtrat gewählt worden. Er war einer der kämpferischsten Aufklärer, der in seinem Aufklärungsfanatismus weder seine jüdische noch seine christliche Umgebung verstand. Nur seinem Übereifer ist es zuzuschreiben, dass er an den Propst Teller den berühmten und berüchtigten Brief sandte, in dem er ihm anbot, mit seiner ganzen Gemeinde zum Christentum überzutreten, wenn man es ihnen erliesse, im Glaubensbekenntnis die Göttlichkeit Christi anzuerkennen. Diesem David Friedländer trug der junge Zadek sein Anliegen vor. Auf die Frage, was er könne, erklärte er, er könne Borten weben, besonders solche aus Silber und Gold. Es war die Zeit, da jeder Herrenrock bunte Borten hatte und ein grosser Luxus mit diesen Borten getrieben wurde.

David Friedländer forderte ihn auf, seine Kunst zu zeigen, und legte ihm ein schönes Muster vor, das er nacharbeiten sollte. Der junge Mann setzte



sich sofort hin und löste die Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit. So war es Friedländer leicht, ihm Aufenthaltsbewilligung in Preussen zu verschaffen. Wieso der junge Zadek dann nach Posen kam, weiss ich nicht zu berichten. Er und seine Söhne blieben dem Handwerk des Posamentiers treu. Natürlich blieb es nicht beim Handwerk allein, es kam ein grosses Galanteriewarengeschäft hinzu, und langsam wurden die Kinder und Enkel Kaufleute. Das Handwerk verlor sich, aber das grosse Geschäft, damals in den Händen von Urenkeln, sah ich noch, als wir im Jahr 1895 bei den Posener Verwandten herrliche Ferien verlebten.

### MUTTERS JUGENDZEIT IN POSEN

Wenn ich beginne, von Mutters Jugendzeit in Posen zu erzählen, so merke ich, wie wenig ich davon weiss, wie wenig Mutter von ihrer Kindheit und Jugend gesprochen hat. Aber das entsprach durchaus ihrer Natur; Mutter war in allen Gefühlsdingen ein sehr verschlossener Mensch, wahrscheinlich, weil sie alles sehr tief empfand und fürchtete, beim Sprechen von ihrem Gefühl überwältigt zu werden. Sie verlangte von sich und anderen Beherrschung, Strenge gegen sich selbst. So hat sie auch uns erzogen, und wenn es uns als Kinder wohl manchmal hart erscheinen wollte, wir haben es ihr wohl alle später gedankt. Denn es hat uns alle gelehrt, Schweres in uns selbst auszukämpfen, keinem anderen mit Klagen und Jammern zur Last zu fallen.

Mutter scheint die Schulzeit viel Freude gemacht zu haben, sie lernte leicht und gehörte immer zu den Besten. Eine merkwürdige Freundschaft verband sie damals mit einer adligen Polin und einer preussischen Beamtentochter. Innerhalb der Schule waren sie ständig zusammen und hatten sich gern – auf der Strasse grüssten sie sich nicht. So stark war die Trennung der Posener Gesellschaftskreise. Ich weiss, wie wir als Kinder über eine solche Freundschaft empört waren, aber Mutter fand das in ihrer Schulzeit ganz selbstverständlich; wie ja jede Jugend das Gegebene zuerst als selbstverständlich hinnimmt. Auch hatte ja Mutter ausserhalb der Schule einen grossen, lebendigen Kreis, der ihr Schulfreundinnen entbehrlich machte. Das ganze Haus war voller Pensionäre, da waren die vielen Vettern und Cousinen, vor allem aber die eigenen Geschwister. Es gab zwei ältere Schwestern, Ulrike und Milka, und die beiden jüngeren Zwillingsbrüder Rafael und Samuel. Tante Milka, die Mutter

im Alter am nächsten stand, scheint Mutters ganze Bewunderung gewesen zu sein. Sie erzählte uns immer, wie schön und reizvoll sie gewesen sei, wie geistreich und sprühend. Sie selbst muss sich neben ihr hässlich und geistig schwerfällig vorgekommen sein. Das war schon so in der Tanzstunde, die sie und die Schwester gemeinsam besuchten, und scheint sich nach dem frühen Tod der Mutter noch vertieft zu haben. Sie starb, als unsere Mutter siebzehn Jahre alt war. Auch davon hat Mutter nie erzählt; doch wie schwer sie es getragen hat, konnten wir daraus ersehen, dass sie blass und elend wurde und fieberte, so dass die Ärzte ihre Lungen für angegriffen hielten und dringend verlangten, dass sie zum Luftwechsel nach Kolberg ans Meer reisen sollte.

Das war damals, als die heute übliche Sommerreise noch etwas ganz Ungewohntes war, eine grosse Aufregung, denn es war wohl das erste Mal, dass Mutter in die Welt hinausfuhr. Das Stadtkind sah zum ersten Mal Wiese und Feld, sie sah bei einem Bauernhaus eine Glucke und viele gelbe Küchlein und rief voll Aufregung und Entzücken: «Schaut die vielen kleinen Kanarienvögel!» Mutter scheint sich in Kolberg gut erholt und gekräftigt zu haben, denn sie übernahm – die älteren Schwestern waren wohl schon verheiratet – die Führung des ganzen grossen Hausbetriebes. Dr. Werner, Rabbiner in München, auch ein Posener und Jugendfreund meiner Mutter, erzählte mir später oft: «Ja, mit Idchen, Ihrer Mutter, musste man sich gut stellen, um gute Stullen zu bekommen!»

Sicher ist, dass Mutter wohl im Ganzen ernster war als ihre Schwestern, dass Lernen, sich Bilden ihre Hauptfreude war. Sie selber hat es uns gegenüber immer damit begründet, dass sie sich für hässlich und uninteressant gehalten hätte und überzeugt war, nie einem Mann gefallen zu können. Wie diese Überzeugung in ihr entstehen konnte, war uns Kindern immer unbegreiflich; sahen wir doch ihr entzückendes Brautbild immer vor uns: ein feines aristokratisches Gesicht mit tiefen ernsten Augen, gut gezeichneten Brauen und einer herrlichen blonden Haarkrone. Aber nicht nur all ihre Jugendgenossen erzählten uns später in Posen, wie schön Mutter als junges Mädchen gewesen sei, sogar auf der Strasse in Mannheim habe ich einmal zufällig dasselbe gehört. Eine mir unbekannte Dame kam auf mich zu und fragte mich: «Entschuldigen Sie, sind Sie nicht eine Löwenfeld aus Posen?» «Ich nicht, aber meine Mutter.» «Ach, dann sind Sie die Tochter der Ida Löwenfeld!» Und sie erzählte mir, wie sie und ihr Kreis, lauter Backfische damals, für Mutter geschwärmt hätten, weil sie so schön und klug war, und wie glücklich sie

gewesen sei, dass sie an Mutters Verlobungsfest durch eine Türspalte hätte hineinschauen dürfen.

Als ich es Mutter wiedererzählte, sagte sie mir: «Wie schade, dass es mir damals keiner gesagt hat. Ich hätte vielleicht manches anders gemacht.» Ob Mutter damit ihre Berufswahl meinte?

Mutter hatte nämlich aus dem Gefühl heraus, dass sie wohl nie heiraten würde, den Entschluss gefasst, einen Beruf zu ergreifen. Das war für jene Zeit und im damaligen jüdischen Kreis etwas so Ausserordentliches, Extravagantes, dass sie gar nicht wagen konnte, es irgendwie bekanntzumachen. Keiner hätte sie verstanden, keiner hätte es gebilligt. So machte sie nur ihren Vater zum Vertrauten. Mit seinem Wissen und seiner Einwilligung bereitete sie sich für das Lehrerexamen vor. Heimlich meldete sie sich zur Prüfung, und ohne dass es ausser dem Vater irgendjemand der weitverzweigten Familie erfuhr, bestand sie die Prüfung als diplomierte Volksschullehrerin. Sicher hat die Berufsausbildung viel zu ihrer ernsteren Lebensauffassung und zu ihrer starken Diszipliniertheit beigetragen. Sicher ist, dass ihr dieses Examen im späteren Leben sehr zugute kam.

Mutter muss etwa fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt gewesen sein, als sie unseren Vater kennenlernte.

## MUTTERS VERLOBUNG

Mutters Verlobung geschah nicht von ungefähr, sondern Vater kam direkt nach Posen, um sich Mutter anzuschauen. In jüdischen Häusern war es damals und auch später durchaus noch Sitte, dass Eltern, Verwandte, Freunde der Familie oder auch berufsmässige Heiratsvermittler kamen, um den oder jenen Mann für dies oder jenes junge Mädchen vorzuschlagen. Passten dann die äusseren Bedingungen wie Familie, Beruf, Vermögen, Gesundheit, so gaben die Eltern des Mädchens die Zustimmung, dass der junge Mann zur «Beschau» kam. Selten fuhr der junge Mann unverlobt wieder fort. Das galt als eine grosse Beleidigung, denn eigentlich heiratete man «in eine Familie», nicht das individuelle Mädchen. Dass man nachher zusammenpasste, dafür sorgten schon Sitte und Tradition. Auch wurden ja die meisten Mädchen vor der Ehe so abgesondert gehalten, dass die erste erlaubte Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit des jungen Bräutigams Zärtlichkeit und Gegenliebe in dem jungen Mädchen hervorriefen.

Grossvater Löwenfeld, der selbst sieben Jahre eine tiefe, treue Liebe im Herzen getragen hatte, war eine seltene Ausnahme. Er begriff nicht, dass seine Töchter sich nicht verliebten und einen Mann eigener Wahl fanden. Jede hat er immer wieder gefragt, ob sie denn auf die herkömmliche Weise heiraten wolle. Die beiden ältesten Schwestern waren schon lange verheiratet, und Mutter war mit ihren fünfundzwanzig Jahren für damalige Zeit schon fast eine alte Jungfer. Als der Vater sie fragte, ob der junge Rabbiner Gabor Goitein zur Brautschau kommen dürfe, lehnte Mutter nicht ab.

Es war aber kein Heiratsvermittler gewesen, der den beiden jungen Leuten voneinander erzählt hatte, sondern einer von jenen «Wanderbettlern», von denen es unter den Juden Deutschlands viele gab. Sie zogen von Stadt zu Stadt und «schnorren» für irgendetwas. Mal für eine Jeschiwah oder für den Bau einer Synagoge, mal für die Nedunje ihrer Töchter; das meiste floss in ihre eigene Tasche. Es waren zum Teil aber auch recht anständige Leute unter ihnen, die zu lernen verstanden und immer ein gutes Moschelchen zu erzählen wussten. Solche Leute wurden in jüdischen Häusern gut aufgenommen, bekamen einen Ehrenplatz am Tisch, und wenn man sie nicht im eigenen Haus für die Nacht aufnehmen konnte, so bezahlte man für sie die Herberge. Es gab Häuser, in denen immer ein Orech mitass. Am Freitagabend oder Schabbat-Mittag aber bemühte sich jedes Haus darum, solch einen Fremdling bei sich zu haben. Noch im Hause von Grossvater Straus war der Orech eine tägliche Erscheinung, ja oft nicht einer nur, sondern viele, bis eure Tante Adele, die nach Verheiratung ihrer Schwestern das Regiment führte, einmal voller Impulsivität ihrem Vater erklärte: «Entweder kommen diese Männer vom Tisch weg, oder ich gehe von Tisch!» Sie hatte nicht so unrecht mit diesem energischen Protest. Nicht nur, dass jede Gemütlichkeit des Familientisches gestört war, die Esssitten dieser «fahrenden Männer» waren auch so unmöglich, dass einem schon der Appetit dabei vergehen konnte. Ein solcher Orech, der oft im Hause Viktor Löwenfelds Mittagsgast war, hatte eine grosse Sympathie für unsere Mutter gefasst, deren Walten er im Hause beobachtet hatte. Ich glaube, er war selbst ein Ungar und kannte Vater und seine ganze Familie. Nun erzählte er unserem Vater so lange von Ida Löwenfeld, bis er durch ihn Grossvater anfragen liess, ob er zur Brautschau kommen dürfe. Mutter hat uns oft von dieser denkwürdigen ersten Begegnung erzählt.

Mutter, ein innerlich stolzer, ehrlicher, gerader Charakter, war alles

andere als kokett oder gefallsüchtig. Sie dachte keinen Augenblick daran, dass es nötig sei, einen guten Eindruck auf den jungen Mann zu machen, der am Freitagabend als Tischgast am grossen Familientisch sass. Am Freitagabend assen natürlich auch die verheirateten Töchter mit ihren Männern bei Grossvater. Sie dachte nur daran, den jungen Mann genau zu beobachten und zu prüfen, um zu wissen, was an ihm sei. So war sie mehr eine stumme Beobachterin, und nur Tante Miikas Lebendigkeit scheint die Situation gerettet zu haben. Noch schlimmer war es am kleineren Tisch am Schabbat-Mittag, so dass der junge Mann zur Hawdalah gar nicht mehr ins Haus kam. Grossvater eröffnete nach Schabbat-Ausgang Mutter sehr bedrückt, dass der junge Mann morgen wieder nach Hause fahren wolle. Er danke für die freundliche Einladung, es würde also wohl nichts daraus werden. Unsere Mutter war nicht im Geringsten enttäuscht, sondern sagte nur «umso schlimmer für ihn», und die Angelegenheit war für sie erledigt.

Der Sonntag brachte eine Fülle von Arbeit. Ein grosser Waschkorb voll Wäsche zum Bügeln, Vorhänge sollten geplättet und aufgehängt werden. Mutter war mitten im Bügeln, als der junge Dr. Goitein gemeldet wurde, der kam, um sich von der Tochter des Hauses zu verabschieden. Mutter liess ihn ins Bügelzimmer kommen, denn sie könne die Arbeit nicht unterbrechen. Er kam und sie bügelte, und da nun Mutter wusste, dass er gar nichts mehr von ihr wollte, unterhielt sie sich frei und ungezwungen mit ihm. Er blieb und blieb, und als das Bügeln fertig war, da half er ihr die Vorhänge aufhängen. Er stand auf der Leiter und Mutter reichte ihm zu und erklärte ihm, wie und was zu machen sei. Und als Grossvater aus der Pension herüberkam, fand er zwei junge Leute, die einig geworden waren, den Lebensweg miteinander zu wagen.

## VON DER HEIMAT MEINES VATERS

In einem kleinen Landstädtchen, tief in Ungarn, in Högyesz im Tolnaer Komitat, stand meines Vaters Wiege. Dort im Rabbinerhaus kam er zur Welt. Ein kleines einstöckiges Haus war es, das mit vielen ebenso kleinen Häuschen im «Schulhof» lag, direkt gegenüber der Synagoge. Es war ein Teil Ungarns, in dem viel deutsch gesprochen wurde. Jedenfalls sprachen alle Juden nur deutsch, ja sie verstanden gar kein Wort ungarisch. Der Grossvater und der Urgrossvater hatten schon in dem Häus-

chen gewohnt und waren dort Rabbiner gewesen, nicht nur für die Gemeinde selbst, sondern für den Bezirk, in dem überall Juden wohnten. Die Familie war aus Böhmen gekommen, aus Cajetan. Der Name Goitein stammte wohl daher, war nur etwas abgewandelt worden. Der Urgrossvater hatte sich einen berühmten Namen durch ein hebräisches Buch erworben, das er herausgegeben hatte und nach dessen Titel er nach alter jüdischer Sitte genannt wurde, der Kesef Niwchor. Es war, soweit ich es verstehe, ein nach bestimmten systematischen und pädagogischen Gesichtspunkten zusammengestelltes Werk, das von grosser Gelehrsamkeit und grossem Fleiss zeugte. Er hat viele Jahre seines Lebens daran gearbeitet. Nun, da es fertig war, hiess es, einen Verleger dafür zu finden. Ohne Geld war das eine unmögliche Sache. Und woher sollte ein jüdischer Gelehrter, ein Rabbiner, Geld haben? Es galt nun, Leute dafür zu interessieren, die das Buch subskribierten. Es dauerte ebenso viele Jahre, bis sich im In- und Ausland genug Subskribenten fanden. Aber es glückte ihm. Sein Buch erlebte es, gedruckt zu werden und grosse Anerkennung zu finden. Er war der erste Goitein, der als Rabbiner in Högyesz einzog. Sein Sohn Hermann Hirsch Goitein folgte ihm; nun ist schon der vierte Goitein, mein Vetter Schlomo, dort im Amt. Hermann Goitein hatte vier Söhne und drei Töchter. Der zweite Sohn war bereits Rabbiner, der älteste und der dritte waren Kaufleute geworden, der jüngste, unser Vater, war wieder zum «Lernen» bestimmt. Wie früh er bei seinem Vater zu lernen anfang, weiss ich nicht, aber sicher schon mit vier Jahren. Als er zehn Jahre alt war, fand Grossvater es an der Zeit, ihn auf eine Jeschiwah nach Pressburg zu schicken. Ein zarter Junge war er noch. Aber woher sollte sein Vater das Geld zu seinem Lebensunterhalt aufbringen? Galt doch damals noch durchaus zu Recht das Wort: «Jeder Rabbiner hat einen Gulden weniger, als er zum Leben braucht.» So musste mein Vater schon selbst mithelfen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er wurde sogenannter Belfer in der Jeschiwah, in der er selber lernte, d.h. er hatte die Aufgabe, das, was der Raw mit ihnen durchnahm, mit denen, die es nicht so schnell verstanden, zu wiederholen und es ihnen verständlich zu machen. Ich glaube, dass Vater dort bis zu seiner Barmitzwah blieb. Zum Abschied schenkten ihm seine Schüler ein feines, silbernes Kettchen, das wohl für die Uhr bestimmt war. Mutter trug es lange Jahre als Kette für ihren Zwicker, und wenn wir es bewunderten, erzählte sie uns, woher es stammte. Danach kam Vater nach Eisenstadt, wo unter Esriel Hildesheimer eine besonders berühmte Jeschiwah entstanden war. Sie hatte mit vier Schü-

lern begonnen, war aber bald zur berühmtesten Talmudschule geworden, zu der viele Schüler hinströmten. Als ich Eisenstadt mit eurem Vater besuchte, war es ein stilles, verschlafenes Städtchen mit einer schönen alten Synagoge und mit schönen alten Kultgegenständen. Zu beiden Seiten des Judenviertels wurden am Schabbat-Beginn Ketten gespannt, die erst am Schabbat-Ausgang sich wieder auftaten, um den Wagen und dem Geschäftsverkehr in die Judenstadt Eingang zu geben. Hier scheint Vater nicht nur jüdische Wissenschaft getrieben, sondern unter dem Einfluss Hildesheimers auch allgemeines Schulwissen in sich aufgenommen zu haben, denn Hildesheimer war wohl der erste Rabbiner in Ungarn, der für die jungen Rabbiner allgemeines Wissen und allgemeine Bildung forderte. Er verlangte auch, dass der Doktorgrad einer Universität ebenso von ihnen erworben werden müsse wie die Berechtigung, das Rabbinatsamt ausüben zu dürfen. In Ungarn wurde zwar ein Rabbiner, der den Dokortitel besass, scheinbar angesehen, er galt als Neuerer; aber drüben in Deutschland hatte gerade die Orthodoxie die Forderung erhoben, dass der Rabbiner auch weltliche Bildung besitzen müsse, um den Gebildeten der eigenen Gemeinde nicht nachzustehen und um gegen das wissenschaftliche Rüstzeug der Reform gewappnet zu sein. «Bildung vereint mit der Thora», das war das Losungswort, das der Führer der Orthodoxie, S. R. Hirsch, ausgegeben hatte.

So war es denn nicht verwunderlich, dass man Esriel Hildesheimer nach Berlin berief, als man daranging, ein orthodoxes Rabbiner-Seminar zu errichten, als Gegenlehrhaus gegenüber den rabbinischen Hochschulen in Breslau und Berlin. Hildesheimer wählte drei seiner Lieblingsschüler aus, um sie mit sich nach Berlin zu nehmen: meinen Vater, Dr. Horwitz, den späteren Rabbiner von Frankfurt/Main, und Dr. Goldschmidt, der später Rabbiner in Offenbach war. Dr. Goldschmidt war zur Reform übergegangen und seinen früheren Freunden fremd geworden. Wir waren schon ganz erwachsen, als er, ein alter, grauhaariger Mann, eines Tages bei Mutter wieder erschien, um mit ihr von Vater und alten, längst vergangenen Zeiten zu reden. Er hatte Heimweh bekommen und bezeichnete sich selbst als einen «Baal Tischuwah», einen Mann der Umkehr.

Für Vater kam eine neue, schöne, aber auch sehr schwere Zeit: Doppeltes Studium, schwere Arbeit und kein Geld. Mutter hat uns oft erzählt, in welchem kleinen, ärmlichen Zimmer Vater wohnte, wie oft er nichts anderes zu essen hatte als trockenes Brot. Aber er war sehr stolz, und die Kameraden, die ihn besuchten, sollten nicht sehen, wie knapp sein

Geldbeutel war. So kaufte er am Anfang der Woche ein Städtchen Butter, das, wenn Freunde kamen, immer auf seinem Abendtisch stand. Er ass es erst, wenn es nicht mehr möglich war, es länger aufzuheben, weil es schon ganz ranzig geworden war.

Aber Vater war jung und kräftig, und eines Tages hatte er von der Hungerei genug. Er suchte Dr. Hildesheimer auf und erklärte ihm, er wolle aufhören zu lernen und zu studieren. Ganz erschreckt fragte ihn der Raw, warum er, der so begabt sei, sein Studium unterbrechen wolle. Da gestand er ihm, dass er hungere und nicht Lust hätte, so weiter zu hungern. Er sei jung und könne sein Brot verdienen. Da bat ihn Hildesheimer, sich nur ein paar Tage zu gedulden, er werde ihm eine Stelle verschaffen. Und so geschah es. Vater bekam eine Hauslehrerstelle. So war für Wohnen und Essen gesorgt. Vater konnte in Ruhe bei seinem Beruf bleiben, den er über alles liebte. Mit fünfundzwanzig Jahren beendete Vater sein Studium, und das war wohl auch das Jahr seiner Verlobung und Verheiratung.

## IN AURICH

Grossvater Löwenfeld hatte wohl gehofft, auch seine jüngste Tochter bei sich in Posen behalten zu können. Er glaubte, in dem rabbinischen Schwiegersohn einen Nachfolger gefunden zu haben, der die Pension weiterführen würde. Aber Vater liebte den Beruf des Rabbiners und wollte ihn nicht aufgeben. Er wartete auf die erste Berufung, die ihn ganz weit in den Norden brachte, nach einem Städtchen in Friesland, nach Aurich. Mutter war die einzige der Schwestern, Cousinen und Freundinnen, die von Posen wegzog, um ihrem Manne zu folgen.

Es muss ein merkwürdiges Leben für dies junge Paar gewesen sein dort oben, unter so ganz veränderten Verhältnissen. Mutter kam aus einem sehr lebendigen, geistig interessierten Kreis. Es war ein Kreis, in dem jedes neue Buch gelesen wurde, das Theater war eine Bildungsstätte und gute Musik ein Bedürfnis. Es war eine erstaunlich literarische Bildung, die damals herrschte. Mutter waren die Klassiker so vertraut, dass sie sie fast auswendig konnte. Man hatte jederzeit ein Dichterwort, einen Vers bereit, man sprach Englisch und Französisch, man hatte die Bildung jener Zeit, die zwar die Natur vernachlässigte, aber in den schönen Künsten und Sprachen ganz zu Hause war. Vater war frisch und voll



Leben wie ein Grossteil seiner ungarischen Verwandten. Diese beiden jungen Menschen kamen nun in eine Gemeinde, deren Mitglieder fast alle Metzger waren und die sich da oben im Norden völlig ihrer ruhigen, schwerfälligen Umgebung angepasst hatten. Mutter erzählte uns oft von dem ersten Schabbat-Besuch beim neuen Rabbiner.

Es war ein kalter Wintertag, im Kamin brannte ein Feuer, die Gemeindeältesten kamen mit oder ohne Frauen, sagten «Gut Schabbes», setzten sich um den Kamin und – schwiegen. Nach vergeblichen Versuchen, ein Gespräch zustande zu bringen, ergaben sich Vater und Mutter in ihr Schicksal – nur ein plötzlicher Lachanfall zwang Mutter, hinauszulaufen, um sich draussen auszulachen, was ihr einen strafenden Blick von Vater eintrug. Nach einer halben Stunde schweigsamen In-den-Kamin-Starrens verabschiedeten sich die Gemeindeglieder wieder mit einem «Gut Schabbes». Aber als sie alle draussen waren, da konnte auch Vater sich nicht länger beherrschen, und wie zwei fröhliche Kinder lachten sie los. Mit der Zeit gewöhnte man sich an diese Form des Umgangs, aber das Rabbinerhaus mit seiner modernen Einrichtung, seiner aus Posen mitgebrachten Kultur muss wie eine fremde Insel angemutet haben. Doch hatte auch Aurich für die Eltern viele Annehmlichkeiten: die Menschen waren bieder und hilfsbereit, die Küche war herrlich versorgt, denn die besten Stücke wurden dem Rabbinerhaus geliefert, und Zungen und Gehirn, die dort keiner mochte, kamen unentgeltlich ins Haus. Auch vermissten die Jungverheirateten kaum Verkehr, besonders als dann noch Vaters Schwester, Tante Verona Friedenthal, die verwitwet war, mit ihrem Töchterchen zu den Eltern zog. Hier in Aurich wurde im Sommer 1876 meine älteste Schwester geboren. Ich glaube, sie war noch kein Jahr alt, als Vater seine neue Stelle in Karlsruhe antrat.

Mutter war inzwischen noch einmal mit dem kleinen Töchterlein, das sie noch stillte, zum Grossvater nach Posen zu Besuch gefahren. Ich erzähle es bloss darum, da Mutter wie ein Wunder angestaunt wurde, weil sie ihr Kind selbst nährte. In Posen kannte man das in jüdischen Kreisen gar nicht mehr. Jedes Kind hatte seine polnische Amme. Alle Verwandten, Schwestern, Cousinen, Freundinnen staunten Mutter an: Denkt euch, Idchen stillt ihr Kind selbst!

## KARLSRUHER RABBINERZEIT

Ob die Berufung nach Karlsruhe eine pekuniäre Verbesserung bedeutete, weiss ich nicht, sicher aber war sie es in menschlicher und gesellschaftlicher Beziehung. Die süddeutsche Residenz bot ein ganz anderes kulturelles Milieu, und die Führer der kleinen orthodoxen «Religionsgesellschaft» waren Männer, die für ihr Judentum Opfer zu bringen bereit waren, die stolz waren auf ihre Tradition, auf ihre Familien. Da standen an der Spitze der Gemeinde die Familien Ettlinger und Wormser, die unter sich auf die mannigfaltigste Art verwandt und verschwägert waren. Der Seniorchef der Familie und zugleich der Chef der grossen Eisenfirma Ettlinger & Wormser war der «I. H. Ettlinger». Er wurde nie anders genannt als der I. H., und während ich es niederschreibe, merke ich erst, wie sonderbar es ist, dass ich in Wahrheit nicht weiss, wie er wirklich geheissen hat. I.H.war ein sehr stolzer, unnahbarer Herr, gross und stattlich mit weissem Haar und Bart. Er trug immer einen Zylinder und sah fast so fein aus wie der Grossherzog selbst, was uns Kindern – und ich glaube auch fast den Erwachsenen – grossen Eindruck machte. Sein Haus, in das ich nur selten kam, wirkte auf mich als der Inbegriff aller Vornehmheit. Aber er war trotz aller Freundlichkeit gegen uns Kinder ein strenger Herr. Wehe dem Lehrling, der es wagte, einen Stehkragen zu tragen, er wäre unweigerlich hinausgeflogen. Und die Anrede «du» blieb den Angestellten lange über die Lehrlingszeit hinaus. Mir scheint, dass sein Stolz und seine Strenge auch in seinem eigenen Haus viel Leid und unnützen Kummer hervorgerufen haben. Seine wunderschönen Töchter, denen die Mutter viel zu früh entrissen worden war, kamen durch den Stolz des Vaters und die Unnahbarkeit des Hauses alle sehr spät oder gar nicht zur Ehe oder nahmen am Ende Männer, wie die Jüngste, über die sie sich ein Leben lang lustig machten.

In derselben Strasse, aber auf der gegenüberliegenden Seite, wohnte der Bruder, David Ettlinger, auch ein weisshaariger Witwer, viel einfacher im Wesen und im Geiste als der Seniorchef der Familie, aber gerade dadurch uns menschlich viel näher und vertrauter. Seine Tochter Kella liebten wir Kinder besonders, denn sie hatte – wohl in Fortsetzung der Tradition ihrer frühverstorbenen Mutter – immer irgendetwas Gutes für uns Kinder bereit. Es gab kein Purim ohne die besten Fastenküchle von ihrer Hand, kein Chamischah Asar Bischwat ohne das schönste Eingemachte, und ausserdem hatte sie für uns Kinder immer ein freund-

liches Wort, ein liebes Lächeln. Ihr Bruder, Kaufmann Ettliger, war uns der Inbegriff des eleganten, schönen jungen Mannes, der alle neuen Schlager sang und in der Synagoge den Chor dirigierte. Erst viel später habe ich begriffen, dass das wohl alle seine guten Eigenschaften waren, die natürlich nicht ausreichten, um im Leben zu bestehen.

Gegenüber dem Hause David Ettliger stand das Haus seines Vetters und Schwagers Rafael Wormser, des Mannes, der mir den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck machte, dem ein grosser Teil meiner Liebe und Bewunderung galt. Aber da sein Haus und seine Familie viel enger mit meinem Kinderleben verquickt ist – wir wohnten vom Jahre 1886 bis 1893 mit ihnen im selben Hause –, will ich jetzt nur von ihm sagen, dass er, wohl dank seiner Klugheit, eine der führenden Persönlichkeiten in der Religionsgesellschaft war.

Fünf, sechs kleine Häuser trennten das Wormsersche Haus von dem seines Vetters I. H. Ettliger. Jedes Haus hatte am Fenster seinen «Spion», und von dem Platz aus, auf dem die Töchter am Nähtisch sasssen, konnte man die ganze «Herrenstrasse» auf- und abwärts überblicken; keiner konnte ungesehen vorbei. Die Chronik der Herrenstrasse war so in allen drei Familien lebendig. Das Lustigste aber war, dass die Ettliger sich so ganz als Herren der Herrenstrasse fühlten. Jeden Morgen ging das Gespräch über die weite Strassenlänge hinauf und hinab von Fenster zu Fenster; und die ganze Strasse erfuhr, wie die alten Herren geschlafen und was die Enkelkinder an Weisheiten produziert hatten, ja wie die beiden Möpfe, Ami und Jolli, sich fühlten, die unzertrennlichen Begleiter der beiden Ettliger Familien.

Ein Stück weiter die Herrenstrasse abwärts wohnte die dritte Familie Ettliger, irgendwie auch an demselben Geschäft beteiligt. Dieser dritte Ettliger war ein kleiner, nervöser Mann, der stotterte und immer in Eile war. Sicher war er sehr fromm, aber uns Kindern wollte er viel geringer erscheinen als seine Vettern und Namensvettern. Seine Frau – «s bees Frale», wie sie im Volksmund genannt wurde – war besonders auffallend, weil sie «tief» ging, das heisst sie trug eine tiefe Haube, die ihr ganzes Haar bedeckte, nicht wie die anderen Frauen unseres Kreises einen «Scheitel», das heisst eine Haarperücke. Diese Neuerung, die Rabbiner S. R. Hirsch eingeführt hatte, um es modernen Frauen leichter zu machen, ihr Haar nach der Heirat nach Vorschrift der Bibel zu bedecken, war eben doch nur von einem Teil der Orthodoxie anerkannt, während die anderen an der alten Haube festhielten. Dies und wohl auch, dass sie «das bees Frale» war, machte sie mir immer ein bisschen unheimlich,

während ich die älteste Tochter, die mit uns spielte, wenn wir dort am Chanukah eingeladen waren, sehr gerne mochte.

Dann waren da noch die «Altmanns», eingesessene Karlsruher, Söhne des Oberrats Altmann, die zu den Stützen der Religionsgesellschaft gehörten. Ferner gab es verschiedene «Seligmanns». Die besten Freunde der Eltern, die Familie Aron Seligmann, wohnten in der Zeit, an die ich mich erinnere, nicht mehr in meiner Heimatstadt. Aber der wöchentliche Brief, der aus Amsterdam von Johanna Seligmann kam, machte sie mir vertraut und lieb, lange bevor ich sie mit Bewusstsein kennenlernte. Der Bruder, Lion Seligmann, war zwar weit davon entfernt, zur frommen Gemeinde zu gehören, aber er war unser Hausarzt. Sein gutes, freundliches Gesicht war mir Trost und Freude während der wenigen Kinderkrankheiten, die ich hatte. Er war der typische Hausarzt der alten Zeit. Niemals hätte er eine Rechnung geschickt, sondern zu Neujahr schickte man ihm im geschlossenen Kuvert mit einem Dank das, was man glaubte, ihm schuldig zu sein, je nach seiner Inanspruchnahme und nach seinem eigenen Geldbeutel. Ob er ein guter Arzt war? Ich wage es nach einigen seiner Aussprüche zu bezweifeln. «Eine Blinddarmentzündung behandelt man wie ein Kuchenrezept, eine wie die andere!» Es war allerdings noch vor der Operations-Ära. Aber er war der gute Freund des Hauses, zu jeder Stunde bereit, treu und aufopfernd. Einmal hatte ich doch Gelegenheit, sein ärztliches Auge zu bewundern. Er war zu einer unserer Pensionärinnen ärztlich gerufen worden – ich war damals etwa siebzehn Jahre. Ich hatte ihm die Tür aufgemacht und hatte ihn zu der Patientin hineingeführt. Beim Hinausgehen sagte er zur Mutter: «Bei der Pensionärin ist es eine leichte Grippe; aber was hat denn Ihr Mädchel, warum ist sie so blass? Liebeskummer?» Er hatte wirklich nicht schlecht geraten. Er erkundigte sich stets bei der Mutter nach seinem Bruder, «dem Himmelskutscher». In meiner Kinderzeit war er der einzige von allen Respektspersonen, der nicht zur strengen Orthodoxie gehörte.

Eine der wichtigsten und menschlich bedeutendsten Persönlichkeiten der Trennungsgemeinde war der Bankier Samuel Straus. Da ich von ihm später ausführlich erzählen will, soll er hier vorerst nur erwähnt werden, als ein guter Freund des Hauses, der täglich schon am frühen Morgen zu meinem Vater kam, um bei ihm zu lernen. Dass fast alle Herren der Gemeinde zu gemeinsamen Schiurim kamen, die Vater hielt, war fast eine Selbstverständlichkeit, aber solch täglicher Privatunterricht war doch eine Ausnahme, besonders bei einem so beschäftigten Bankmann.

Ich weiss wenig von diesen ersten Karlsruher Jahren. Mutter erzählte nur ganz selten davon, obwohl es ihre kurze Glückszeit war. Es müssen trotzdem oft schwere Jahre gewesen sein mit viel Arbeit und wenig Geld. Ein Kind nach dem anderen kam; im Jahre 1877 wurde die zweite Tochter, Emma, geboren, 1879 ein erstes Söhnchen, Hermann, und im Jahre 1880 kam ich zur Welt. Ich habe oft mit Schrecken daran gedacht, dass ich fast meiner Mutter das Leben gekostet hätte; denn wie es damals und bei den geringen Geldmitteln üblich war, war so gut wie nie ein Arzt bei der Geburt zugegen, nur die Hebamme kam zweimal am Tag, um nach der Wöchnerin und dem Kind zu schauen; da fand sie denn einmal Mutter in tiefer Bewusstlosigkeit und halbverblutet an. Nur die schnellste ärztliche Hilfe rettete ihr das Leben.

So waren wir damals schon vier kleine Kinder, und da Mutter nicht allzu viel Hilfe haben konnte, so hatte sie die Hände voll Arbeit. Denn immerhin war das Rabbinerhaus auch geselliger Mittelpunkt, was besonders Vaters Frohnatur entsprach. Häufig reichte zu Mutters Schrecken das Haushaltsgeld nicht aus. Ihr Glück war doppelt gross, wenn sie plötzlich doch noch ein Geldstück im Beutel entdeckte, das Vater heimlich hineingesteckt hatte, weil er Mutters sorgenvolle Stirne sah. Er lachte sie überhaupt immer aus über alle Sorgen, die sie sich machte, und nannte sie eine «schwerblütige Deutsche», der er seine leichte, gottvertrauende ungarische Art gegenüberstellte. Und doch war es seine heitere Natur, die allen Schicksalsschlägen gegenüber in schwerster Depression zusammenbrach, während Mutter stark und klar blieb und sich für uns Frohsinn und Freude erhielt. Als wir Töchter klein waren und der blondlockige, besonders hübsche Knabe zu Vaters Freude heranwuchs, da war Vater froh und glücklich und wie alle Ungarn besonders stolz auf uns Kinder. Für seine so «schönen» Töchter erträumte er schon die prächtigsten Schwiegersöhne. «Wegreissen wird man sie uns», sagte er zur Mutter, die ruhiger und kritischer war und vor allem die langen Jahre sah, die bis zu jenem Zeitpunkt noch zu durchleben waren.

Nie hätte Vaters Gehalt gereicht, und so hatte Mutter neben den kleinen Kindern noch immer Pensionäre. Meist waren es russische Studenten, die auf dem Polytechnikum studierten und deren Eltern Wert darauf legten, sie im Rabbinerhaus – das heisst fromm – untergebracht zu wissen. Mit diesem Verdienstzuschuss scheint der Haushalt einigermassen gelaufen zu sein, wenn auch Mutter, die doch einen viel üppigeren Haushalt gewohnt gewesen war, schweren Herzens auf Vaters Anweisung hin uns Kindern zu einer Mahlzeit entweder Ei oder Milch geben musste

und nicht, wie sie es gewohnt war, beides. Wie schwer ihr das gefallen sein muss, kann man verstehen, wenn man gesehen hat, wie Mutter in all den harten Jahren, da sie allein für uns die Sorge trug, ihre ganze Kraft und Liebe darein setzte, dass es uns an nichts fehle. «Wenn der Doktor sagt, eins von euch muss Goldstückchen schlucken, um gesund zu werden, so werde ich auch die herbeischaffen.»

Es tut mir leid, so wenig von meinem Vater erzählen zu können. Er war so jung, als er starb. Mutter sprach nie von ihm zu uns, und selbst die «grossen» Schwestern hatten nur vage Erinnerungen: dass Vater mit ihnen am Schabbat spazierenging, dass er ihnen biblische Geschichten erzählte und mit ihnen spielte, ja dass er in der Erziehung sehr energisch sein konnte. Emma – sie war bei Vaters Tod erst fünf Jahre – muss ein kleiner Trotzkopf gewesen sein, und Vater musste sie einmal bis hinter vor die Kellertüre tragen, bis sie nachgab. Aber Vater hatte trotz Mutters flehenden Blicken nicht nachgegeben. Dass Vater als Rabbiner sehr beliebt war, habe ich oft gehört, weiss aber nicht, ob irgend etwas Seelsorgerisches ihm diese Liebe erworben hat. Er wusste viel und predigte gut, nur, wie die Leute sagten, zu kurz, was aber nach Vaters Ansicht eher ein Lob als ein Tadel war.

Mit meiner Geburt begann viel Unglück in mein Elternhaus einzuziehen. In der Nacht, in der ich geboren wurde, erkrankte eines der Kinder an Scharlach. Das törichte Kindermädchen hatte bei ihrem letzten Sonntagsausgang bei ihrem kranken Schwesterchen gegessen und hatte so in ihrer Dummheit die Infektion ins Haus gebracht. Die Krankheit, die sorgfältig von der Wöchnerin und dem Neugeborenen ferngehalten wurde, ergriff ein Kind nach dem anderen. Wochen dauerte die Krankheit, und den kleinen Bruder hat sie aus dem Schwesternkreis gerissen. Es gibt kein Bild von ihm. Vater muss im Schmerz zusammengebrochen sein, denn Mutter erzählte mir einmal: nie durfte ich mich der Trauer hingeben um das geliebte Kind, ich musste stark sein, um Vater zu trösten. Aber es kann höchstens anderthalb Jahre später gewesen sein, als ein zweites Söhnchen geboren war, Beni, wohl noch im Jahre 1881. Als auch dieses zweite Söhnchen starb – ich weiss nicht, an welcher Krankheit –, da scheint tiefe Schwermut Vaters Gemüt ergriffen zu haben, die auch nicht durch die Geburt eines dritten Söhnchens Ernst, im Herbst 1882, behoben wurde. Vater ging zur Erholung nach Posen, um dort im Hause des Schwiegervaters Ruhe und Genesung zu finden-er kehrte nur noch als Toter zurück, um seine Ruhestätte auf dem Friedhof in Karlsruhe zu finden.

Nie hat Mutter von dieser Zeit schwersten Leidens erzählt. Jahre, Jahre später, als ihr einziger, geliebter Sohn im ersten Weltkrieg fiel, als wir in den Trauertagen um unseren Ernst viel allein zusammen waren, da hat sie mir erzählt, wie sie sich zwar am Tage beherrscht habe, wie sie aber die Nächte hindurch ruhelos in den Strassen der menschenleeren Stadt umhergeirrt sei, weil sie es in ihrer Verzweigung daheim nicht ausgehalten habe, bis Herr Wormser, der treue Freund der Familie, ihr gesagt habe: «Schreien Sie doch, weinen Sie doch, dies stumme Leid muss Sie ja zersprengen!» Nicht einmal der Gedanke an die Kinder war es, der sie ans Leben band, denn, wie sie mir sagte, «meine Geschwister, mein Vater hätten schon für euch gesorgt»; einzig und allein das tief eingewurzelte religiöse Gefühl, dass man nicht das Recht habe, Hand an sich zu legen, sich selbst zu töten, hielt sie am Leben. Um an dem Leid zugrunde zu gehen, was sie im Stillen hoffte, dafür war sie zu jung und zu gesund. So blieb sie uns, Gott sei es gedankt, am Leben, das sie nun ganz in den Dienst für andere stellte. Mutter ist seit Vaters Tod in kein Theater mehr gegangen, in kein Konzert, sie hat nie mehr eine andere Farbe getragen als Schwarz, und dabei war sie damals erst fünfunddreissig Jahre alt.

Ein schweres Leben begann nun für unsere geliebte Mutter. Sie hatte für vier kleine Kinder zu sorgen, das jüngste ein halbes Jahr, das älteste sechs Jahre alt. Ein ganz kleines Vermögen-Mutters Mitgift-war ihr geblieben und die kleine Witwenpension, ich glaube, es waren achtzig Mark im Monat. Grossvater schrieb der Mutter, sie möchte zu ihm heimkehren, zu ihm und dem Kreis der Verwandten, um nicht so einsam in Süddeutschland ohne alle Verwandten und Angehörigen zu leben – Mutter hat es ausgeschlagen. Sie wollte uns Kinder nicht in einen Kreis bringen, der damals schon angefangen hatte, sich stark von der Form des jüdischen Lebens zu entfernen, wie er in Grossvaters Hause geherrscht hatte. Grossvater war alt, und nach seinem Tode, das wusste sie, würden die letzten Rücksichten fallen, die ihm zuliebe noch aufrechtgehalten wurden. Sie wollte uns in Vaters Sinn erziehen. Ein zweites aber war, dass sie nicht abhängig werden wollte, nicht die «arme» Verwandte sein, der man zwar half, der man aber auch in alles hineinreden konnte. Sie hat den Entschluss nie bereut; sie hat ein Haus gestaltet, vorbildlich und ganz ihrem Sinn entsprechend, sie hat uns alle zu Menschen erzogen, die im Leben ihren Platz ausfüllen konnten, ganz ihre eigenen Wege gehend, die neu und revolutionär waren.

## SCHULJAHRE

Das Leben stand vor Mutter mit all seinen Sorgen, seinen Forderungen, es ging weiter über Schmerz und Unglück hinweg, Mutter nahm es in die Hand und meisterte es. Sie schaffte die Dienstmädchen ab und hielt nur noch eine Stundenfrau für die grösste Arbeit. Das klingt heute so einfach, aber zu jener Zeit war sie bis in die ärmsten jüdischen Kreise hinein wohl die einzige Frau, die ohne Mädchen arbeitete. Sie nahm, da sie wohl nicht gleich aus der grösseren Wohnung ausziehen konnte, weitere Pensionäre auf. Sie begann sofort Unterricht zu geben, ihren Beruf auszuüben, den sie als junges Mädchen erlernt hatte. Nun trug er ihr Früchte. Auch uns Kinder unterrichtete Mutter selbst, so dass wir alle nicht in die untersten Schulklassen gingen; so blieben wir alle länger als andere Kinder zu Hause, und da kein Kindermädchen dazwischenstand, intensiver als andere unter Mutters persönlichem und alleinigem Einfluss, ein Vorzug, den ich, je mehr ich vom Leben gesehen habe, immer mehr schätzen lernte. Denn sicher wird in diesen ersten Lebensjahren mehr vom Kopf und Herzen eines jungen Wesens aufgenommen als in späteren Jahrzehnten. Und der Einfluss einer guten, klugen Mutter auf die Seele des eigenen Kindes, dessen angeborene Eigenschaften ja sicher den mütterlichen sowieso nah verwandt sind, ist überhaupt nicht zu überschätzen. Wie Mutter alle diese Arbeit bewältigen konnte, ist mir immer ein Rätsel geblieben. Aber sie schaffte es so, dass sie für uns immer Zeit hatte. Sie bereitete meine älteste Schwester für die dritte Klasse vor, in die sie mit sieben Jahren ein trat, Emma war noch nicht ganz sechs Jahre, als sie in die zweite Klasse kam. Daneben begann sie, uns Mädchen mit sechs Jahren im Klavierspielen zu unterrichten, sorgte dafür, und das war für damals und für ein orthodoxes jüdisches Haus mehr als ungewöhnlich, dass wir mit fünf und sechs Jahren schwimmen lernten und kaum älter waren, als wir anfangen durften Schlittschuh zu laufen. Ich weiss noch heute, wie angstvoll ich bei den ersten Versuchen auf dem Eis an Mutters Arm hing und wie Mutter erst aufhörte, als ihr Arm sie so schmerzte, dass sie aufhören musste. Dafür aber lief ich kleines Etwas auch bald voller Freude übers Eis und kam strahlend nach Haus, wenn ich auch hundertmal hingefallen war.

Mutter lehrte uns aber auch Häkeln und Stricken, und das Schönste war, wenn sie uns Kindern aus den Büchern erzählte, die sie las. Noch ist mir ihre Schilderung aus Ben Hur in Erinnerung, wie der jüdische Jüngling dem Heiden seinen Gottesbegriff erklärt. Sie zeigte uns aber auch in



Abbildungen herrliche Kunstwerke der Antike und der Renaissance, auch von Thorwaldsen. Sie hielt damals Kunstgeschichtskurse für einen Kreis von jungen Frauen. Wir waren wohl so etwas wie die Zuhörer bei einer Hauptprobe und trotz unserer Jugend sehr dankbare Zuhörer. Wir müssen dadurch in intellektueller Beziehung sehr frühreif gewesen sein, denn es ist doch kaum vorstellbar, was unsere Mutter oft erzählte, dass meine Schwester Trudel mit sieben oder acht Jahren bei ihr in der Küche erschien und ihr erzählte, warum ihr die Iphigenie von Goethe viel besser gefalle als die von Euripides. Auch von mir weiss ich, dass ich, als ich mit acht Jahren Sätze mit dem Komperativ zu bilden hatte, schrieb: Karl Moor war besser als Franz Moor. Als mein sehr feiner Lehrer mich erstaunt fragte: «Was weisst du denn von Karl und Franz Moor?» sagte ich so ganz selbstverständlich: «Ich habe doch natürlich die ‚Räuber\* schon gelesen!» Er war wohl recht erstaunt über das «gebildete» Kind. Dass wir nicht wirklich unangenehm überbildet und altklug wurden, war erstaunlich und wohl nur dadurch erklärbar, dass Mutter so sehr darauf bedacht war, uns auch körperlich und ästhetisch zu bilden. Wir schwammen im Sommer täglich, jeder Eistag wurde zum Schlittschuhlauf ausgenützt, ja, ich hatte schon orthopädischen Turnunterricht, bevor ich mit fünf Jahren zur Schule ging. Fünf Jahre war ich auch gerade, als ich in die «hebräische Schule» geschickt wurde.

Das war natürlich keine hebräische Schule im modernen Sinn. Es war die Religionsschule, die sich die «Religionsgesellschaft» geschaffen hatte, um ihre Jugend von früh auf ganz in ihrem Geiste zu erziehen. Sie umfasste alle Schulklassen; in den unteren Klassen waren Buben und Mädchen zusammen, später, wenn die Knaben Mischnah und Gemarah begannen, wurden wir getrennt. Wir lernten dort erst Lesen und Schreiben, übersetzten die Gebete und die Thora, lernten jüdische Geschichte und hatten sogenannten Religionsunterricht an Hand der Pirke Avoth und der Glaubenssätze des Maimonides. Acht lange Jahre ging ich in diese Schule, hatte jeden Sonntag von acht bis elf oder zwölf Uhr Unterricht, dazu jeden Mittwochnachmittag zwei Stunden und meist noch eine Religionsstunde an zwei Wochentagen. Dass ich es damals als Überarbeitung empfunden hätte – was es rückschauend betrachtet doch gewiss war –, glaube ich nicht. Wir nahmen eben dieses Übermass an Unterricht als selbstverständlich hin, ja wir hielten sogar auf mehr Disziplin, als in einer jüdischen Religionsschule zu erwarten war, da uns Mutter immer wieder strengstens erklärte, dass sie Klagen aus dieser Schule

ernster nehmen würde als aus der regulären Schule. Es war in der Tat schwer, in der Religionsschule Ordnung und geregelte Arbeit aufrechtzuerhalten. Erstens einmal wegen des Schülermaterials. Hauptsächlich waren es ostjüdische Kinder, die mit den wenigen Kindern der Mitglieder dort lernten. Diese Kinder gehörten einer ganz anderen sozialen Schicht an, waren von Haus aus gar nicht an Gehorsam gewöhnt, und ich weiss heute noch, wie mich oft ihre Art des Redens und Schimpfens empörte. Dann aber hatten wir dort auch merkwürdige Lehrer. Der erste Lehrer, der die Kleinsten in Alef Beth unterrichtete, im Schreiben, Lesen und Übersetzen, war ein kleiner, buckliger Mann, den wir meist schon mit sechs oder sieben Jahren an Länge übertrafen. Die Schüler erzählten immer, er sei früher Bäcker in Kassel gewesen, etwas, was ich auf seine Wahrheit nie nachprüfen konnte. Jedenfalls bestand seine Hauptautorität in einem Rohrstockchen, mit dem er unbarmherzig zuschlug, nicht nur auf die Hosen der Jungen, sondern auch auf die nackten Arme der Mädchen. Ich war zufällig sein ausgesprochener Liebling und habe daher mit dem Stockchen nie Bekanntschaft gemacht, meine Freundin Lea aber umso öfter. Als der Lehrer sie eines Tages auch noch nachsitzen liess, und ich – es war wohl schon sechs Uhr am Abend – allein nach Hause kam, da lief die «alte Ev», das alte Hausfaktotum bei Wormsers, wie sie ging und stand, in die Schule, stürmte zum Lehrer Mansbach hinein, machte ihm einen Mordskrach, packte «ihr Kind» und zog es trotz des Lehrers heftigstem Protest aus dem Schulzimmer. Sie setzte auch durch, dass das arme kleine Ding ein ganzes Jahr nicht mehr in diese Schule gehen musste. Wie habe ich damals meine Freundin Lea beneidet, wenn sie spielen konnte, während ich lernen musste! Immerhin, beim Lehrer Mansbach haben wir etwas gelernt, wenn es auch lange dauerte, bis ich begriff, dass das Land nicht «Ägypten» hiess, wie er uns erzählte, und was die «Uneigennützigkeit» Abrahams war, hat das fünfjährige Kind überhaupt nicht begriffen. Die anderen Lehrer waren die Chasonim der Gemeinde. Der alte Lehrer Würzburger – er war wohl der einzige gelernte Lehrer – brachte uns Chumisch-Übersetzen und Grammatik bei. Zu einer Zeit, da mir der Begriff Grammatik noch völlig fremd war, konnte ich alle Formen von Kal, Nif'al usw. herunterleiern, ohne zu verstehen, was sie bedeuteten. Sein Schwiegersohn und Nachfolger verstand überhaupt nichts von Mädchenunterricht, und dessen Nachfolger, ein junger, sehr jähzorniger Galizier, war unser Schreck, aber auch das Ziel unserer Spottlust. Bei dem gutmütigen, aber schwachen und uninteressanten Rabbiner, der uns in den zwei letzten Schul-

jahren in allen Fächern unterrichtete, wurde nie viel gelernt. Trotz allem hatte auch diese Schule manche Reize für uns: die andersartigen Schulkameraden, die Schlussfeste mit Preisverteilung und die, wenn auch seltenen, Schulausflüge.

Mit meinem sechsten Lebensjahr begann nicht nur mein eigentliches Schulleben, sondern auch eine ganz neue Lebensperiode: wir zogen aus den vertrauten Räumen aus, die bis dahin meine Welt bildeten, und zogen in eine viel kleinere Drei-Zimmer-Wohnung im Haus von Rafael Wormser, wodurch wir zehn Jahre lang mit der dortigen grossen Kinderschar des Hauses wie Geschwister lebten und aufwuchsen.

Ich erzählte schon, dass Mutter uns alle für die Schule vorbereitete. Noch gut erinnere ich mich, wie ich in der Küche mit meinem Heft und meiner Fibel neben Mutter sass und las und schrieb, wenn sie Gemüse putzte oder Nudeln auswalkte, während Ernst, der dreieinhalb Jahre alt war, auf dem Boden sass und spielte. Am liebsten spielte er «Trommeln», das heisst, er schlug mit einem Holzlöffel auf ein Blechtablett, und ich musste sehr laut lesen, damit Mutter mich verstehen konnte. Wie Mutter den Radau aushielt, verstehe ich heute noch weniger als damals. Sie hat deshalb auch oft die Lernzeit abgekürzt. Wenn ich frei war, spielten wir im Wohnzimmer ruhigere und friedlichere Spiele, ohne Mutter zu stören. Als ich dann mit sechs Jahren zur Schule kam und Ernst seine Spielkameradin verlor, erklärte er, er wolle auch zur Schule gehen, was ich könne, könne er auch. Und wirklich hatte der kleine Kerl, am Boden sitzend, so viel zugehört, dass er fast alles mitgelernt hatte. Mutter, statt ihn zu lehren, versuchte, ihn zurückzuhalten. Auch so kam er noch mit fünf dreiviertel Jahren ans Ende der zweiten Klasse der Volksschule und blieb so weitaus der Jüngste in der ganzen Gymnasialzeit und in den Studentenjahren. Geschadet hat ihm dies nie etwas, weder an Körper noch Geist. Er war ein glänzender Turner – «Kautschuk-Männle» nannte ihn sein Turnlehrer –, ein tüchtiger Sportsmann in Fussball, Schwimmen, Bergsteigen und dabei immer einer der besten Schüler. Das einzige, woran man vielleicht merkte, dass er so viel jünger war, war die Klage seines Lehrers in den ersten Schuljahren, dass er zu brav sei. Er vergass, dass ein Sechsjähriger nicht wie ein Achtjähriger tollt. In den Oberklassen wunderten sich die Lehrer über den unbeholfenen und steifen Stil seiner Aufsätze, die inhaltlich viel besser waren als in der Form.

Für den kleinen, einzigen Bruder, der natürlich Mutters besonderer Liebling war, fing der Ernst des Lebens noch viel früher an als für uns

Mädchen. Mit vier Jahren begann für ihn ein regelmässiger Unterricht im Hebräischen, und zwar gab ihn nicht die Mutter, auch genügte ihr nicht, was wir in der hebräischen Schule lernten, nein, er sollte richtig «lernen» nach alter jüdischer Tradition. So ging er jeden Morgen, von einer der Schwestern begleitet, zum Klausrabbiner. Ich erinnere mich gut, wie ich, siebenjährig, den Kleinen, im Schlitten warm eingepackt, zur Stunde gefahren habe. Seine warmen Pantöffelchen wurden mitgenommen und eine Flasche Milch. Wenn er ankam, stellte die alte Grossmutter die Milch zum Wärmen in den Ofen, die Pantoffeln bekam er angezogen, und dann lernte er! Er hat von Anfang an gut und viel gelernt. Zum sechsten Geburtstag machte er einen feierlichen Sijum über das ganze Chumisch. Ob dabei viel ausgelassen wurde, was für das kleine Gehirn unverständlich war, weiss ich nicht, hoffe es aber. Mit dem sechsten Jahr begann dann schon Mischnah und nicht sehr viel später Gemarah. Mutter, die nach der Sitte der Zeit viel weniger hebräisch gelernt hatte als wir Mädchen, also von dem, was er aus seinen dicken Folianten lernte, überhaupt keine Ahnung hatte, hielt daran fest, dass Ernst ihr jeden Freitagabend vorlernte, was er in der Woche durchgenommen hatte. Wenn die Schabbat-Lichter brannten und Mutter endlich, müde gearbeitet nach dem schweren Freitag, auf ihrem Stuhl sass, holte Ernst seinen Schemel, setzte sich zu Mutters Füessen, sein Buch auf ihrem Schoss, und repetierte vor ihr sein Wochenpensum. Oft ist Mutter vor Müdigkeit dabei eingenickt, was er in seinem Eifer nicht merkte. Aber einmal, als Mutter besonders müde war, schaute er plötzlich auf, sah Mutters verschlafene Augen und fragte: «Was habe ich zuletzt gesagt?» Als Mutter nicht antworten konnte, war er sehr beleidigt, klappte sein Buch zu und erklärte empört: «Du hörst mir gar nicht zu, ich glaube, du verstehst gar nichts von dem, was ich gelernt habe. Ich werde dir nicht mehr vorlernen.» Und dabei blieb es.

Doch zurück zu meinen ersten Schuljahren und Schulerlebnissen. Unvergesslich bleibt mir immer mein erster Schultag, als ich voll Stolz und noch mehr voll Angst an Mutters Hand zur Schule ging, um geprüft zu werden. Ich war ein sehr scheues, schüchternes Kind, das bei jeder Gelegenheit losheulte und darum auch immer «Heulliese» hiess. Nach fast zwanzig Jahren – ich war schon Braut – traf mich eine alte Dame, in deren Haus wir als Kinder gewohnt hatten; ihr erstes Wort nach der Gratulation war: «Rahlchen, du warscht aber e Heullies.»

Es muss wohl oft für Mutter eine Qual gewesen sein, wenn ich immer sofort in Tränen ausbrach, wenn man, wie sie sagte, mich schief an-

schaute; und oft bekam ich einen Klaps mit den Worten: «Damit du wenigstens weisst, warum du weinst!» Ich wusste es natürlich immer, wenn ich es auch kaum hätte klar ausdrücken können. Eine dritte Tochter hat es nie leicht, das hat die Psychologie heute längst klargestellt; man weiss heute, wie wichtig die Stellung in der Kinderreihe ist und wie schwer es ein drittes gleichgeschlechtliches Kind hat, besonders wenn dann noch ein andersgeschlechtliches Jüngstes kommt. So war meine älteste Schwester, Trudel, ausgesprochen brav, fleissig, lernte sehr gut und häufte früh schon ein immenses Wissen auf. Wir nannten sie wohl spottend «das wandelnde Lexikon», aber wir hatten doch grossen Respekt vor ihr. Wir erkannten ihr das Recht zu, sich als «halbe Mama» zu betrachten, wenn wir auch ab und zu dagegen protestierten. Dass sie als Älteste uns auch körperlich überlegen war, war selbstverständlich. Anstatt es auf eine Prügelei ankommen zu lassen, wie es unter Geschwistern vorkommt, konnte sie uns wutschnaubende Kleinen einfach an den Händen festhalten und womöglich dabei weiter lesend – sie las immer – sagen: «Wenn du brav sein willst, brauchst du es nur zu sagen, dann lasse ich dich los.» Sie war immer und überall die Überlegene. Emma war, wie es als Regel für die zweite Tochter im Buch steht, der Rebell. Sie war wild und knabenhaft, voll Temperament. Früh schon zeigte sich ihre künstlerische Begabung, sowohl im Zeichnen wie in der Musik. Dabei war sie, ohne ein Musterkind zu sein, immer eine gute Schülerin und tüchtig in allen körperlichen Dingen.

Was blieb dann noch für mich, als drittes Töchterlein, übrig? Ich konnte mich mit gar nichts durchsetzen, war normal klug, normal hübsch, und alles, was die anderen schon wussten und konnten, lernte ich doch immer erst viel später. Es war ganz selbstverständlich, dass sie sich meiner schämten, als ich beim Schwimmlehrer schrie – ich war sechs Jahre –, und es war ganz selbstverständlich, dass ich ihnen gegenüber immer dumm war. Und so kam es, dass die Geschwister bei jeder Gelegenheit sagten: «Die Rahel ist dumm», bis Mutter sah, welche schlechte Wirkung das auf mich ausübte, und es auf das strengste verbot. Als Strafe musste jeder, der es sagte, fünf Pfennige bezahlen, was natürlich mehr nützte als jedes Verbot. Dass ich ausserdem körperlich sehr zart war, mag noch dazu beigetragen haben, dass die Tränen so leicht und locker sassen.

Fast hätte mir meine Schüchternheit an jenem ersten Schulmorgen einen schlimmen Streich gespielt. Erst wurde ich im Lesen geprüft, da blieb Mutter dabei, und ich las so schnell und leicht, dass die Lehrerin lächelnd sagte: «Du liest ja besser als ich!» Aber dann kam eine streng

aussehende Lehrerin herein, die bat Mutter, auf dem Gang zu warten, da sie nicht nur mich, sondern noch ein paar andere kleine Opferlämmer zu prüfen hatte. Mutter wartete und wartete, und kein Töchterlein kam heraus; schliesslich wurde sie ängstlich, klopfte an, kam herein, sah mich mit rotem Kopf und Tränen in den Augen und hörte, wie die Lehrerin sagte: «Das Kind hat keine Frage beantwortet, sie kann unmöglich in die zweite Klasse.» Da bat Mutter, mich vor der Lehrerin prüfen zu dürfen. Keine Antwort verfehlte ich, und fünf Minuten später war ich als Schülerin der zweiten Klasse aufgenommen. Gerade diese Rechenlehrerin war später meine grosse Liebe. Sie führte mich am nächsten Tag an der Hand in die Klasse hinein, fragte mich freundlich, ob ich eins der Kinder schon kenne, neben das ich mich setzen wolle. Ich strahlte, als ich Trudchen Straus, meine Gespielin und Kameradin aus der hebräischen Schule, entdeckte. Ich durfte mich neben sie setzen und fühlte mich geborgen.

Mein zweites Unglück kam in der ersten Handarbeitsstunde. Ich hatte zwar bei meiner Mutter Stricken gelernt, aber nur auf einer Nadel. Dort sollte ich nun im Kreise stricken. Ganz ahnungslos strickte ich auf einer Nadel hin und her, bis die strenge Lehrerin beim Prüfen der Arbeit zu mir kam und sprachlos war über das, was ich angestellt hatte. Ein paar Kopfnüsse und ein immer wiederholter Ausruf «du trauriges Kind» war alles, was sie zu meiner Belehrung tat. Trotz aller Arbeit brachte mir Mutter über Mittag das Rundstricken bei, so dass ich mit einer neu angefangenen Arbeit und neuem Mut nachmittags zur Schule wandelte. Aber für meine Stricklehrerin blieb ich noch lange «das traurige Kind». Trotz dieses etwas zweifelhaften Anfanges waren meine Schuljahre eine frohe und fast durchwegs glückliche Zeit. Ich war ein durchaus artiges und schüchternes Kind. Ungezogene oder schwatzhafte Mädchen wurden neben mich gesetzt, um durch mich gebessert zu werden. Dazu kam, dass ich sehr bald fühlte, dass ich in der Schule – im Gegensatz zum Zuhause – eine der klügsten Schülerinnen war und immer von den Lehrern und Lehrerinnen vorgezogen wurde. Wie das bei kleinen Mädchen so üblich ist, trug diese Bevorzugung dazu bei, dass auch die Kinder besonders nett zu mir waren, so dass ich in einer Atmosphäre von Vertrauen und Liebe lebte, die mir die Schule zu einem erfreulichen Aufenthalt machte. Allzuviel wurde ja in einer «Höheren Mädchenschule» auch nicht von uns Kindern verlangt. Besonders nicht in den drei untersten sogenannten Volksschulklassen. Trotzdem erinnere ich mich noch, dass es ein Vierteljahr dauerte, bis ich begriff, dass die Schule

eigentlich eine ernste Angelegenheit sei. Jedenfalls brachte ich nach diesem ersten Vierteljahr voll Stolz mein erstes Zeugnis nach Hause – ohne es zu lesen – und war ganz erstaunt, dass Mutter über meine ungenügenden Noten sehr entsetzt war. Es war übrigens mein erstes und einziges schlechtes Zeugnis.

Noch heute weiss ich, wie ewig mir mein erstes Schuljahr vorkam und welche Angst ich hatte, dass ich das, was man in der höheren Klasse von mir verlangen würde, nie erlernen könnte, eine Angst, die mir merkwürdigerweise nicht nur während meiner ganzen Schulzeit blieb, sondern lange darüber hinaus mich bis in mein Berufsleben begleitet hat. Immer wieder hatte ich das beklommene Gefühl: wirst du neuen und grösseren Anforderungen auch gewachsen sein?

Das Jahr 1888 ist mir als eines der merkwürdigsten Schuljahre in Erinnerung. Bevor wir Kleinen zur Weihnachtsfeier hinunter in den grossen Turnsaal gingen, erzählte uns die Lehrerin: «Wenn Ihr nach den Ferien wiederkommt, dann hat ein neues Jahr begonnen; und schaut, wie komisch das neue Jahr sich schreibt. Erst kommt eine 1 und dann drei kleine Wickelkinder.» Und sie malte uns drei Achter hin: 888. Ja, es war ein aufregendes Jahr für das ganze deutsche Volk, ein schwacher Abglanz davon fiel auch auf uns Kinder. Eines Tages kam der Direktor voller Aufregung über den Hof, der Turnlehrer stand dort, sie sprachen miteinander, und plötzlich sahen wir, dass beide weinten – ein erschütternder Anblick für uns kleine Mädchen: grosse Männer, die weinen. Und dann hiess es: «Geht alle still nach Hause, die Schule ist geschlossen, unser guter, alter Kaiser ist tot!» Wir verstanden nicht viel, aber wir waren bedrückt und gingen still heim. Als wir wieder zur Schule kamen, versammelten sich gross und klein zu einer Trauerfeier im Turnsaal. Alles war schwarz ausgeschlagen; da stand die weisse Kaiserbüste und um sie ein Berg von blauen Kornblumen. Alle Schülerinnen gingen vorbei und legten vor der Büste blaue Kornblumen nieder, so dass der blaue Berg immer höher wurde. Von der Trauerrede des Direktors verstand ich Achtjährige wenig, aber tief ergriff es mich, als wir alle sangen: «Wenn ich einmal soll scheiden, so scheid nicht von mir...», und als alle Lehrer und Lehrerinnen weinten, da flossen auch unsere Tränen.

Drei Monate später standen wir zur zweiten Trauerfeier dort. Der arme, kranke Kaiser Friedrich hatte nur neunzig Tage geherrscht mit der Kanüle in dem vom Krebs zerfressenen Kehlkopf. Unsagbares Mitleid fühlten wir mit dem armen Mann, der als «Unser Fritz» uns ja allen

bekannt war. Auch erfuhren wir jüdischen Kinder aus den Gesprächen der Erwachsenen, wie viele Hoffnungen, die sich an den Kronprinz geknüpft hatten, durch den frühen Tod dieses Kaisers zunichte wurden. Wieder erklang dasselbe Lied der Trauer; wir haben es noch oft gesungen, bei vielen Trauerfeiern, es hat nie seine Wirkung auf mich verfehlt.

Das nächste Schulereignis aber war eine Krönungsfeier, die Krönung Kaiser Wilhelms II. Sie hat mich viel weniger beeindruckt. Aber das Jahr 1888 brachte an seinem Ende noch etwas, was uns Kinder tief erregte: die grosse Grippe-Epidemie, die so viele Opfer forderte, auch in den Reihen der Schüler, und die so wütete, dass alle Schulen sechs Wochen lang geschlossen werden mussten.

In dem grossen Turnsaal versammelten wir uns auch zu anderen Feierlichkeiten. Ich glaube, es war der 90. Geburtstag von Moltke, der mir so grossen Eindruck machte, dass mir noch heute die Rede des Direktors in Erinnerung ist, vor allem was der Kaiser ihm, seinem Feldherrn, geschenkt habe: «Nur einen kleinen Stab», so sagte er, «aber der war das Schönste von allem, was der greise Kriegsheld bekam, es war der ‚Marschallstab‘.» Er sprach immer etwas komisch, unser Direktor, selbst wir Kinder empfanden ihn als zu gemacht kindlich, vor allem bei den Schlussfeiern, die für uns das Schönste im Jahr waren. Erst ging ihnen eine öffentliche Prüfung aller Klassen voraus, zu der die Eltern eingeladen waren, eine törichte, aufregende Sache für den Lehrer und die armen aufgeregten Kinder. Erst wenn das überstanden war, kam der sogenannte grosse Schlussakt. Aus jeder Klasse durften eine oder zwei Schülerinnen etwas vortragen. Jedes Jahr wählte mich der Lehrer aus, und jedes Jahr brachte ich es durch mein Bitten fertig, verschont zu werden. Einmal aber blieb er hart – er war im Übrigen ein prachtvoller Lehrer und handelte sicher nur aus pädagogischen Erwägungen. Ich musste vor die Klasse treten und mein Gedicht aufsagen. Es wurde eine Katastrophe für den Lehrer, den ich blamierte, für die Mutter, die mit mir litt, und für mich armes Etwas, das da vom Stand wie mit Blut übergossen, dem die Tränen in den Augen standen, und das mit leiser Stimme, kaum den Nächstsitzenden verständlich, sein Gedichtchen auf-sagte. Er hat das Experiment nie wiederholt. Ich war neunzehn Jahre, als ich es zum erstenmal fertigbrachte, öffentlich etwas zu sagen oder vorzutragen. Wenn dann am Ende des Schlussaktes der ganze Saal das Lied anstimmte: «Nun danket alle Gott», da war es uns allen feierlich und glücklich zumute. Ein Jahr war zu Ende, die Ferien begannen. Noch



heute ist für mich dieser Choral beladen mit den Gefühlen der Kinder- und Jugendzeit.

Wir jüdischen Kinder lernten eine Menge Choräle in der Singstunde, liebten sie sehr und konnten sie auswendig wie die christlichen Schülerinnen. Die damalige höhere Mädchenschule war eine echte Simultanschule, mit Protestanten, Katholiken und Juden. Ein wirklicher Geist der Toleranz herrschte, und wir hatten weder von Lehrern noch von Mitschülerinnen je unter Antisemitismus zu leiden. Wenn es manchmal Diskussionen gab, so fanden sie zwischen Protestanten und Katholiken statt. Ich weiss noch, wie eine schwere Streitsache vor den schon genannten Lehrer gebracht wurde: die Katholiken hatten sich empört gegen Luther geäußert, der sich als «Heiligen Gottes» bezeichnet habe, und gegen seine Anhänger, die alle Ketzer seien. Umgekehrt hatten darauf die Protestanten den Papst geschmäht, und zum Schluss hatte es eine regelrechte Prügelei gegeben. Eine ganze Stunde sprach der Lehrer mit beiden streitenden Parteien von Achtung, gegenseitiger Duldung und der Einigkeit im gemeinsamen deutschen Empfinden. Es hat auf mich, und ich glaube auf alle, grossen Eindruck gemacht; mindestens nach aussen war Friede und Freundschaft wieder hergestellt. Wir Jüdinnen zerfielen leider auch in zwei getrennte Gruppen. Wir entstammten dem orthodoxen Lager, schrieben und handarbeiteten am Schabbat nicht, hielten die Feiertage und kamen an diesen Tagen nicht zur Schule. Der Oberrat hatte ein Übereinkommen mit dem Unterrichtsminister getroffen, nach dem bestimmte jüdische Feiertage offiziell frei waren, unabhängig von der speziellen Erlaubnis der einzelnen Schulen. Dazu kam noch, dass wir drei orthodoxen Kinder nicht in die Religionsstunde gingen. Dies alles brachte eine Trennung zwischen den jüdischen Kindern, die nur teilweise durch Freundschaft überbrückt wurde. Für die christlichen Kameradinnen aber blieb diese Verschiedenheit immer unverständlich und immer ein Grund zu Fragen. Eines verstanden sie stets, dass wir die waren, die es mit der Religion genauer nahmen. Da die Mehrzahl der Kinder aus kirchlich gerichteten Häusern stammte und besonders die katholischen Kinder – auch eine Minderheit und daher besonders kirchlich erzogen – mehr Verständnis für uns hatten als für die liberalen jüdischen Kinder, so hatten wir eine geachteteren Stellung als die anderen. Von Lehrern und Schülern wurde ganz besondere Rücksicht auf uns genommen. So wurde schon von der Schulleitung aus möglichst vermieden, in Klassen, in denen jüdische Kinder waren, eine Handarbeitsstunde auf den Samstag zu verlegen. Nie wurde am Sams-

tag eine wichtige Arbeit geschrieben. Gesah es wirklich einmal, so entschuldigte sich der Lehrer, dass er es unmöglich habe anders einrichten können. Wenn ich heute daran zurückdenke, wundere ich mich, wie gross dies Entgegenkommen war und wie selbstverständlich wir es hin nahmen.

Unsere Stellung, besonders aber meine Stellung in der Klasse, war noch gehoben dadurch, dass ich niemals verlegen wurde, wenn man mich über jüdische Dinge befragte. Einesteils, weil mir mein Judesein eine so selbstverständliche Sache war, andererseits, weil ich durch die Religions schule und das Haus doch viel besser unterrichtet war und besser auf Fragen antworten konnte. Ich weiss, wie oft mir meine Mitschülerinnen sagten: «Mit dir kann man doch über Juden sprechen, ohne dass du rot wirst und glaubst, wir wollten dich verspotten.» Das dachte ich nun wirklich nicht, und ich erinnere mich langer Wege auf Schulausflügen, wo die anderen mich fragten und ich ihnen erzählte. Ich war wirklich die einzige, die dies konnte, denn meine beiden Spezialfreundinnen, Trudel Straus und Lea Wormser, durften – wohl auch aus Orthodoxie – bei den schönen Schulausflügen nie mitgehen. Aber Mutter stand auf einem ganz anderen Standpunkt. Wir durften immer alle Freuden miterleben, die die Schule bot, und Freundschaft schliessen, mit wem wir wollten. Damals waren allerdings Schulausflüge anders als heutzutage. Eine der Hauptfreuden war das gemeinsame gute Mittagessen, das vorher bestellt, wenig kostete und sehr nach dem Geschmack der Kinder war. Da war es dann schwer, daneben zu sitzen und nichts von all den Herrlichkeiten mitgeniessen zu dürfen. Doch mir war das eine solche Selbstverständlichkeit, dass ich mich viel weniger bedauerte, als Lehrer und Mitschüler es taten, und ganz zufrieden verzehrte, was Mutter mir in den Rucksack gepackt hatte.

Wie schön waren unsere Schulausflüge, die uns in die dunklen Schwarzwaldberge führten, nach dem herrlichen Bühlertal, die Gertelbachfälle hinauf zum Sand oder Plättich, nach Baden-Baden hinunter oder zum Merkur hinauf, zur alten Römerfeste. Oder wir durften nach Heidelberg ins Neckartal mit dem schönen alten Schloss, das mir später in meiner Studentenzeit so vertraut und lieb werden sollte. Nie dauerten unsere Schulausflüge länger als einen Tag, aber sie stehen als frohe, leuchtende Tage in meiner Erinnerung.

Ob unsere höhere Mädchenschule gut war, ob wir viel oder wenig lernten – das kann ich nicht sagen. Ich verliess diese Schule schon mit

knapp dreizehn Jahren. Aber dass ich immer gern in die Schule ging, dass ein schönes Verhältnis bestand zwischen Lehrenden und Lernenden und dass wir eine selbstverständliche Kameradschaft hatten, das ist sicher mehr wert gewesen für die Formung unseres Wesens, als wenn wir dieses oder jenes mehr gelernt hätten. Wir waren ganz selbstverständlich begeisterte Deutsche mit grosser Liebe fürs Vaterland, waren noch mehr begeistert für das Badnerland, das wir als die engere Heimat am besten kannten und das uns in der Person des allgeliebten Grossherzogs Friedrich verkörpert schien. Ich weiss z.B., dass es mich tief betrückte, als ich in der Geographiestunde erfuhr, wie wenig Kolonien Deutschland im Vergleich zu den anderen Grossmächten besass. Auf der anderen Seite waren wir – ich meine die Goiteinkinder – sehr bewusste Juden, nicht nur im religiösen, sondern lange vor Herzl im nationalen Sinn. Das war so gekommen: In unserem Haus verkehrte ein junger russischer Student, der ein Chowewei-Zionist war und der Mutter von der Bilu-Bewegung erzählte, von jungen russischen Juden, die den alten jüdischen Traum, nach Zion zurückzukehren, wahr machten. Sie liessen Buch und Studium, Geschäft und Handel, um nach dem Heiligen Land zu gehen, dort den Boden zu bebauen, ihn vorzubereiten für die Rückkehr des Volkes. Wir, noch Kinder, hörten mit glänzenden Augen zu. Das war es ja, was jedes jüdische Kind, das so im Judentum aufwuchs wie wir, erhoffte, ersehnte. Es war die Antwort auf die Frage, die ihr, meine Kinder, alle gestellt habt, warum wir am Tischo Beaw fasteten. «Weil unser Land zerstört, unser Tempel verbrannt wurde.» «Und warum gehen wir nicht hin und bauen ihn wieder auf?» Diese eure Frage, sie war auch die Frage unserer Kinderherzen. Und zum ersten Male hörten wir eine Antwort: Man ging hin, man baute auf. Für uns, die beiden Jüngsten – von den grossen Schwestern weiss ich es nicht – stand es fest: Wir werden auch einmal hinübergehen und beim Aufbau mithelfen. Ganz kindlich gründeten wir einen kleinen Fond zum Ankauf von Land drüben; von unserem kleinen Taschengeld – drei Pfennige waren es in der Woche – sollte jeder wöchentlich einen Pfennig abgeben. Bis wir gross wären – wir waren etwa sechs und neun Jahre alt –, musste das ja eine grosse Summe sein. Aus dem kleinen Fond ist nie etwas geworden, wir brauchten unsere paar Pfennige gar nötig für Alltagsdinge. Aber die Begeisterung für Erez Israel ist nie mehr aus unseren Herzen geschwunden, und als viele Jahre später Herzl seinen Ruf ertönen liess, da fand er sofort stärksten Widerhall in unserem Haus.

So wuchsen wir in einem ganz bewussten Doppelleben auf. Auf der einen Seite Schule und deutsche Volksgemeinschaft, auf der anderen Seite das Haus und das Leben in der jüdischen Gemeinschaft. Selten überschritten sie sich, wie z.B. bei der Frage: Dürfen wir beim Weihnachtsspiel mitwirken? Die Lehrer verteilten die Rollen nur nach Begabung und Vortragskunst, wir aber lehnten es ab, in einem christlichen Spiel eine Rolle zu übernehmen. Oder es erklärte plötzlich ein Lehrer – übrigens ein Katholik, der als solcher die Bibel nicht im Urtext lesen durfte –, dass die von Christus neu aufgestellte Lehre sei: «Du sollst Gott lieben mit deinem ganzen Herzen, deiner ganzen Seele und deinem ganzen Vermögen, und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.» Dagegen mussten wir protestieren, und das tat ich auch sofort. Da er es nicht glaubte, brachte ich am nächsten Tag die Bibel mit, in der die Stellen angestrichen waren. Da musste er es uns zugeben, aber doch nur halb. Es stünde zwar da, aber gelebt worden sei es erst nach Christus. Das war kein Antisemitismus, sondern ehrliche Überzeugung. Schon als Kind fühlte ich es lebhaft: man nahm unsere jüdischen Worte und Gedanken und empfand sie als die eigenen. So fühlte ich es jede Woche bei der Andacht, die uns am Montag früh alle im Turnsaal versammelte. Der Direktor sprach ein paar Worte und las dann eine Stelle vor, möglichst aus dem Alten Testament. Ich wusste genau, dass, wenn er las: «Und Gott sprach zu den Kindern Israel», alle die Kinder sich als Kinder Israels fühlten. Das ärgerte und verletzte mich. Dabei stand ich besonders gut mit meinen Mitschülerinnen und hätte noch besser mit ihnen gestanden, wenn es nicht selbstverständlich gewesen wäre, dass wir drei orthodoxen Mädchen offizielle Freundinnen waren. Ich weiss, wie mir einmal eine kleine Pfarrerstochter ihre Freundschaft anbot mit den Worten: «Warum gehst du immer nur mit den beiden schlechten Schülerinnen, Trudel und Lea; wir passen doch viel besser zusammen, mein Vater ist Pfarrer und deiner war Rabbiner, das ist doch dasselbe.» Und ich sagte: «Du weisst, ich habe dich sehr gern, aber meine beiden Arme sind vergeben!»

Ja, meine freie Zeit und der grösste Teil meines Lebens war in diesen Jahren «vergeben» an den jüdischen Kreis. Da waren die vielen Stunden in der Religionsschule, am «freien» Mittwochnachmittag ebenso wie am schönen freien Sonntagvormittag, hinzu kam der Schabbat. Er begann für uns schon früh am Freitagnachmittag, wo wir schnell die Aufgaben fertig machen mussten, um unsere Schulranzen in die Schule zu tragen, da wir am Schabbat selbst nichts tragen durften. Für diesen

langweiligen Gang gab es einen Trost: Mutters frisch gebackener Schabbat-Kuchen, von dem ein grosses Stück gut eingepackt für den nächsten Tag zur Pause mitgegeben wurde. So frisch bekamen wir ihn sonst nie, er schmeckte gar so gut, und bis der Ranzen bei der guten, alten Schuldinerin landete, war meist kein Bröselchen Kuchen mehr darin.

Zurück ging es dann ranzenlos und leicht beschwingt, denn der Schabbat war immer eine Freude. Es war der einzige Tag in der Woche, an dem man ungestört lesen durfte. Sonst, am Werktag, war zum Lesen keine Zeit. Es gab, wenn die Schulaufgaben gemacht waren, Klavier geübt war, eine Menge zu tun. Schliesslich konnte Mutter mit aller Arbeit nur fertig werden, wenn wir Kinder, das heisst wir Mädchen, tüchtig halfen. Wir hatten jede unsere «Woche», wo wir Tisch deckten und abdeckten, beim Spülen halfen und das Abendessen richteten. Ich weiss noch, wie ich auf dem Schemel stehend am Herd mein Lieblingsabendessen zubereitete: Kakao und Eierkuchen. Beim Bügeln, Flickern und Stopfen halfen wir, und vor allem gab es zu stricken. Für das Stricken bekamen wir sogar etwas bezahlt; es war so wenig, dass Herr Feuchtwanger, ein guter Hausfreund, der täglich kam, immer zu Mutter sagte, es wäre Ausnutzung von Kinderarbeit. Wir aber waren froh über das Stricken, denn dabei konnten wir lesen, und je aufregender die Geschichte, umso schneller wuchs der Strumpf.

Der Schabbat war ein wirklicher Ruhetag. Man konnte spielen und lesen, ganz nach Herzenslust. Und wir hatten immer Spielgefährten im Haus, mit denen wir wie mit Geschwistern aufwuchsen. Ich erzählte es schon, dass wir – ich war damals sechs Jahre alt – in die Herrenstrasse gezogen waren, in das Haus von Rafael Wormser. So sind alle meine Jugendjahre und all meine schönen Erinnerungen aufs Innigste mit der Familie Wormser verknüpft. Herrn Wormser habe ich nur als Mann mit weissem Haar und Bart gekannt. Er war eine ausgesprochene Respektsperson für uns und ein unterhaltsamer Gast zugleich. Es verging kein Tag, an dem er nicht mehrmals auf einen kurzen Sprung heraufkam. Jeden Abend aber sass er länger bei uns, trank eine Tasse Tee und plauderte mit Mutter und erzählte. Wie gern hörten wir zu. Er ging völlig auf in den Interessen der Religionsgesellschaft, in deren Vorstand er war. Er war von einer tiefen Frömmigkeit, die zu Opfern bereit war, und von einer grossen jüdischen Bildung. Viele Jahre hat er meinen Bruder Ernst in der Gemarah unterrichtet und hat Freude daran gehabt, einem kleinen Jungen sein Wissen weitergeben zu können, da seine eigenen Söhne für das Lernen keinen Kopf hatten. Er

hatte auch viel Humor und Sinn für Freude und Behagen. Das fand er wohl bei uns mehr als in seinem eigenen Hause, trotz aller Einfachheit, in der Unterhaltung mit Mutter. Wenn er auch zu allem «Stuss» sagte, was Mutter mit uns tat, dass wir schwammen, Schlittschuh liefen, turnen mussten, so hatte er doch sicher grossen Respekt vor der Art, in der sie uns erzog und ihr eigenes Leben führte. Denn mehr und mehr liess er seine eigenen Kinder dieselben Dinge lernen, und so war es nur zu verständlich, dass wir ihn nicht nur respektierten, sondern auch liebten.

Seine Frau kam viel seltener. Um sie war immer ein Hauch von Unruhe, Nervosität und Unordnung. Das machte sie mir fremd. Heute verstehe ich, dass diese Frau, die aus einem der reichsten und angesehensten jüdischen Häuser stammte – sie war eine Tochter von Kom. Hirsch, Halberstadt –, sich nie in die kleineren, engeren Verhältnisse hatte eingewöhnen können. Herr Wormser war sicher ein schlechter Kaufmann, und sein Geschäft, das er gross vom Vater übernommen hatte, ging mehr und mehr zurück. Nie konnte sie die grosse Kinderschar und die viele Arbeit bewältigen. Mir ist sie immer im einfachen Hauskleid mit einem Tuch um den Kopf in Erinnerung – sie hatte immer Migräne – und immer ohne Arbeit. So ganz das Gegenbild unserer Mutter, die nie müssig war, immer angezogen trotz Hausarbeit, und die ich nie über irgendetwas habe klagen hören. Der kinderreiche Haushalt wäre noch schwerer zu führen, noch ungeordneter gewesen ohne die alte Ev, das Hausfaktotum. Die hatte als junge Amme einst den Herrn des Hauses als Säugling übernommen und nie mehr das Haus verlassen. Sie war dem Hausherrn in seine junge Ehe gefolgt und hatte ein Kind nach dem anderen in ihre pflegende Hand genommen. Sie hat alle Medaillen bekommen, die für treue Hausangestellte verteilt wurden, und trug sie am Sonntag voller Stolz. Ich glaube, sie war über neunzig, als sie starb. All ihr Leben, ihr Denken und Fühlen galt dem Wormserschen Haus: «Unsere» Kinder waren nie ihre Enkel und Urenkel, die heranwuchsen und sie von Zeit zu Zeit besuchten, sondern nur die Wormser-Kinder. Jeder von uns hatte einen Altersgenossen unter ihnen, also einen immer vorhandenen Spielkameraden. Meine Gefährtin in beiden Schulen war die dritte Tochter des Hauses, Lea. Es ist mir rückschauend klar, dass unsere Freundschaft eine durchaus milieubedingte war, denn wir waren grundverschieden. Trotzdem war und blieb es eine Freundschaft, so eine echte Mädchenfreundschaft mit viel Überschwang und viel Geheimnis. Als ich dann ins Gymnasium kam und auf die Universität, lockerte sich unsere Freundschaft mehr und mehr, doch blieben wir innerlich über

viele Jahre hinaus verbunden. Lea hat, wie alle ihre Schwestern, spät geheiratet. Sie kam nach London, und ich habe sie nur einmal wieder-gesehen.

Ihre ältere Schwester, Betti, war Emmas Freundin. Sie war viel froher und lebensbejahender, voll Witz und Humor – ein Erbteil des Vaters. Sie hat nach Holland geheiratet, einen Rabbiner aus Zwolle, und hat eine grosse Kinderschar aufgezogen. Beide haben ihre Männer im Jahre 1942 verloren und stehen nun auch den Kriegswirren allein gegenüber. Die beiden jüngsten Töchter waren die treuen Trabanten meines Bruders Ernst, bis er als grosser Schuljunge keine Mädchenfreundschaften mehr duldete. Die zwei grossen Brüder, sechs und acht Jahre älter als ich, waren unsere natürlichen Beschützer und haben der Reihe nach uns drei Schwestern den Hof gemacht. Die älteste Schwester, die früh dem elterlichen Haushalt vorstand, war immer mütterlich und liebevoll zu uns. Als sie heiratete und nach Norddeutschland kam, habe ich sie kaum je mehr gesehen. Damals aber, als wir Kinder waren, lebten wir wie Geschwister, lernten und spielten und feierten alle Feste zusammen.

## JÜDISCHE FESTE

Und wie schön waren alle Feste! Noch heute liegt für mich ein unverlöschlicher Glanz darüber, und wenn ich davon erzählen soll, weiss ich nicht, wo beginnen; denn alle, alle waren sie schön, voll Weihe und doch voll Freude.

Mit viel Arbeit und Vorbereitung kam Pessach heran. Wir halfen früh schon tüchtig mit. In den eigenen Fächern vor allem musste Ordnung gemacht werden. Immer fand man vergessene Schokolade oder aufbewahrte Bonbons, die nun gegessen werden mussten, denn jedes Brösel-ehen, jedes Krümchen musste verschwinden. Alle Schubladen wurden ausgekehrt, alle Taschen umgedreht. Mein Kummer war immer, dass gerade an meinem Geburtstag, am 9. Nissan, das Wohnzimmer gründlich geputzt wurde und mein schöner Geburtstagstisch auf den Vorplatz wandern musste. Wie ein Wachhund lief ich immer wieder hin, um aufzupassen, dass ihm nichts passierte.

Und dann hiess es einige Tage vor Pessach: «Morgen werden die Mazzes gebacken.» Das war ein besonderes Fest. Ganz in der Frühe gingen wir mit Herrn Wormser zum Bäcker, wo das Mehl gesiebt in grossen

Trögen stand – unsere Mazzoth wurden mit denen von Wormsers gemeinsam gebacken –, und der Hausherr und die grossen Jungen schöpften das Wasser aus dem Brunnen auf dem Hof und brachten es zum Mehl, damit der Teig geknetet werde. Wir Mädchen halfen dann beim Walken des Teigs – später machten das alles Maschinen – und sahen zu, wie die flachen Teigfladen in den Ofen geschoben wurden und nach wenigen Minuten gebacken wieder herauskamen. Dann sassen wir und «brachen aus», das heisst, jede Stelle, wo der Teig sich doppelt gelegt hatte und also nicht so schön fest durchgebacken war, musste sorgfältig ausgebrochen werden. Der ganze Betrieb, die Maschinen, das Backen, unsere eigene Geschäftigkeit, war erregend und freudvoll. Und wir waren stolz, wenn unsere Körbe voll Mazzoth zur rechten Zeit fertig waren, denn schon wartete die nächste Familie, die ihre Mazzoth mitbacken wollte. Jeder Tag näher zum Fest brachte neue aufregende Dinge: das Toweln im Synagogenhof, das Käschern, das Glühen des Herdes und dann am Erew Jontev die friedvolle Stille, neues Geschirr in der Küche und auf dem lisch (es war natürlich nicht neu, sondern kam jeden Pessach wieder, aber für uns war es neu und ungewohnt), überall neue Decken, alles strahlte frisch und rein. Auch wir Kinder durften die neuen Kleider zum ersten Mal anziehen. Dann gingen wir hinunter zu Wormsers zum Seder.

Da war der herrliche Usch mit einer schönen alten, seidenen Sederdecke gedeckt, das Sederhandtuch, an dem der Hausherr sich die Hände trocknete – auch ein altes Erbstück der Familie –, und bunte, seidene Kissenüberzüge für den Thronszitz des Hausherrn. Er selbst hatte seinen Frack an. Um den Hals trug er, wie ein mittelalterlicher Ratsherr, eine schwere alte Siflonethkette. Alles, was er an Schmuck besass, brillantene Manschettenknöpfe, alte goldene Anhänger an der Uhrkette, trug er dieses eine Mal im Jahr. Selbst seine Frau erschien an einem solchen Tage wirklich wie eine Königin. Dass es auf dem lisch blitzte und blinkte von Leuchtern und Kerzen, von Bechern und Silbergerät, war Tradition. Da sassen oben, neben dem Hausherrn, zur Rechten die Frau des Hauses, meine Mutter zur Linken, und dann kam die Kinderschar dem Alter nach: acht Wormser-Kinder und wir vier. Nur Bruder Ernst hatte einen Vorzugssitz, zwischen seinem Lehrer, Herrn Wormser, und der Mutter.

Mit zwölf Kindern aller Altersstufen war es ein richtiger Kinderseder. Herr Wormser erzählte von den Kindern Israel in Ägypten, und wir hörten auf jedes Wort. Wir fragten viel, das liebte er. Wir hatten uns



auch selbst vorbereitet, irgendeine Stelle zu erklären. Aber am schönsten war es, wenn Herr Wormser erzählte und fast vergass, wie viele junge Kinder an der Tafel sassen. Es war dann, als ob viele, viele Generationen von Juden an uns vorüberzogen in Leid und Schmach und Verfolgung – und wie sie doch voll Stolz und Freude zusammensassen in der Sedernacht, um den Auszug aus Ägypten zu feiern. Wir fühlten die Schwingen des grossen Geschehens über uns und uns eingebettet in dieses Geschehen, und unsere Herzen waren voll banger Glücks. Ein tiefes Gottvertrauen strömte aus von dem, der den Seder hielt, und senkte sich in unsere Kinderherzen. Es waren Furcht und Freude zugleich. Wir waren herausgehoben aus der Welt des Alltags und fühlten, das waren die Nächte, in denen wir Gott ganz nahe waren, die Nächte, da er uns ganz nahe war.

Eine Sedernacht werde ich nie vergessen. Alles war wie sonst, feierlich, festlich, und doch lag eine Wolke über allem Glanz. Ich verstand nichts davon, ich war zehn Jahre alt. Aber als die Erwachsenen plötzlich in Schluchzen ausbrachen bei der Stelle: «Du führst uns von Knechtschaft zur Freiheit, von Trauer zur Freude, von Finsternis zu grossem Licht», da fühlten auch wir Kinder, dass unsagbares Leid in der Luft lag. In dieser Nacht starb der älteste Sohn des Hauses. Der Seder war wie immer gehalten worden.

Vielleicht kam es von diesen Sederabenden, dass ich als Kind schon in dem damals so friedlich aussehenden Deutschland es immer für möglich hielt und immer erwartete, dass auch für uns der Tag kommen könnte, an dem das alte Judenschicksal: Verfolgung, Austreibung, Not und Tod, uns treffen würde. Und ich fragte mich ernsthaft, ob ich wie unsere Ahnen auf dem Scheiterhaufen sterben könnte, das Sch'ma auf den Lippen. Ich schämte mich tief, aber ich wusste es immer, dass ich nicht die Kraft dazu haben würde. Es war eine schwere Sorge in meiner Kinderzeit.

Mit nicht viel weniger Aufregung, aber mit viel leichter Grundstimmung wurde Sukkoth gefeiert. Wochen vorher schon hatten wir die braunen Rosskastanien gesammelt, die in den schattigen Kastanienalleen im Herbst die Strassen bedeckten. Dann begann die Arbeit. Einer bohrte Löcher hinein, der andere reihte die glänzenden Früchte auf Schnüre auf. Diese Ketten hingen dann als Girlanden rings um die Sukkah. Schade war es, dass sie bis zur Winterzeit ihren Glanz verloren. Körbchen wurden aus Buntpapier geschnitten und Ketten gemacht, und war es auch nicht gerade künstlerisch, unsere Kinderherzen waren beglückt.

Schliesslich kam das «S'chach», der Grossherzog stiftete es aus seinen Waldungen. Es war Besenginster, und ich glaubte jahrelang, es dürfe nichts anderes sein. Die Sukkah war ins Haus eingebaut. Man brauchte nur einen Teil des Daches, das dafür eingerichtet war, mit einer Winde aufzuziehen, und schon schaute der Himmel durch ein Gitterwerk herein. Das «Decken» der Sukkah war Sache der Buben, die innere Ausschmückung die der Mädchen. Traurig war nur, dass dieser Feiertag in die Schulzeit fiel und man nicht so mit ganzer Seele dabei sein konnte. Aber kam man dann nach Hause, so flog der Ranzen in die Ecke, man lief in die Sukkah, um zu helfen. Nie bekam ich so schlechte Noten wie in den Wochen von Rosch Haschanah bis nach Sukkoth. Die Schule war so ganz Nebensache in meinem Kopf. War dann erst der Feiertag da, so wurde das noch viel schlimmer, denn Sukkoth war die Zeit für ein Spiel mit Nüssen, das ganz nach alter Tradition nur an den acht Tagen und möglichst in der Sukkah gespielt wurde. Jedes Kind hatte sein Säcklein frischer Nüsse, und wenn man nach Hause kam, sass immer ein Grüppchen von den zwölf Kindern des Hauses und spielte. Spiele waren es, die ich sonst nirgends gesehen habe, mit den komischsten Namen: «Bug» und «Fünfer Häufle», und «3, 2, 1». Man sass und spielte, gewann und verlor. Man lieh den andern, wenn sie keine Nüsse mehr hatten, borgte, wenn man selbst so weit war. Und der Nussbestand blieb erhalten, denn nach alter jüdischer Sitte wurde vor Hoschanah Rabba keine Nuss gegessen. Dann aber war es auch schnell Schluss mit den schönen Nüssen. Die Sukkah wurde ausgeräumt, das Spielen war zu Ende – die Schule, das Alltagsleben hatte uns wieder. Als schöner vergnügter Abschluss kam noch Simchat Thora.

Jeden zweiten Feiertag hatten wir noch eine ganz besondere Feier, die ich nur aus dem Wormserschen Haus kenne und zu der wir Kinder selbstverständlich geladen waren. Das war so: zum Nachtschisch gab es einen besonders guten Wein, der weit besser war als der Kiddusch-Wein. Über diesen Wein wurde eine besondere Broche gemacht: Hatow w'hametiwi. Wahrscheinlich war der Sinn der Sache der, noch eine Broche mehr zu haben. Wir aber freuten uns am guten Wein, an der guten Torte und am gemeinsamen Singen. Die Wormser Kinder, die viel Sinn für Humor hatten und leicht Verse schmieden konnten, hatten auf den Vater Wormser den schönen Reim erdacht:

«Wenn Vater schenkt Tow Hametiwi aus,  
Kommt keiner mit einem Rausch nach Haus»,

weil es wirklich nur noch ein Tropfen war, der bis zu uns «Kleinen» herunterkam. Dieses kleine Extrafest fand nur am Pessach, Schwuoth und Sukkoth statt, nicht an Rosch Hasdhanah. Das war ein zu ernster Feiertag und wurde bei uns in seiner ganzen schweren Feierlichkeit empfunden.

Immer wieder die zwei Welten, in denen wir lebten. Wieviel Verbote brachte uns der Sommer, wenn mit Pessach die schöne Jahreszeit begonnen hatte. Erst die Omerzeit, in der Teilnahme an öffentlichen Vergnügungen und vieles andere für uns verboten war, dann vom 17. Tamus an während der 21 Trauertage für die Zerstörung des Tempels – und das war herrlichste Ferienzeit – keine Ausflüge, keine Bootsfahrten. Mutter gestattete uns bis auf die neun ernstesten Tage das Schwimmen, weil sie es für gesund hielt.

Dann kam der 9. Aw. Mein Bruder ging zur Synagoge. Wir Mädchen zogen die Schuhe aus und setzten uns rings um Mutter auf den Boden. Mutter sass auf einem niedrigen Schemel, die Petroleumlampe stand vor ihr auf einem Stuhl, und sie las uns die Klagelieder, Echah, vor. Noch höre ich ihren Tonfall, noch höre ich die Worte, so wie Zunz sie übersetzt hat. Mutter las sie uns in deutscher Sprache vor, wir sollten verstehen und mitempfunden. Einige Sätze schrieben sich dauernd in meine Seele ein: «Die Völker sehen sie und sprechen: die werden nimmer Ruhe finden!» Nein, wir hatten nie mehr Ruhe gefunden, und von hier floss die zweite Quelle zum Strome des Zionismus. Wir müssen wieder Ruhe finden, dachte das Kind, Ruhe in der alten Heimat.

Schon kam der Monat Elul heran und mit ihm jeden Tag der Schofar-ton, der die ernsten Feiertage einleitete. Es kamen die Briefe an die Grossmutter – sie mussten mit hebräischen Buchstaben geschrieben werden – und die an Onkel und Tanten. In der Religionsschule liess uns der Lehrer auf sorgfältig ausgesuchten Briefbogen den Glückwunsch für Mutter schreiben, den wir ihr unter die Challoth legten, damit sie ihn, gleich nachdem Kiddusch gemacht war, finden sollte.

Rosch Haschanah verging für uns zu sehr nur in der Synagoge. Es war etwas zu anstrengend, dreimal am Tage zum Beten zu gehen, das ganz besonders lange dauerte. Ein Lichtblick war, dass man zwischen Minchah und Ma'ariv zum «Taschlich-Machen» ging, d.h. man ging zum nächsten fliessenden Wasser und sprach dort ein Gebet. Das bedeutete, dass man seine Sünden in den Fluss warf, der sie mit fortspülte. Diese symbolische Handlung hat mir nie etwas bedeutet. Aber der kleine Ausflug, der uns zusammen mit den Freundinnen zur Alb, unserem nächsten

Flüsschen, brachte, war immer schön. Müde war man von den beiden Feiertagen, müde vom Fasten am Zorn Gedalja, da, ich sagte es schon, musste es einem schlecht gehen in der Schule. Und immer ging es mir schlecht. Der Wechsel von einer Welt und ihren Werten in die andere mit deren Werten war nicht leicht, denn die zehn Busstage nahmen die Gedanken in Anspruch mit ihrem Schlussstein, dem Jom Kippur.

Solange wir nicht fasteten, war es ein sehr merkwürdiger Tag für uns, der einzige Tag im Jahr, an dem wir uns selbst überlassen waren. Es war kein erwachsener Mensch im Hause. Mutter ging in einem weissen Kleid, sie, die wir sonst immer nur in Schwarz kannten, ganz früh in die Synagoge. Die jeweils älteste, jedenfalls höchstens Elfjährige, hatte die Aufsicht über die Jüngeren. Ihr war das Essen anvertraut worden, denn Mutter war für den ganzen Tag «in Schul!». Dass es immer lustiger und ausgelassener wurde im Kinderkreis im Laufe eines solchen Tages, an dem wir uns so ganz selbst überlassen waren, ist wohl zu verstehen. So war Jom Kipper für uns ein Fest, bis mit dem zwölften Jahr das Fasten und damit auch das Synagoge-Gehen begann.

Nicht weniger aber als die grossen Feste wurden die kleinen Feste begangen. Trotz der strengen Orthodoxie des Hauses war Chanukah das Fest des Lichtes und der Geschenke. Ob das schon Tradition aus Mutters Haus war, ob sie es für uns eingeführt hatte, damit wir den christlichen Kindern gegenüber nicht Neid empfinden sollten – ich weiss es nicht. Ich weiss nur, dass wir Kinder für Mutter heimlich Geschenke vorbereiteten und dass wir voll Sehnsucht am ersten Chanukah-Abend aus der Synagoge nach Haus eilten. Da war ein schöner Kaffeetisch gedeckt mit einem grossen Kuchen in der Mitte, und an jedem Platz neben dem Gedeck waren die Geschenke aufgestellt. Doch erst musste «entzündet» werden und gesungen, dann stürzten wir an unsere Plätze – jeder erfreute sich seiner Dinge und verglich mit den anderen und versuchte zu erraten, woher all die Herrlichkeiten kamen; denn Mutter war und musste wohl mit Geschenken sparsam sein. Doch kamen Pakete und schöne Dinge von Onkeln und Tanten und von Bekannten. Endlich, wenn die erste Aufregung sich gelegt, konnte uns Mutter zum Essen bringen – und dann wurde gespielt. Ganz andere Spiele als am Sukkoth: Glocke und Hammer und kindliche Kartenspiele, nie um Geld, sondern mit Bohnen, die aber am Schluss des Spieles in Bonbons umgerechnet wurden. Selbst Mutter spielte mit, denn solange die Chanukah-Lichtlein brannten, wurde nichts getan. So ruhten an diesen Tagen auch manchmal ihre fleissigen Hände. Alle acht Tage durften wir nach dem «Ent-

zünden» spielen. Immer war es eine grosse Kinderschar, bald bei uns, bald bei anderen. Es kostete Mühe, bis dann der Spielteufel nach solch einer Spielwoche wieder ausgetrieben war.

Einer der herrlichsten Tage war Purim. Gefastet musste natürlich werden, und die Megillah auf nüchternen Magen war eine rechte Geduldsprobe. Aber dafür begann von der Minute an, wenn wir nach Hause kamen, bis zur nächsten Mitternacht der fröhlichste Tag des Jahres. Natürlich waren wir Kinder den ganzen Tag kostümiert, mit viel Phantasie und wenig Geldaufwand. Und dann begann es zu klingeln: ein Schlachmones nach dem anderen kam. Immer voller wurde der Gabentisch mit Wein, Torten und Schokolade, Tee und Kakao, und für uns Kinder wurde die Aufregung immer grösser, denn für uns waren besondere Gaben dabei, die man vorerst nur bestaunen, aber nicht geniessen durfte, denn man sollte ja bereit sein für die grosse Purimsude, die bei uns am Mittag stattfand, zu der immer Gäste geladen waren und bei der es, das einzige Mal im Jahr, Wein gab. Danach musste geruht werden, denn am Abend waren wir zum Festmahl bei Wormsers. Nach dem Essen kam fast die ganze Gemeinde – jedenfalls waren alle eingeladen – zu fröhlichem Purimfest. Jedes Jahr dichteten wir neue Purimspiele, die wir aufführten, fremde, unerkannte Purimspieler kamen hinzu und trugen komische, alte Purimverse vor, bekamen Wein und Kuchen und verschwanden wieder. Todmüde, aber voll Freude kam man nach Mitternacht heim – die Schule kam wieder einmal zu kurz.

Schön war auch der 15. Schwat, wenn jeder mittags auf seinem Teller fünfzehn verschiedene Früchte fand. Fünfzehn mussten es sein, aber es waren oft weit mehr; denn alle Arten von eingemachten Früchten standen in Glasschalen auf dem Usch, eine Früchtepracht, die dem trüben Wintertag sommerliche Fülle gab und uns wirklich den Neujahrstag der Bäume darstellte.

Aber wie ich schon sagte, war jeder Schabbat ein Fest durch Spiel und Geselligkeit. Und dann gab es immerfort eine «Holigrasch». Wenn nach der Geburt eines Mädchens die Mutter zum ersten Mal «Schulen» ging, kamen am Schabbat-Nachmittag alle Kinder dorthin, hoben die Wiege in die Höhe mit dem Ruf: «Holigrasch, wie soll's Kindle heissen?» Dann kam als Antwort der Name. Das Beste aber kam danach: grosse Tüten mit Zuckerzeug, für jedes Kind eine. Das war ein Glück, ein Vergleichen, ein Tauschen und ein tüchtiges Schmausen.

## SOMMERREISEN

So war unser Jahr im Rhythmus des jüdischen Lebens voll erfüllt, im jüdischen Kreis mit jüdischen Freunden – und daneben lebte das bürgerliche Jahr mit seinen Freuden, seiner Schule, seinen Feiertagen und seinen Ferien. Ja, besonders die Ferien waren etwas Herrliches. Es war nicht, wie später in eurer Jugend, eine Selbstverständlichkeit, dass man die Ferien irgendwo auf dem Lande verbrachte. Man blieb selbst in wohlhabenden Kreisen zu Hause, wieviel mehr bei uns, wo für Ferienreisen kein Geld da war. Eine Reise war aber auch dann etwas ganz Besonderes. Als wir im Jahre 1888 zur Grossmutter nach Ungarn fahren durften, da war die ganze Klasse mit aufgeregt, und die Schule gab uns die Erlaubnis, vierzehn Tage später heimzukehren, damit eine solche weite Reise sich auch lohne. Mutter hielt die Reise wohl für eine Pflicht. Sie war ihr sicher nach jeder Richtung hin schwergefallen. Aber die alte Mutter unseres Vaters hatte uns noch nie gesehen. Sie selbst war zu alt, um eine so weite Reise zu unternehmen. So fuhren wir eines schönen Sommertages gen Süden. Noch heute weiss ich, wieviel gute Dinge uns Mutters Freunde als Wegzehrung an die Bahn brachten. Das Schönste aber schenkte uns eure Grossmutter, Isabella Straus: jedes Mädchen bekam ein Reiseplaid mit Lederriemen zum Tragen, die wir furchtbar stolz wie echte Reisende umgehängt hatten. Es war aber auch für mich, die Achtjährige, eine wirkliche «Weltreise». Wir fuhren über München nach Wien, das in meiner Erinnerung lebt als ein leuchtendes Lichtmeer, in das wir am Abend hineinfuhren, über Budapest hinunter nach einer letzten Bahnstation, an der ein Wagen uns erwartete, der uns nach dem kleinen Högyesz brachte, Vaters Geburtsort.

Wie Wunderkinder wurden wir dort aufgenommen. Besuch aus Deutschland! Ich habe noch heute die lebhafteste Erinnerung daran. Ich erinnere mich an den «Schulhof», an Onkel Rabbiners kleines Haus, in dem es so herrliche Dinge gab: Waschkörbe voll Trauben, Strudel, so gross wie der Küchentisch, riesige Wassermelonen, die ich dort zum ersten Male sah. Ich wohnte mit Mutter und Bruder Ernst bei der Grossmutter. Sie war klein und alt und sehr lieb gegen uns Kinder. Mir sagte sie immer, dass ich Vater am ähnlichsten sehe. Ich glaube auch, dass besonders meine Augen von Vater stammen.

Alle ungarischen Dörfer sind ähnlich angelegt. Jedes Häuschen hat einen gedeckten Vorbau, wo man sich im Sommer meist aufhält. Da hängen der Kukuruz und die Zwiebeln, die Pfefferschoten und was sonst noch

getrocknet werden soll. Ein grosser Nussbaum überschattete den Hof, ein Hügel mit Mais bebaut lag hinter dem Haus. Eine Höhle, die in den Hügel eingebaut war, diente als Weinkeller. Selbst für mich war es erkenntlich, dass man dort im Schlaraffenland lebte. Alles gab es in Hülle und Fülle, und nichts war teuer auf dem Dorf. Enten und Gänse tummelten sich im Dorfgraben, Hühner gab es die Menge, und sicherlich wurde auch für uns, bei der grossen Gastlichkeit der Ungarn, noch besonders aufgetischt.

Onkels grosse Söhne waren alle schon längst aus dem Hause zum Lernen oder in der Lehre. Damals waren nur noch die drei Jüngsten daheim, Bernhard, etwa sechzehnjährig (er lebt jetzt als Arzt in London), Lea, die einzige Tochter, war im Alter meiner Schwester Trude. Sie hat später Rabbiner Duschinski geheiratet und lebt noch heute in Rakos Palota bei Budapest. Und schliesslich Schlomo, mein Spielkamerad, der jetzt Rabbiner in Högyesz ist, in der fünften Generation. Von dort aus besuchten wir alle ungarischen Verwandten. Im nahen Mucci, einem kleinen Dorf, lebte unsere Tante Verona Friedenthal. Sie hatte es schwer: einen gelähmten Mann, eine grosse Kinderschar hatte sie zu betreuen und für den Weinberg und die Kelterei zu sorgen. Das verstand ich damals natürlich nicht. Ich weiss nur noch von einer Wagenfahrt am Gebirgskamm entlang, weiss von einer Schar kleiner Vettern und Cousinen, weiss vom ersten Weinberg, den ich nicht nur sah, sondern in dem wir auch reife Trauben pflücken durften.

Eine andere Fahrt brachte uns nach Keszket, dem Herzen Ungarns. Da lebte eine Tante, die Frau von Onkel Salomon, mit vielen Söhnen und einer Tochter, die Vaters jüngsten Bruder, Benedikt, geheiratet hatte. Im Grunde genommen war ich noch zu klein für eine solche Reise. Aber was Mutter wollte, hatte sie erreicht: wir bekamen ein lebendiges Gefühl für die Verwandten in Ungarn, einen natürlichen Zusammenhang mit der Familie unseres Vaters, der sich nie wieder verloren hat. Ein Jahr darauf starb Grossmutter. Wir hätten sie ohne diese Reise nie kennengelernt.

Am engsten blieb die Beziehung zum Rabbinerhaus und zu Tante Verona. Da mehrere von Onkels Söhnen nach Deutschland kamen und dort heirateten, kam auch der Högyeszter Raw, unser Onkel, noch mehrmals zu Besuch nach Karlsruhe. Ich hatte zwar grossen Respekt vor diesem Onkel, aber doch war es mir nicht ganz leicht, mit ihm über die Kaiserstrasse zu gehen, denn sein langer Rock, seine Pejes, die zwar nach ungarischer Sitte hinters Ohr gelegt wurden, machten ihn doch zu

einer recht auffallenden Erscheinung. Ehrlich gesagt, genierte ich mich. Ganz anders war es, wenn er bei uns zu Hause war und erzählte. Da hörte ich ihm gerne zu. Er wusste so schöne Midraschim zu erzählen und besondere Erklärungen für die oder jene Stelle aus dem T'nach zu geben. An einem Freitag Abend gestand er uns, dass er viel von der Astrologie halte; natürlich nur von der, die ihm aus der Gemarah bekannt war. Er liess sich von der Mutter genau Tag und Stunde der Geburt von jedem von uns geben und stellte zu seiner Freude fest, dass Trude, Emma und Ernst Sonnenkinder seien. Ich sei nur ein Mondkind. Er versuchte mir allerdings dies «nur» recht schmackhaft zu machen. Aber es verstärkte doch meinen «Minderwertigkeitskomplex», eine Sache, die man, ohne das schöne Wort zu kennen, doch kannte, und die mir lange nachging.

Die zweite Sommerreise, die wir mit Mutter machten, war in das nicht allzu ferne Wildbad. Und das kam so: Mutters älteste Schwester, Ulrike Friedländer, wir nannten sie Tante Rickchen, kam mit ihrem Mann und ihrer Tochter zur Kur dorthin; um einmal richtig mit uns zusammen zu sein, lud sie Mutter und uns vier Kinder für vier Wochen ein. Das war im Jahr 1892. Schon die Vorfreude war gross. Doch musste das Vergnügen durch tüchtige Arbeit erkaufte werden. Mutter sagte, wenn wir schon so schöne Ferien haben sollten, so sollten es auch richtige Ferien sein, ohne Stopf- und Flickarbeit. So mussten wir denn, Emma und ich, natürlich mit Mutters Hilfe, jeden Nachmittag sitzen und ausbessern und auch neue Dinge nähen, bis für uns vier so viel gerichtet war, dass man sicher sein konnte, vier Wochen ohne Nadelstich auszukommen. Noch erinnere ich mich an die sommerliche Wärme in dem kleinen Wohnzimmer, noch an die verdunkelten Läden, die nur wenigen schrägen Sonnenstrahlen Einlass gewährten, an die Fliegen, die um uns summten, und an die heissen, feuchten Kinderhände, die so viel lieber etwas anderes getan hätten, als Stich um Stich zu machen. Aber es winkte ja herrliche Belohnung – vier Wochen Schwarzwald!

Und wie wir es genossen haben! Wir wohnten in einem kleinen Bauernhäuschen neben einem Bach, assen Mittag in der jüdischen Restauration, früh und am Abend bei uns zu Hause. In der Frühe war das Promenadenkonzert, wo wir die Verwandten trafen, dann wanderten wir Kinder in die Berge möglichst ohne Weg und Steg, immer bergauf. Das Fröhlichste war das Herunterrutschen auf den glatten Tannennadeln. Wieder waren wir eine grosse Kinderschar. Denn alle Straus-Kinder waren, wohl durch unsere Reise veranlasst, auch mit ihrer Mutter in Wildbad. Wir assen



zusammen an einem besonderen Kindertisch in einem Nebenraum. Wir tollten zusammen durch die Bergwälder, suchten Blaubeeren und verzehrten sie fröhlich miteinander. Aus dieser Zeit stammt auch meine lebhafteste und schönste Erinnerung an eure Grossmutter. Nicht, dass ich sie nicht von je gekannt hätte, sie gehörte wie das ganze Straussche Haus zu meinen frühesten und liebsten Jugenderinnerungen. Aber es war anders, sie in ihrem Haus zu kennen, wo die vielen Kinder und der Haushalt sie belasteten. Hier war sie fröhlich, war ohne weitere Verpflichtungen und konnte mit uns durch Feld und Wald streifen, wo ihre kindlich-muntere Art zur Geltung kam, wo sie mit uns Kindern spielte und plauderte, aus ihrer eigenen Kindheit erzählte und uns so nahe kam wie nie zuvor.

Auch mit eurem Vater, er war erst vierzehn Jahre alt, kam ich damals häufiger zusammen als je zuvor. Er war ein sehr ernster Junge, der als Ältester eine ausgesprochene Herrscherstellung im Hause einnahm, und ich, als Freundin seiner ältesten Schwester, hatte wie sie fast ein wenig Angst vor ihm. Und dann: was kümmert sich auch ein vierzehnjähriger Junge um ein zwölfjähriges Mädchen? Aber doch weiss ich, dass es in jenen Ferientagen in Wildbad war, dass wir uns einander zum ersten Mal näher anschlossen, um uns nie mehr zu verlieren. Das wurde natürlich nie ausgesprochen, aber wir wussten es beide, wie jung wir auch waren. Bis dahin hatte Eli mich Kleine nie beachtet. Seine erste innige Kinderliebe, noch vor der Schulzeit, war Emma, die nur dreiviertel Jahr älter war als er. Sie hatten als grosses Kindergeheimnis ausgemacht, dass sie, wenn sie einst heran wuchsen, in dem Vierteljahr heiraten würden, in dem sie gleichaltrig wurden. Sie hingen mit grosser Liebe aneinander. Aber als sie dann beide in die Religionsschule kamen und Emma wie gewohnt zu ihm hinlief, da neckten ihn die anderen Jungen und nannten ihn einen «Mädeleschlecker». Das vertrug der sechsjährige kleine Mann nicht und wandte sich von ihr ab. Die temperamentvolle kleine Emma hat ihm dies jahrelang nicht verziehen. Seit jenen Tagen in Wildbad aber gab es ein Band zwischen uns.

Noch eine zweite merkwürdige Sache ereignete sich dort. Unser Onkel Josef, der damals schon grosse Kinder hatte, zwei erwachsene Töchter und einen Sohn, der gerade Medizin zu studieren begann, interessierte sich sehr für das Frauenstudium. Er schlug Mutter vor, dass eine von uns Medizin studieren sollte, er würde für alle Kosten aufkommen. Trudchen lehnte ab, sie wollte Lehrerin werden. Emma war künstlerisch begabt und hatte andere Aspirationen. Mich frug man gar nicht, ich

schien Mutter zu zart und wohl auch nicht klug genug. Trotzdem glaube ich, Onkels Begeisterung hat mit dazu beigetragen, dass Mutter mir später so ganz ohne Zögern erlaubt hat, in das neugegründete Mädchen-gymnasium zu gehen, das erste in Deutschland. So wurde dieser Sommer 1892 bedeutungsvoll für mein ganzes Leben.

Die schönste Reise aber, die wir alle zusammen machen durften, war die in Mutters Heimatstadt nach Posen. Das war zwar viel später, im Jahre 1895, als ich schon fünfzehn Jahre alt war. Selbstverständlich, dass die Fünfzehnjährige ganz anders aufnahmefähig war als die kleine Achtjährige, die einst mit nach Ungarn fuhr. Schon die Reise war für uns ein wirklich geographisches Erlebnis, fuhren wir doch durch einen grossen Teil Deutschlands. Gelernt hatten wir viel darüber in der Schule, und was wir theoretisch wussten, wurde uns klar und anschaulich, als wir nun in die norddeutsche Tiefebene kamen, wo die Laubwälder aufhörten und nur Kiefern standen statt der uns vertrauten Schwarzwaldtannen. Weit und breit waren keine Berge zu sehen, wo doch unsere Augen gewöhnt waren, am Horizont die blaue Linie der Berge des Schwarzwaldes sich hinziehen zu sehen. Ja, kaum ein Hügel unterbrach die für uns ungewohnte Einförmigkeit der Landschaft.

Posen war damals schon zu einer deutschen Stadt geworden, mit schönen Regierungsgebäuden, und die alten Festungswälle waren breite, grüne Gartenanlagen, die rings um die Stadt sich erstreckten. Gerade fand eine Ausstellung statt, die viele Fremde und Feststimmung in die Stadt brachte. Auch wir waren fast täglich am Nachmittag dort und hörten uns das Konzert an; hier erfuhr ich zum ersten Mal, wie nett es war, eine Unmenge von Vettern zu haben, die mit einem auf und ab flaniereten und ein wenig den Hof machten. Eine mir bis dahin ganz unbekannte Sache. Ich kannte Kameraden, aber keine Courmacher.

In die eigentlich polnischen Viertel der Stadt kamen wir nur, wenn wir Tante zum Markt begleiteten. Da wurde allerdings nur polnisch gesprochen, nur polnisch gefeilscht und gehandelt. Auch im Strassenbild gab es noch genug, was auf die polnische Zeit Posens zurückging. Alle Ladenschilder hatten deutsche und polnische Aufschrift, bald lernten wir auf diese Weise viele polnische Worte. Ein Erlebnis in der Strassenbahn zeigte mir, welche Spannungen und Feindseligkeiten hier noch herrschten. Der Schaffner fragte einen sehr fein aussehenden Herrn, wohin er fahren wolle; dieser tat, als sehe und höre er nichts, bis der Schaffner – sichtlich ein echter Preusse – sich entschloss, ihn polnisch zu fragen. Erst dann bekam er die gewünschte Auskunft. Tante sagte mir,

das sei ein polnischer Adeliger, der prinzipiell kein deutsches Wort spreche. Es gäbe noch immer viele dieser Art.

Wir wohnten alle bei Mutters ältester Schwester, Ulrike Friedländer, die wir wie eine Grossmutter liebten. Wunderschön war es bei ihr, und da ihre eigenen Kinder schon erwachsen waren, ihr Jüngster war schon Student, so nahm sie uns Kinder mit besonderer Liebe auf und machte uns diese Ferientage zu einem einzigen grossen Feiertag. Onkel Joseph, ihr Mann, hatte eine Zigarrenfabrik und eine Menge Verkaufsstellen in der ganzen Stadt. Er war, wie Tante auch, aus sehr frommem Haus, hatte aber langsam mit der Tradition gebrochen, arbeitete am Schabbat und an den Feiertagen, aber irgendwie war er nicht glücklich dabei und hatte eine grosse Liebe bewahrt für all die alten traditionellen Formen, die nun mit uns für kurze Ferienwochen wieder in sein Haus einzogen. Seine älteste Tochter war mit einem Amtsrichter Wasser verheiratet und lebte damals in Züllichau. Ich habe sie und ihre Kinder nur einmal im Leben flüchtig kennengelernt; ich weiss auch nicht, was aus ihnen geworden ist. Die zweite Tochter Jetta war damals nach einem tragischen Leben schon Witwe. Sie war rührend gut gegen uns Kinder und gegen alle, die mit ihr zusammenkamen. Aber immer war Trauer um sie und Wehmut. Sie hatte viele Jahre vergebens gehofft, den Bruder ihrer Mutter, Samuel, heiraten zu dürfen. Die Eltern waren gegen eine Heirat von Onkel und Nichte. Nun, da Onkel Samuel nach einer kurzen Ehe geschieden war, wagten die Eltern nicht mehr, dagegen zu sein. Sie heirateten, und Wochen des Glücks begannen für beide. Aber leider waren es nur kurze neun Wochen. Onkel Samuel bekam einen Oberlippenfurunkel, dessen Ernsthaftigkeit der Arzt wohl nicht erkannt hatte, und starb innerhalb weniger Stunden. Mark Twain war gerade zum Nachmittagskaffee als Gast bei ihm. Onkel schien ohnmächtig zu werden, war aber schon tot, als der Arzt kam. Als wir sie trafen, waren fünf Jahre vergangen, aber sie hatte dieses Leid nicht verwunden. Viele Jahre später heiratete sie Oberstabsarzt Eugen Jacobi. Durch ihre Tochter hat sie doch noch ein wirkliches Glück gefunden.

Die zweite Schwester von Mutter, Tante Milka Peiser, wohnte auch in Posen, und selbstverständlich waren wir auch viel bei ihr und ihren Kindern. Doch war die Atmosphäre der Häuser nicht die gleiche.

Die beiden Zwillingenbrüder Rafael und Samuel müssen von früher Jugend an sehr verschieden in Art und Temperament gewesen sein; denn Grossvater beschloss, die beiden Buben nicht in dieselbe Schule zu schicken, damit nicht der eine unter dem anderen leide. Rafael, der als

der viel Begabtere galt, wurde ins polnische, Samuel, der weichere und zartere, ins deutsche Gymnasium geschickt. Es zeigte sich aber bald, dass Samuel der viel stetigere und bessere Schüler war. Die Wahl der Gymnasien hat das ganze spätere Leben der beiden Jungen bestimmt. Rafael studierte slawische Sprachen und wurde zuerst Privatdozent in Breslau, während Samuel Geschichte studierte und sich in Berlin habilitierte. Er war für uns der liebste Onkel; er war schön, und wie ich später erfuhr, nicht nur für meine Kinderaugen. Viele Jahre nach seinem Tode erzählte mir mein griechischer Lehrer, wie ihn die Studenten geliebt und verehrt hätten um seiner gütigen Art und Schönheit willen. Er kam oft zu uns nach Karlsruhe – ich glaube, er stand auch Mutter von allen Geschwistern am nächsten –, und das waren immer Festtage für uns. Einmal, das blieb mir besonders in Erinnerung, besuchte uns Onkel auf einer Fahrt nach Rom. Er, ein Schüler und Mitarbeiter Mommsens, sollte dem Papst das Werk «Monumenta Latina» überbringen, an dem er mit Mommsen zusammen gearbeitet hatte. Das Exemplar, das er dem Papst überreichen sollte, war in weisses Leder gebunden, mit einem grossen silbernen Kreuz darauf. Ich weiss, welch grossen Eindruck dies alles auf mich machte. Es war das letztmal, dass ich den Onkel sah. Als ich im Jahre 1895 seinen kleinen Sohn aus erster Ehe kennenlernte, war er ein auffallend schönes Kind von vier Jahren. Nur einmal habe ich ihn wieder gesehen, als er, ein junger Bursch, uns in Sils Maria besuchte. Damals schon hörte er schwer, und er ertaubte immer mehr, so dass er auf jeden gelehrten Beruf verzichtete und Landwirt wurde. Er lebte irgendwo auf seinem Gut in Ostpreussen, heiratete eine Christin, und wir hörten von diesem einzigen Sohn unseres geliebtsten Onkels nie mehr etwas. Erst als Hitler auch in sein Leben und Schicksal eingriff, erinnerte er sich wieder seiner jüdischen Verwandtschaft und schickte seine Tochter, eine fromme Protestantin, nach Perugia zu meiner Schwester. Seine Frau liess sich in diesen Tagen von ihm scheiden, sein Sohn, ein begeisterter Hitleranhänger, blieb bei der Mutter. Ich habe diesen Vetter nie wiedergesehen. Ich weiss nur, dass er jetzt mit einer jüdischen Frau in Südamerika in schwerer Lage lebt. Seine Tochter, die noch ganz verwandtschaftliche Züge trägt, lernte ich bei einem Besuch in Amerika kennen.

Onkel Rafaels Leben war viel bewegter als das seines Zwillingsbruders. Er hatte, eigentlich gegen seinen Willen, slawische Sprachen studiert; er wollte Rechtswissenschaft studieren, doch sein Vater erlaubte es ihm nicht, weil man als Rechtsanwalt nicht fromm bleiben könne. Er ist es

auch als Philologe nicht geblieben, sondern hat sich früh der Förstersehen Ethischen Gesellschaft angeschlossen; er war für möglichst völliges Aufgehen in die deutsch-christliche Umwelt, doch hat er weder sich selbst noch die Kinder taufen lassen. Er war einige Zeit Privatdozent in Breslau, ging dann als Erzieher nach Russland in das Haus eines Grafen, sicher um sein Russisch zu vervollkommen, aber auch weil ihn sein lebhafter, unruhiger Geist in die Ferne trieb. Dort war es, wo er zum ersten Mal Tolstoi persönlich kennenlernte, den er dann mehrmals auf seinem Gut besuchte. Er war der erste von Tolstoi autorisierte deutsche Übersetzer seiner Werke. So kamen Tolstois Werke von Onkel übersetzt in unser Haus und haben mich schon früh tief beeindruckt. Seine Übersetzung von Turgenjews «Gedichten in Prosa» fand ich immer besonders schön. Doch nicht lange blieb er in Russland, als Jude wurde er, trotz des gräflichen Einflusses, ausgewiesen. Aber an die Universität ging er nicht mehr zurück. Er wurde Mitarbeiter der Zeitschrift «Nord und Süd», deren Redakteur Paul Lindau war. Doch auch das genügte ihm nicht. Er war voller Gedanken und Pläne. Ethische humanistische Bestrebungen erfüllten ihn; er versprach sich alles von Erziehung, Kultur, Aufklärung, von guter Kunst für das Volk, so billig geboten, dass der geringste Arbeiter es sich leisten konnte. Das Theater erschien ihm dafür die geeignetste Bildungsstätte. Es war furchtbar schwer für ihn, der nur von dem lebte, was er verdiente, die notwendigen Summen zusammenzubringen, ein solches «Volkstheater» zu gründen. Es gelang ihm, einen Kreis von Menschen so dafür zu interessieren, dass eine Aktiengesellschaft entstand, die das Theater finanzierte. Und so wurde der Plan, der ihn jahrelang beschäftigt hatte, endlich zur Wirklichkeit: Er schuf das erste deutsche Volkstheater, das in Wahrheit den Namen verdiente. Es wurden nur gute klassische Stücke gespielt und zu so niedrigen Eintrittspreisen, dass wirklich jedermann es sich leisten konnte, dies Theater zu besuchen. Für vier Theaterabende konnte man sich für zwei Mark abonnieren. Was Wunder, dass das Theater immer voll besetzt war. Schiller-Theater nannte Onkel dieses erste Volkstheater. Ich werde nie vergessen, wie Onkel vor Glück strahlte über sein Werk und seine Arbeit. Es waren überhaupt Onkels Glücksjahre nach vielen Jahren schwerster Arbeit. Er hatte sein Ziel erreicht, er hatte in diesem Jahr auch in Ida Rothstein seine Lebensgefährtin gefunden und heiratete so mit etwa vierzig Jahren. Sie passten wunderbar zusammen und führten eine glückliche Ehe.

Onkel Rafael hatte dieses Theater auf sozialistischer Grundlage er-

richtet: alle waren am Gewinn beteiligt, und er selbst, als Theaterdirektor, hatte nur ein sehr mässiges Gehalt. Diesem ersten Theater folgte nach wenigen Jahren die Gründung eines zweiten, genau nach denselben Prinzipien aufgebauten «Lessing-Theaters». Seine nächste Schöpfung waren seine Matinéés am Sonntagvormittag. Hier wurde über irgendeinen Dichter oder Musiker kurz und allgemeinverständlich gesprochen und dann kurze Novellen, Gedichte oder Teile aus grösseren Werken vorgelesen oder Lieder vorgetragen, Kompositionen gespielt, und das alles für 25 Pfennig. Also wieder für alle aus dem Volke. Onkel gehörte im Denken und Fühlen so ganz der humanistischen Zeit an; er war so überzeugt davon, dass nur Bildung und Wissen Not tue, um die Menschen gut und glücklich zu machen. Was hätte er zu unserer Zeit gesagt! Ich erinnere mich noch, wie Onkel nach München gerufen wurde, um dort seine Matinéés einzuführen, und dass Hamburg ihn zur selben Zeit um seine Hilfe bat.

Ich erzählte schon davon, dass Onkel ein sehr tätiges Mitglied der ethischen Gesellschaft war. Nicht Glaube war es, Gottesidee, die ihn interessierte. Er sah zu sehr, wie der Glaube zu Streit und Gegensätzen führte unter den Menschen, wie die Verschiedenheit der Gottheiten die Menschheit in feindliche Lager spaltete. In der Ethik, die für alle die gleiche sein konnte, sah er die Lösung und den Frieden! So wollte er auch alles Trennende zwischen Juden und Christen beseitigen. Als das Einigende sah er die gemeinsame Liebe zur Heimat, zum Staate an. Der Staatsbürger war das erste, ob er christlichen oder jüdischen Glaubens war, war viel gleichgültiger. Mit seiner Broschüre «Deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens» war er der Begründer und geistige Vater des C. V., des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Ja, Jahrzehnte später, Onkel Rafael lebte längst nicht mehr, hat die sogenannte «Naumann-Partei» ihn als ihren geistigen Vater bezeichnet und, von seiner Broschüre ausgehend, das volle und restlose Aufgehen des Juden in die deutsche Umwelt gefordert. Auch das eine Illusion, die Hitler ad absurdum geführt hat.

Er hat seine Kinder nicht mehr gross werden sehen, seine Kinder, die so viel Glück und Freude in sein Leben gebracht haben. Sie alle drei sind nach dem Tod der Mutter in dem Wirbelsturm, der die ganze deutsche Judenheit hinwegfegte, mit hinausgeschleudert worden. Eva, die Älteste und einzige Tochter, lebt mit ihrem zweiten Mann Lechner, einem Kantor und Sänger, in Amerika, wo auch ihre einzige Tochter aus erster Ehe gelandet ist. Der jüngere Bruder Heini lebt ebenfalls in New York als

Psychoanalytiker mit seiner Frau Yela, die den gleichen Beruf hat. Ich glaube, sein Sohn ist der einzige männliche Träger des Namens Löwenfeld; denn der ältere Bruder Otto, der als Kaufmann in Südafrika lebt, ist, glaube ich, unverheiratet.

## GYMNASIALZEIT

Es ist mir immer sehr merkwürdig vorgekommen, dass in meinem Leben alle sechseinhalb Jahre eine grosse Wendung eintrat. Nun war ich schon mit dreizehn Jahren in der vorletzten Klasse der «Höheren Mädchenschule», und Mutter überlegte sich sehr, zu welchem Beruf sie mich vorbereiten sollte. Trude war schon das zweite Jahr auf dem Lehrerinnenseminar, für das sie sehr geeignet schien und das sie sich auch selbst gewählt hatte. Hatte sie doch schon immer gerne uns gegenüber Lehrerin gespielt. So erinnere ich mich noch lebhaft an zu Hause verbrachte Sommerferien, wo sie sich geradezu eine Schule mit uns Geschwistern und den Wormser-Kindern einrichtete und wir nach Alter getrennt von 9 bis 12 Uhr von ihr ganz ernsthaft unterrichtet wurden wie in einer richtigen Schule. Noch heute wundere ich mich über unseren und ihren Fleiss, die Energie und Artigkeit, mit der wir alle durchgehalten haben. Für Mutter war es eine herrliche Hilfe: die Kinderschar, gut beschäftigt, hielt Ruhe und Ordnung. Mutter wurde am Vormittag mit der Arbeit fertig und konnte uns so die Nachmittage zu Ausflügen und zum Schwimmen widmen.

Emma war knapp fünfzehnjährig nach Beendigung der Schule zu einer Kunstgewerblerin, die eine Lehrklasse hatte, in den Unterricht gekommen. Nun trat die Entscheidung an mich heran. Was hatte ich für Talente? Ehrlich gesagt: gar keine. Ich hatte viel und gern und für mein Alter gut gezeichnet. Mit einer Schulkameradin hatte ich vereinbart, jede Woche einen Bogen mit Zeichnungen, welcher Art wir wollten, miteinander auszutauschen. Ich hatte von Kind auf mein Skizzenbuch, dessen Seiten ich mit Begeisterung füllte. Mutter ermunterte mich oft und sagte: «Wenn du so weiter machst, kannst du auch in die Kunstgewerbeschule!» Aber da war schon Emma, und sie konnte so viel mehr als ich. Da hörte ich mit dem Zeichnen auf. Es war nicht schade darum.

Mit Musik ging es ähnlich. Mutter, die selbst sehr gut Klavier spielte,

hatte uns trotz der Enge unserer Verhältnisse alle früh damit beginnen lassen. Trude und Emma wurden, nachdem sie sie selbst über die Anfangsschwierigkeiten hinweggebracht hatte, einem tüchtigen Klavierlehrer übergeben. Emma ging dann noch zur Geige über, sie war wirklich auch hierfür sehr begabt, so dass ihr die Musikschule anbot, sie umsonst völlig auszubilden, wenn sie sich ganz der Musik widmen wolle. Sie hat sich damals nach kurzem Schwanken für die Malerei entschlossen und hat es wohl nie bereut. Die Musik ist ihr liebe Freundin und Trösterin im ganzen Leben geblieben.

Auch ich lernte Klavier zuerst bei unserer Mutter, aber dann kam ich nicht zu einem Lehrer, sondern Schwester Trude übernahm es, mich weiter auszubilden. Es war von Mutter aus gesehen gewiss richtig und praktisch gehandelt, aber bei meinem so schon schweren Stand als dritte Tochter fühlte ich mich wieder besonders zurückgesetzt. Ich hätte nie gewagt, das Mama gegenüber zum Ausdruck zu bringen, dazu hatten wir viel zuviel Respekt vor ihr. Aber meine Empörung übertrug ich aufs Klavierspielen selbst, und ich habe es sicher meiner sehr jungen Lehrerin sehr schwer gemacht. Ich erinnere mich noch heute, als ich wieder durchaus keinen Fehler gemacht haben wollte und heftig mit Trude stritt, so dass sie mir eine Strafarbeit auferlegte. Ich musste zwölfmal schreiben: «Ich soll nicht so impertinent sein.» Erstaunlicherweise habe ich die Strafarbeit geschrieben, aber da mir das schwere Fremdwort völlig unbekannt war, schrieb ich zwölfmal: «Ich soll nicht so impertinent sein!» Da musste meine gestrenge Lehrerin so lachen, dass alles wieder gut war. Immerhin war es schade, dass ich auf diese Weise mit dreizehn Jahren mit dem Klavierunterricht aufhörte, denn in Wahrheit hat es mir Freude gemacht, und ich war sicher nicht unbegabt. Auch muss meine Schwester eine recht gute Lehrerin gewesen sein, denn was ich bei ihr gelernt habe, hatte ich noch jahrzehntelang in den Fingerspitzen.

Mutter hatte für mich den Beruf einer Kindergärtnerin im Sinn. Wieder kam mir das als Degradierung vor. Die Ausbildung war damals höchst einfach: sie bestand nur aus einem Praktikum in einem Kindergarten, eine Staatsprüfung gab es nicht. Man war so etwas wie ein besseres Kindermädchen. Noch lag ein Jahr Schule vor mir, und ich war ein Kind und leichtherzig genug, um auf ein Wunder zu hoffen, das mir zu einem anderen Beruf verhelfen sollte. Und das Wunder kam wirklich!

Es waren die Jahre der Frauenemanzipation in Deutschland, der Suffragettes in England.



Es ist uns heute ganz unvorstellbar, wie die Frauen damals noch ohne Rechte waren. Wir waren noch Kinder, aber wir empörten uns mit, wenn wir hörten, dass Frauen keine politischen Versammlungen besuchen durften. Sie durften nicht Schöffen sein und nicht Geschworene. Die meisten Berufe waren ihnen verschlossen, vor allem alle höheren, zu denen eine staatlich geregelte Vorbildung gehörte. Hier setzte die Tätigkeit der deutschen Frauenrechtlerinnen ein. Politische Rechte wie aktives oder passives Wahlrecht zu verlangen, wie ihre englischen Schwestern, das lag ihnen fern. Sie wollten erst Frauen schaffen, die fähig waren, sich in Bildung und Leistung an die Seite der Männer zu stellen und dadurch auch als Vorkämpferinnen zu dienen für alle anderen. Es gab da und dort schon Frauen, die als Ärztinnen wirkten, wie Dr. Tiburtius in Berlin, aber diese vereinzelt hatten einen schweren Weg zu gehen gehabt; sie mussten in der Schweiz studieren, in Deutschland galten sie daher nicht als approbierte Ärzte. Ein neuer Weg, Frauen eine Gymnasialbildung zu ermöglichen, wurde zuerst in Berlin eingeschlagen. Helene Lange war die Gründerin der ersten Gymnasialkurse für Frauen. Trotz aller Eingaben an das preussische Ministerium war es ihr nicht gelungen, nur den kleinsten Fortschritt zur Umgestaltung und Verbesserung der höheren Mädchenschulen zu erreichen, die nur ein sehr oberflächliches allgemeines Wissen vermittelten. Auf allen Lehrerversammlungen hatte sie nur Hohn und Spott geerntet.

Dabei wurden die einfachsten Tatsachen nicht in Rechnung gestellt, auf die sich die Frauen wieder und wieder beriefen: in den unteren Volksschichten war die Frau schon lange nicht mehr ausschliesslich in ihrem eigenen Haushalt beschäftigt; die Not, die geringe Entlohnung der Männer hatten auch die Frau längst in die Fabrik getrieben, wo sie mehr ausgenutzt wurde als der Mann und noch weniger verdiente als er. Im Mittelstand gestaltete sich das Los der unverheirateten Frau immer trostloser. Ihre häusliche Mithilfe wurde vielfach nicht mehr gebraucht – vieles, was früher Hausprodukt war, wurde nun billig durch die Fabrikarbeit hergestellt. So fühlten sich viele Frauen als unnützes Glied der Gesellschaft herumgestossen und seelisch bedrückt. Berufe gab es für diese Schicht nur ganz wenige: Erzieherin, Krankenschwester und Lehrerin, das war alles, was jenen Kreisen an Möglichkeiten offenstand. Bei dem Frauenüberschuss jener Zeit, der mehr als 2,5 Millionen betrug, war das Schlagwort: «Die Frau soll heiraten, sie gehört ins Haus» zur lächerlichen Phrase geworden.

Helene Lange liess sich nicht einschüchtern. Sie begann mit ihren Privat-

kursen, in denen unglaublicher Lerneifer und Lernbegeisterung herrschten, denen aber täglich neue Schwierigkeiten bereitet wurden. Vereine waren in diesen Jahren, 1890-92, entstanden, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, richtige Mädchengymnasien zu schaffen, vom Staate anerkannt und unter seiner Aufsicht. Am rührigsten war der Verein «Frauenbildung, Frauenstudium», dessen Vorsitzende, Frau Kettler, damals in Hannover lebte. In jeder deutschen Stadt, in jedem deutschen Land hatte sich dieser Verein bemüht, ein solches Gymnasium zu schaffen. Endlich war es gelungen, im Badnerland, in Karlsruhe, eine Erlaubnis zu bekommen. Und so wurde im Jahre 1893 in Karlsruhe das erste deutsche Mädchengymnasium gegründet.

Ich weiss noch heute, wie glücklich ich war, als Mutter mich fragte: «Willst du ins Gymnasium gehen?» Ohne Zaudern sagte ich: «Ja.» «Und versprichst du auch, fleissiger zu werden?» Ich hätte das Blaue vom Himmel versprochen, nur um von dem mir drohenden Beruf der Kindergärtnerin loszukommen. Nebenbei war ich immer eine der Besten in der Klasse, nur hatte ich, um dies zu sein, keinen so grossen Fleiss nötig. Und ich hatte wirklich vor, fleissig zu werden.

Mit diesem Übergang ins Gymnasium begann für mich ein neues Leben. Auch für die ganze Familie bedeutete dieses Jahr einen Wechsel der bisherigen Lebensform. Wir zogen aus der Wohnung im Wormserschen Haus in das Haus meines späteren Schwiegervaters, eures Grossvaters Samuel Straus. Das war durch ein grosses tragisches Geschehen bewirkt worden, den plötzlichen Tod eurer Grossmutter, die noch nicht vierzig Jahre alt war, als sie von der Seite ihres Mannes und aus ihrer Kinderschar herausgerissen wurde. Es war an einem der Pessachtage am Abend. Froh und vergnügt hatte sie noch geholfen, ihre Kinder zu waschen und ins Bett zu bringen. Es waren ihrer acht im Alter von fünf bis fünfzehn Jahren; dann war sie mit Grossvater zusammen fortgegangen, um meiner Mutter einen Abendbesuch zu machen. Einige hundert Meter von ihrem Hause spürte sie plötzlich, dass eine Ader am Bein geplatzt war und zu bluten begann. Sie hatte nicht den geringsten Schmerz dabei, und so beschlossen sie nur, schleunigst umzukehren und zu Hause den Arzt zu rufen. Es war dunkel, sie sahen und verstanden wohl auch nicht, wie stark und gefährlich der Blutverlust war. Die Treppe trug sie Grossvater hinauf. Aber schon war alles zu spät. Sie starb in wenigen Minuten, bevor ärztliche Hilfe kommen konnte. Die Kinder, erschreckt durch das stürmische Läuten, waren aus den Betten gesprungen und standen in ihren Nachthemdchen um die sterbende Mutter, die noch

den Mann zu trösten und zu beruhigen versuchte: «Mein liebs, liebs Mannerl» – das waren ihre letzten Worte.

Ein tiefes Erschrecken war es für uns Kinder alle. Nicht nur um der Sträusschen Kinder willen, mit denen wir innig befreundet waren und die so plötzlich der Mutter beraubt waren. Auch wir selbst hatten eine mütterliche Freundin verloren, die uns besonders in jenen Ferienwochen im Schwarzwald nahegekommen war.

So war das Straussche Haus verwaist; mehr als das, die Kinder waren den sonderbarsten Einflüssen ausgesetzt. Da lebten im Haus zwei alte Tanten, Schwestern von Grossvater. Die eine, Tante Adelheid Kaimann, verwachsen, klug, aber nicht gütig, sondern herb und scharf, aus ganz anderer Zeit und kleinen Verhältnissen. Die andere, Tante Jettchen, die älteste der Geschwister, unverheiratet, war im Allgemeinen harmlos und gutmütig, bis sie ihren «Rappel» bekam. Dann allerdings wurde sie wild und schrie und schimpfte in der unflätigsten Art. Heute weiss ich, dass sie infantil war. Aber was verstanden wir Kinder davon? Sie war damals so eine Art Kindermädchen für die beiden kleinsten Buben, Rafael und Gabor, die um jene Zeit fünf und sechs Jahre alt waren. Dann war im Hause ein schrecklich bigottes Fräulein zur Erziehung der anderen Kinder. Sie war für mich immer nur ein Schrecken. Sie verstand nichts von Erziehung und quälte die armen Mädchen in blöder Art mit Auswendiglernen ihrer Schulaufgaben. Schon damals fand ich, dass sie die Kinder nicht geistig förderte, sondern nur hemmte. Daneben stand eine ungeheuer grosse, dicke Köchin, die wie ein Grenadier daherkam und, wenn es darauf ankam, mit allen fertig wurde und die eigentliche Herrschaft in der Hand hatte. Sie hatte die Kinder in ihrer Art sicher lieb. Diese vier Frauen waren natürlich auch zu Lebzeiten der Schwiegermutter schon im Haus gewesen und hatten der Guten das Leben oft reichlich schwer gemacht; aber sie hatte mit ordnender Hand doch für alles gesorgt, da vertuscht, dort in die Grenzen verwiesen und vor allem die Kinder mit viel Liebe umgeben.

Diesen verwaisten Kindern wieder ein Heim zu schaffen und eine Erzieherin zu geben, sie mit liebevoller Hand zu führen, dazu wählte der Grossvater meine Mutter. Er bat sie, die obere Wohnung in seinem Haus zu beziehen und die drei Töchter und die beiden Kleinen unter ihre Obhut zu nehmen. Mutter erhielt dafür freie Wohnung und sechshundert Mark im Jahr. So zogen wir 1893 ins Straussche Haus und wuchsen von da an mit den Kindern des Hauses wie Geschwister auf. Innige Freundschaft verband besonders mich mit den drei Töchtern. Trud-

chen war meine Klassenkameradin, Fanni meine Altersgenossin, Adele mein Schützling und die «zwei Kleinen» unsere Lieblinge. Euer Vater Eli war mit seinen fünfzehn Jahren und als Ältester nicht mehr unter Mutters Aufsicht. Sein Lieblingsbruder Albert war immer da, wo Eli war. Isak hingegen, als Klassenkamerad und Freund von Ernst, war immer mit «oben» im sogenannten Saal, der uns Kindern als Arbeits- und Spielraum diente.

So hatte sich besonders mein Leben grundlegend geändert. Ich war plötzlich in einen Kinderkreis versetzt, in dem ich etwas galt, in dem ich gleich-, ja sogar mehrwertig war, und ich lernte im Gymnasium Dinge, die meine beiden älteren Schwestern nicht gelernt hatten und nicht konnten, ich war ihnen nicht mehr in allem unterlegen. Mutter hat oft gesagt, wie erstaunlich ich mich im Gymnasium entwickelt hätte, und folgerte daraus, dass das Latein und die Mathematik mich besonders gefördert hätten. Sie hatte nur indirekt damit recht. Ich wusste schon damals, was mir geholfen hatte: die Tatsache, dass ich nun auch etwas galt im Kreise der Geschwister und ausserhalb des Hauses.

Ja, es wurde viel zuviel aus uns gemacht, denn für uns Kinder war es nur ein Lernen wie in der Schule zuvor; eine Leistung war es nur von Seiten unserer Eltern, besonders unserer Mutter. Die ganze Religionsgesellschaft war darüber in Aufregung. Ein Kind aus so orthodoxem Kreise sollte solch neue Wege gehen! Sie waren ja viel gewohnt von unserer Mutter, allein, dass jede der Töchter auf einen Beruf vorbereitet wurde, war neu und revolutionär. Dass man aber das Allerneueste mitmachen musste, die Tochter ins Gymnasium zu schicken, das liess die Wellen hochgehen. Gott sei Dank liess sich Mutter von keinem beeinflussen und tat, was sie für richtig hielt. Meine Lehrer in der höheren Mädchenschule billigten den Schritt – bei einer Mitschülerin, die auch in die neue Klasse hinüberkam, waren sie sehr dagegen.

Komischerweise hatte ich einen Lehrer, der mich sehr liebte und sich so gern mit mir unterhielt, dass er oft, wenn er der Klasse eine Schreibe gab, zu mir sagte: «Rahlchen, komm raus und unterhalt' mich!» Dann setzte ich mich zu ihm auf das Katheder, und zum Gaudium der Klasse unterhielt ich ihn so gut, dass er wenig darauf achtete, was die Klasse für Allotria trieb. Dieser Lehrer hatte schon immer zu mir gesagt: «Rahlchen, du wirst ein Blaustrumpf oder eine Ärztin. Weisst du denn, was ein Blaustrumpf ist? Nicht eine, die blaue Strümpfe trägt, sondern eine Frau, die Bücher schreibt.» Ich lachte über ihn, er schien mir nie sehr klug. Aber was mich betrifft, so hatte er doch mehr von

mir erfasst als alle anderen Menschen bis dahin. Er vor allem – trotz seines strengen Katholizismus – fand es völlig richtig, dass ich ins Gymnasium gehen und studieren sollte. Es war ein rührender Abschied.

Uns kommt es heute ja lächerlich vor, was für Bedenken damals gegen dieses Mädchengymnasium vorgebracht wurden: Das weibliche Gehirn könne die Belastung mit Latein, Griechisch, Mathematik nicht vertragen. Der weibliche Körper müsse verkümmern bei so viel geistigen Anforderungen. Wir würden sicher alle unweiblich werden und untauglich zur Ehe und was der Dinge mehr waren. Wir Jüngeren waren und blieben ganz unberührt von all den Problemen, wir gingen in ein neues Schulgebäude, in eine neue Schulklasse, und das war alles.

Allerdings war diese erste Gymnasialklasse eine sonderbar zusammengewürfelte Gesellschaft. Wir waren etwa 28 Schülerinnen. Die Jüngsten waren zwölf Jahre – das waren vier Mädchen aus den verschiedensten Kreisen mit der verschiedensten Vorbildung. Dann kam ich und noch eine mit dreizehn Jahren, dann sechzehn-, neunzehn- und zweiundzwanzigjährige; ja, eine Frau von zweiunddreissig sass mit uns auf der Schulbank. Unsere Klasse sollte als erste in Deutschland als Reformgymnasium geführt werden, das heisst, es sollte auf unseren französischen Vorkenntnissen aufgebaut werden. Man rechnete mit drei- bis vierjähriger Vorbildung.

Da es in Deutschland bis dahin nichts Ähnliches gab, wurde ein Professor aus der Schweiz berufen, der vor allem unsere Lehrer den Neuaufbau des Latein lehren sollte. Es war ein Professor Haag aus Bern, Universitätsprofessor für romanische Sprachen. Wir liebten ihn sehr, aber er war sicher viel zu gelehrt für uns und als Gymnasiallehrer ohne Erfahrung. Im zweiten Monat lasen wir Horazsche Oden! Klar, dass das Spielerei war und ein Lernen, das uns zur Oberflächlichkeit erzog. Wie schwer war es aber auch Schule zu halten, wo täglich «Besuche» kamen, um beim Unterricht zuzuhören. Lehrer, nicht nur aus Karlsruhe selbst, sondern aus ganz Deutschland. Nicht nur Schulleute kamen, sondern auch Frauenrechtlerinnen, die das neue Schulwerk sehen wollten. So erschien einmal eine kleine, freundlich aussehende ältere Frau und stellte sich uns als Frau Lina Morgenstern vor. Keinem von uns war das ein bekannter Name, nicht einmal den anwesenden Lehrern, und erst von Mutter erfuhr ich, welch bedeutende Vorkämpferin der Frauenbewegung sie war. Sie war sicher über den kühlen Empfang sehr erstaunt; aber ich muss es immer wieder betonen, wir Kinder kamen uns zwar als beglückte Nutzniesser der kämpfenden Frauengeneration

vor, waren aber viel zu jung und kindlich, um uns als Frauenrechtlerinnen oder Vorkämpferinnen zu fühlen.

Es war wohl schwer gewesen, die Lehrer für diese neueste Schule zu gewinnen. Denn auch sie mussten immerhin wenigstens keine Gegner des Frauenstudiums sein, wenn sie auch zum Teil sicher nur an dem Experiment interessiert waren, ohne gerade Freunde der neuen Bewegung zu sein. Besonders interessant und feinsinnig war unser Lehrer für Deutsch und Geschichte. Ein Mann, der bis dahin nie ein Lehramt bekleidet hatte, sondern ganz seinen Neigungen lebte. Er war Germanist und Dichter, Eigenbrod mit Namen. Er muss es besonders schwer gehabt haben, gerade in seinen Fächern, bei der so verschiedenen geistigen Reife seiner Schülerinnen.

Es dauerte ein gutes Vierteljahr, bis aus dem verwirrenden Beginn langsam so etwas wie ein regelrechter Schulbetrieb wurde, bis wir, anstatt Horaz zu lesen – Professor Haag war nach Bem zurückgekehrt –, uns mit Grammatik befassten und mit Caesars *De Bello Gallico* angingen, bis es aufhörte, dass täglich Besuche kommen konnten und täglich neue, komische, manchmal satirische Briefe und Karten zu uns hereinschnitten. Noch erinnere ich mich einer Karte, die Studenten uns schickten, mit einem Lied, das uns so gut gefiel, dass wir es zu unserem «Schullied» erhoben: «O alte Backfischherrlichkeit, wohin bist du verschwunden, niekehrst du wieder goldne Zeit, wo man noch Lieb empfunden. Vergebens spähe ich umher, es naht sich kein Verehrer mehr, o jerum jerum jerum, o quae mutatio rerum.»

Die Angst, die unsere Lehrer hatten, wir könnten bei so viel geistiger Nahrung körperlich verkümmern, veranlasste unsere Leitung, täglich eine Turnstunde zu geben. Dafür hörten allerdings Handarbeits- und Zeichenunterricht auf. Erst in den letzten Klassen, als das Turnen eingeschränkt wurde, begannen wir wieder mit Zeichnen.

Langsam wurde es ruhiger um uns, und ein geregelter Arbeiten begann. Allerdings war am Ende des ersten Schuljahres unsere Klasse gewaltig zusammengeschmolzen. Die Zwölfjährigen – bis auf eine – waren verschwunden, ebenso alles, was über zwanzig Jahre war. Die Klasse war dadurch viel einheitlicher geworden. Aber die nächste Klasse, die doch naturgemäss hätte nachrücken sollen, wurde nur von acht bis zehn norddeutschen Mädchen besucht. Keine einzige Karlsruherin war dabei. Und diese jungen Mädchen, weit vom Elternhaus – noch bestand kein Internat zur Aufnahme solcher Kinder –, versagten so gründlich, dass am Ende des zweiten Jahres die Klasse aufgelöst wurde; und für die neue

erste Klasse meldeten sich überhaupt keine Schülerinnen mehr. Die pekuniäre Lage der Schule war natürlich verzweifelt. Eine auf zwölf Mädchen zusammengeschmolzene erste Klasse, kein Nachwuchs!

Als alle Schulen nach den grossen Ferien ihre Arbeit wieder begannen, da blieb unsere Schule geschlossen. Ich weiss, wie aufgeregt wir waren, besonders meine Freundin Johanna Kappes und ich. Wir liefen zu allen Lehrern, um zu hören, was der Verein beschlossen habe. Sie wussten alle nichts, aber sie versprachen uns eines: unsere Klasse nicht aufliegen zu lassen, sondern uns bis zum Abiturium durchzubringen, ohne Mehrkosten für uns. Das war grossartig und beruhigte uns für dies dritte Jahr. Und im vierten Jahre kam dann eine neue richtige Klasse zustande, mit einheimischen und fremden Mädchen, die, durch ein Internat zusammengehalten, wirklich richtig lernten; und von da ab war der Bestand der Schule einigermassen gesichert.

Aber wir, das heisst die Oberklasse, hatten neue, schwere Sorgen. Wir hatten zum Teil sehr gute Lehrer, die uns durch all die Jahre begleiteten: einen prachtvollen Mathematiklehrer, der uns zwar oft übertrieben pedantisch, aber doch mit grosser Geschicklichkeit sein Fach beibrachte; einen guten Lehrer im Griechischen, der zugleich im Knabengymnasium unterrichtete, wo mein Bruder in derselben Klasse war wie ich und ich so immer leicht feststellen konnte, dass wir mit den Jungen Schritt hielten. In Physik unterrichtete uns der Direktor der Oberrealschule, so dass wir durch ihn mehr lernten, als in Gymnasien sonst üblich war. In Französisch, Deutsch und Geschichte waren wir den Knaben weit voraus. Aber Latein war unser Schmerzenskind. Wir hatten einen schlechten Lehrer. Die Grundlage war schon reichlich verfehlt gewesen, und unser Wissen war von erschreckender Oberflächlichkeit. Ich hatte durch Ernst und die anderen Knaben immer Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen. Ich sah, dass wir nichts sicher konnten und dass wir bei dem Lehrer nie richtig lernen würden. Johanna und ich sprachen eingehend darüber und fassten einen Entschluss, den ich heute noch erstaunlich finde. Wir gingen zum Oberschulrat, einem sehr gestrengen Herrn, von dem wir wussten, dass er die Aufsicht über unsere Schule hatte. Wir hatten grosse Angst, aber noch grösser war unsere Angst, beim Abiturium durchzufallen. Und so klagten wir ihm, dass unser Lateinunterricht völlig unzulänglich sei. Er war sehr abweisend und erklärte uns, wir seien fehl am Ort, denn eine solche Beschwerde habe an den Schulleiter zu gehen. «Ja, aber der ist es ja gerade, den wir meinen!» Da wurde er etwas bedenklich und sagte uns in seiner brummigen Art, er dürfe unsere Be-

schwerde nicht annehmen und wir sollten niemandem erzählen, dass wir bei ihm gewesen seien. Darauf gab er uns die Hand, und wir waren entlassen, ohne dass wir wussten, woran wir nun eigentlich waren. Aber es waren noch keine vierzehn Tage vergangen, da erschien eines Morgens der Oberschulrat höchst persönlich in unserer Klasse, schickte die Lehrer höflichst nach Hause und sagte, er wolle uns prüfen. Nur der Mathematiklehrer gab eine Prüfung vor ihm, da er selbst von diesem Fach nichts verstand. Der Erfolg war wie vorauszusehen! In allen Fächern gut, nur in Latein miserabel. Ein Vierteljahr später hatten wir einen tüchtigen neuen Lateinlehrer. Wir hatten gesiegt. Gesprochen haben wir niemals darüber. Letztlich glaube ich, dass diese Sache viel weiter gewirkt hat, als wir je hätten annehmen können. Die Aufmerksamkeit des Ministeriums war erneut auf diese Privatschule gelenkt worden, die ihre Leitung so weit ausserhalb des Landes in Hannover hatte. Ein Jahr später hatte uns der Staat übernommen. Wir waren aus einer ewig in Geldnöten steckenden Privatschule zu einer gut fundierten staatlichen Anstalt geworden, die organisatorisch an die höhere Mädchenschule angeschlossen war. So kam ich wieder unter meinen alten Direktor.

Die offizielle Anerkennung unserer Schule hatte grosse Vorteile für uns: wir mussten nicht ein Examen als sogenannte «Wilde» machen, das heisst, wir wurden nicht einem fremden Gymnasium zum Abitur zugeteilt, wo uns Lehrer und Kameraden fremd waren, wo nur die Note, die man im Examen bekam, ausschlaggebend war, sondern wir durften unser Examen an der eigenen Schule unter Aufsicht eines staatlichen Prüfungskommissars ablegen. Demgegenüber fiel es wenig ins Gewicht, dass wir einen Teil der uns lieb gewordenen Lehrer hergeben mussten. Nun wurden einige Vollehrer für die Gymnasialabteilung angestellt, und ein Teil der Lehrer, die neben ihrer Haupttätigkeit an anderen Schulen bei uns unterrichtet hatten, wurden entlassen. Man nahm dabei auf unsere Klasse immerhin noch so viel Rücksicht wie möglich und liess uns in Latein, Griechisch und Mathematik unsere alten Lehrer.

Diese Gymnasialjahre, die ich hier kurz geschildert habe, dauerten von meinem dreizehnten bis zu meinem neunzehnten Jahr. Aus dem kleinen kindlichen Mädchen, das einst in die Unterklasse des Gymnasiums eingetreten war, war ein reifer junger Mensch geworden, der ernsthaft über Frauenprobleme, das heisst Frauenrechte, Frauenberufe, und über jüdische Probleme – es waren die Jahre des entstehenden Zionismus – nachdachte.



Ich musste mich ja früh mit allerhand Fragen beschäftigen. Ich war auch schon mit dreizehn Jahren alt genug, um zu sehen, dass Mutter einen schweren Lebenskampf führte. Nie war darüber je gesprochen worden. Aber damals, als Mutter in das Straussche Haus zog, verstand ich doch, trotz der Freude, die mein Kinderherz dabei fühlte, dass sie eine solch schwere Aufgabe, neben vier eigenen noch fünf fremde Kinder zu erziehen, nur auf sich genommen hatte, um uns das Leben und den Lebenskampf zu erleichtern. So war es mir ganz selbstverständlich, dass wir alle mithalfen, soviel in unseren schwachen Kräften stand.

Das erste, was mir übertragen wurde, war die Vorbereitung meines kleinen Lieblings Gabor für die zweite Schulklasse. Rafael war gerade sechs Jahre alt, als die Mutter starb, und ging das erste Jahr zur Schule. Da die beiden Kleinen bisher zusammen aufgewachsen waren, fast wie Zwillinge, so schien es gut, sie auch in der Schule nicht zu trennen. Mit fünf Jahren aber wurde Gabor nicht aufgenommen; so galt es, ihn so vorzubereiten, dass er beim Schulbeginn die Aufnahmeprüfung für die zweite Klasse bestehen konnte. Das wurde mir übertragen und hat mir und ihm viel Freude gemacht, besonders, da es ohne Schwierigkeit glückte. Zu gleicher Zeit lernte ich täglich mit einer Neunjährigen und machte mit ihr die Schulaufgaben, was mir am Ende des Monats ein goldenes Zehnmarkstück einbrachte. Es sollte eigentlich in eine Sparbüchse wandern, gesehen habe ich es nie, Mutter hatte es wohl nötiger gebraucht. Eigentlich habe ich von da an nie mehr aufgehört, während der Schulzeit Unterricht zu geben. Ich hatte viel Erfolg. Trotzdem weiss ich heute, dass es ein Fehler war, ein so junges Mädchen zur Lehrerin zu machen. Ich habe sicher meine Schüler oft gequält, wenn auch nicht mit Absicht. Ich sah nur, was ich mit ihnen zu erreichen hatte, nicht, dass ich zu viel verlangte und die Kinder über Gebühr anstrengte. Immerhin war ich sehr stolz, etwas zu verdienen und auch etwas dabei zu erreichen.

Denkt man daran, dass wir jeden Nachmittag Turnstunde hatten, dass ich zwar nicht mehr in die hebräische Schule ging, aber doch immer privaten hebräischen Unterricht hatte, dass es in unserem Haushalt ohne Dienstboten eine Menge Arbeit gab, so wird man leicht das Gefühl bekommen, wir müssten sehr überarbeitet gewesen sein. Aber ich weiss, dass wir es wirklich nicht waren. Immer blieb Zeit zum Schwimmen, zum Eislaufen oder zum Krocketspielen im Hardtwald. Sicher habe ich manchmal gebrummt, wenn es gar zuviel Stopfarbeit gab, wenn man so gern etwas anderes getan hätte. Mutter hat mir später einmal erzählt, wie ich eines Tages dagegen protestiert habe, dass ich, die ich in derselben

Gymnasialklasse war wie mein Bruder, so vieles tun müsse, was man von ihm nicht verlange. Und Mutter sagte mir, sie habe es eigentlich eingesehen, nur war es wirklich nicht zu ändern. Schliesslich habe ich es nie zu bereuen gehabt, dass es so viel im Hause zu helfen gab. Ich habe auf diese Weise früh alles gelernt, was zum Haushalt gehört.

Bei den grossen Schwestern war das noch ganz anders. Da glaubte Mutter noch, dem Drängen der Freunde und Bekannten nachgeben zu müssen, die ihr immer im Ohr lagen, dass die zu gebildeten Töchter nichts vom Haushalt verstehen würden. So hatte meine älteste Schwester noch richtigen Nähunterricht und schneiderte sich ein Kleid selbst. Mit Schrecken denke ich noch daran. Das Kleid, das Trude nach Hause brachte, war so wenig schön, dass Mutter selbst fand, sie könne es nicht tragen, aber für mich, die Kleine, sei es immerhin noch gut genug. Und so trug ich es mit bitteren Gefühlen, bis mich Eli davon befreite. Das kam so: als ich einmal an der Türe vorbeiging, fragte er die Mutter, ob nicht gerade die alte Tante Jettchen vorbeigegangen sei. «Ach nein, das war doch Rahel», sagte Mutter. «Das macht das graue Zeug, das sie trägt, dadurch habe ich sie verwechselt.» «Findest du das graue Kleid so schlimm?» «Ja, abscheulich!» gestand er ehrlich. «Dann soll sie es nicht mehr anziehen», sagte Mutter. Und dabei blieb es, ich war vom grauen Kleid befreit.

Neben der Arbeit gab es einen grossen Kreis junger Menschen, der mit uns aufwuchs. Von Wormsers sprach ich schon und den drei Strausentöchtem, dann gab es noch eine junge Dichterin, eine Blumenmalerin, Freundinnen aus der Schule und einen Kreis von Jungen, mit dem man geschwisterlich aufwuchs. Mutter verstand es gut, uns zu netter Geselligkeit anzuregen. Theateraufführungen wurden veranstaltet, bei denen schon die Proben eine Freude waren und die Aufführung selbst ein Ereignis für die ganze Gemeinde, die selbstverständlich eingeladen war. Die Aufwartung war denkbar einfach: Tee und Kekse, Äpfel und Nüsse. Wie hätte es auch anders sein können. Ich denke noch an das Witzwort, das eine etwas neidische Rabbinerswitwe in die Welt setzte: «Möchte nur wissen, was die Leute veranlasst, zu Goiteins zu gehen. Was gibt es denn dort schon Grosses? Brot mit Bildung!» Sie wusste gar nicht, wie sehr sie damit Mutter lobte, denn es war wirklich ihre Persönlichkeit, die den geselligen Kreis schuf und zusammenhielt, und das im jüdischen Kreis, ohne die Stellung und Autorität eines Mannes und ohne Geld, wo doch wirklich leider immer «der reichere Jude als der bessere Jude» galt.

Vom kleinen Theaterstück gingen wir zu Singspielen über, die Schwe-

ster Trude uns mit viel Geschick und Tüchtigkeit einstudierte. Es war eine ganz ernsthafte, wenn auch recht vergnügliche Leistung. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich bei schauspielerischen Aufführungen nie mitwirkte. Ich konnte meine Schüchternheit nicht überwinden. Im Chor des Singspiels ging es schon viel eher, da war man in der Menge und wurde nicht bemerkt. Wir kamen auch im Literaturkränzchen zusammen, Jungen und Mädchen, bald in diesem, bald in jenem Haus. Einer hatte sich einen Dichter ausgewählt, über dessen Leben und Werke er einen halbstündigen Vortrag hielt, und danach las er selbst oder liess Stellen aus Dichtungen, die er ausgesucht hatte, vorlesen. Ich weiss noch, dass ich als Gymnasiastin natürlich einen alten Griechen gewählt hatte: Euripides. Es war wohl der erste Vortrag, den ich je gehalten habe. Ich hatte von jeher ein gutes Erzählertalent, an dem ich selbst Freude hatte. Als Kind wollte ich Improvisator werden, und jeden Abend, wenn ich und mein Bruder Ernst früh schlafen geschickt wurden, war es unsere Unterhaltung, dass er mir ein Thema gab: Blumen, Sterne oder was ihm gerade einfiel, und ich ihm daraus ein Märchen oder eine Erzählung machte, und beide waren wir begeistert. Später verlangten meine Klassenkameradinnen immer: «Erzähle uns etwas.» Das geschah in den vielen Zwischenstunden, die wir hatten, weil unsere Lehrer aus anderen Schulen zu uns kamen. Und ich erzählte mit Begeisterung, so dass sie alle an meinen Lippen hingen. Da fühlte ich mich wirklich als Improvisator.

Das waren auch die Jahre, in denen ich zu dichten anfang. Ich glaube, dass in der Zeit meiner Jugend viele Jugendliche dichteten. Was ich hervorbrachte, hatte keinen Kunstwert, und ich behielt es auch für mich, aber mir selbst war es Freude und Bereicherung. Es waren ja auch die Jahre, in denen der Überschwang der Gefühle sich einen Ausweg schaffen musste, in denen Sehnsucht nach kommenden Dingen immer der Grundakkord allen Seins war. Die Zeit inniger Mädchenfreundschaft und die Zeit der beginnenden Liebe. Mädchenfreundschaften werden oft belächelt, für vergänglicher gehalten als Knaben- und Männerfreundschaften. Ich habe das Gegenteil erfahren. Männerfreundschaften sind oft dauerhaft; man bleibt verbunden und steht sich im Leben bei, wenn es nottut. Aber dieses innerliche Verbundensein, dieses Geben und Nehmen, dieses Sich-wirklich-unentbehrlich-Sein, wie ich es bei weiblichen Freundschaften gefunden, habe ich in den Männerkreisen meiner Zeit nicht erlebt. Vielleicht war das zurzeit der Romantik noch der Fall, und vielleicht waren diese ernstesten Mädchenfreundschaften auch erst auf

dem Boden der neuen selbständigen Frauen gewachsen, bei denen die Ehe nicht alles Eigenleben auslöschte, wie das früher so oft der Fall war. Mit der Freundin meiner Schuljahre war ich lange verbunden, bis dann die Verschiedenheit der Lebenssphären und Lebenserfahrungen uns trennte. Sie war ein ehrlicher, tapferer und kluger Mensch. Sie war als Ärztin in Nürnberg tätig, war dort auch verheiratet und hatte eine grosse Praxis. Ich weiss noch heute, warum ich unseren bis dahin ziemlich regelmässigen Briefwechsel abbrach. Ich schrieb ihr von der Geburt meines zweiten Töchterleins und bekam darauf eine Antwort, in der stand: «Ich habe mir auch zwei junge Hündchen angeschafft.» Da fand ich, dass Schreiben zwecklos sei, und ich verliess mich darauf, dass wir uns ja bald wieder sehen könnten. Es vergingen Jahre, bis wir uns wieder trafen, und es war, als ob wir gestern auseinandergegangen wären. Sie sagte mir damals: «Eigentlich verstehst nur du mich.» Und ich wusste, dass das wahr war, denn ich kannte ihre kindlich gebliebene Seele mit ihrem Glauben an Märchen und ihrer Hoffnung auf das «Wunderbare». Es war das letzte Mal, dass wir uns gesehen haben. Sie war Arierin, und doch hat mich das Gerücht erreicht, sie hätte sich nach Hitlers Regierungsantritt das Leben genommen. Ich weiss nicht, was sie erlebt und erlitten hat, was sie zu diesem Schritt getrieben hat. In mir lebt sie fort, und meine Liebe und Freundschaft überdauert ihren Tod. Aber in der Zeit, von der ich erzähle, waren wir beide noch jung und voll Hoffnung, voll Streben und Zukunftserwartung.

Fin de siècle hat man diese Zeit genannt und ihre Jugend oft eine «Fin de siècle-Jugend». Ich muss gestehen, dass ich das damals nicht verstanden habe und es auch heute noch nicht verstehe. Die Jugend war weder müde noch übersättigt, nicht schlaff und verweichlicht. Wir hatten nicht das Gefühl wie Schiller ein Jahrhundert zuvor: «Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige, Stehst Du an des Jahrhunderts Neige.» Wir spürten zu sehr das Gärrende, das kommen wollte und das unter der Decke glomm und schwelte. Nur glaubten wir, die wir im Frieden gross geworden waren, die wir den unerhörten Aufschwung Deutschlands als Selbstverständlichkeit um uns sahen, an die friedliche Entwicklung all dieser Strömungen.

Einfach durch die Tatsache, dass ich Gymnasiastin war, stand ich mitten in der Frauenbewegung, in der Frauenemanzipation. Alle Fragen über die Stellung der Frau in der Gesellschaft, im Recht, in der Politik fingen an, für uns von Bedeutung zu sein. Wir interessierten uns brennend für den in England geführten Kampf um die politische Gleich-

berechtigung der Frau. Wie wurde in Deutschland, wie wurde in unserem nächsten Kreis über diese «unweiblichen» Suffragetten gespottet! Es war gar nicht so leicht für uns junge Mädchen, den Mut zu haben, all dem Hohn gegenüber uns zu ihnen zu bekennen.

In Hauptmanns «Die Weber» und «Vor Sonnenuntergang» begegnete uns der erwachende Sozialismus. Da erfuhren wir nicht von dem Armen, den kannten wir, sondern von dem Proletarier, seiner Not, seiner Versklavung, seinem Aufstiegswillen. Ich erinnere mich einer kleinen Episode: Ich war gerade bei den Wormserschen Kindern im Wohnzimmer, als der Schuster reparierte Schuhe brachte und in der Unterhaltung mit der Frau des Hauses erwähnte, er sei Sozialdemokrat: «Schnell, Kinder, geht hinaus ins andere Zimmer», und eins zwei drei waren wir hinausgeschoben. Dass ein Schuster Sozialdemokrat war, das durften wir nicht mit anhören! Nun erzählten uns die Bücher davon und erweckten unser Interesse tiefer und nachhaltiger, als es so ein einfacher Mann getan hätte.

Eine Bewegung, die uns ganz speziell betraf und uns tief innerlich berührte, war das Anwachsen des Antisemitismus. Es war ja nur eine ganz kurze Zeit, in der es schien, als gebe es keinen Antisemitismus mehr, als müsse er mit Fortschritt und Aufklärung ganz verschwinden. Sicher war, dass in meiner frühen Jugend ein gebildeter Mensch sich genierte, einzugestehen, dass er Antisemit sei. Dass es Judenfeindschaft gab, das wussten wir Kinder früh genug. Denn immer wieder kam es vor, dass man uns auf der Strasse «Jud» nachrief mit all den bekannten schönen Epitheta. Das traf uns zwar nicht tief, aber wir fühlten dadurch doch immer unsere Andersartigkeit, oder wir empfanden wenigstens, dass die Strassenjungen uns als fremd empfanden. Noch klein war ich, als der Name Ahlward an mein Ohr schlug. Gut, man nahm ihn in jüdischen Kreisen nicht ernst, man lachte über ihn. Aber als sich der Hofprediger Stöcker hinter ihn stellte, als Ahlward mit einer kleinen Partei in den Reichstag einzog, schien sein Wirken doch schon bedenklicher. Dann kam, ich war wohl zwölf Jahre alt, der «Ritualmord»-Prozess in Xanten am Rhein. Tisza-Eslar hatte etwa zehn Jahre zuvor alle Gemüter erregt und alle Juden aufgeschreckt. Aber das war ein Prozess in Ungarn, fern aller Kultur, so glaubte man. Nun kam die alte Blutbeschuldigung zu uns nach Deutschland, wurde geglaubt von den Gebildeten und Ungebildeten, wurde durch lange Zeitungsberichte in alle Kreise getragen, wurde im Reichstag verhandelt und führte durchaus nicht zu einer schnellen Freisprechung der falsch Angeklagten.

Das war eine tiefe seelische Erschütterung für unsere Kinderherzen. Wir, die wir so durchdrungen waren von der Höhe unseres Gottesglaubens, von der veredelnden Wirkung unserer moralischen Vorschriften und Gesetze, wir wurden nun plötzlich beschuldigt – ja wir fühlten uns alle mit beschuldigt – Kinder zu schlachten, um ihr Blut zu rituellen Zwecken zu gebrauchen. Es war so widersinnig und so erschreckend zugleich. Und es ist wohl verständlich, dass ein junges Menschenkind in einem Milieu, wo jüdisches Erleben im Mittelpunkt des Lebens steht, so früh schon an Pogrome und Judenverfolgungen dachte. Es war wohl in solchen Zeiten, dass Mutter uns von dem Vorfahren eines unserer Onkel erzählte, der, um die Gemeinde zu retten, sich wegen dieser Blutbeschuldigung aufs Rad hatte knüpfen lassen in der Pessach-Nacht. Ein Kästchen mit dem blutigen Hemd dieses Märtyrers stand jede Seder-Nacht auf dem Tisch.

Rückschauend sehe ich, wie wir immer auf einem Vulkan gelebt haben, ohne es zu ahnen. Kleine Ausbrüche, dumpfes Grollen liessen uns für Augenblicke die Wahrheit ahnen. Wir verdrängten sie, bis der ungeheure Ausbruch kam, der uns unter seinen Lavamassen begrub.

Und dann kam die Dreyfus-Affäre. Ich will sie nicht nacherzählen, überall kann man historische Berichte darüber finden. Nur ihre Wirkung auf uns soll hier aufgezeichnet sein. Aus dem Frankreich der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit kam der Ruf des Strassenpöbels: «*A bas les Juifs!*» Damals begann ich Zeitung zu lesen. Wir Mädchen waren ja sehr unpolitisch. Natürlich hielten wir, wie alle deutschen Juden, die «Frankfurter Zeitung», die uns politische Ansichten vermittelte, die Mutter und Ernst sehr eifrig lasen. Mutter verstand natürlich nicht viel von Politik, und ich glaube fast, was unter dem Strich stand, war ihr das Wichtigste. Feuilleton und Literaturbeilage der «Frankfurter» standen ja auch auf ausserordentlicher Höhe. Was ihr politisch unklar war, liess sie sich häufig von Herrn Feuchtwanger erklären, der sich fast täglich am Abend einfand. So bekamen wir doch wenigstens einen Begriff von Politik und Weltlage. Aber zurzeit der Dreyfus-Affäre stürzte sich jeder auf die Zeitung. Wir ergriffen natürlich leidenschaftlich für Dreyfus Partei und waren hundertprozentig von seiner Unschuld überzeugt, lange bevor die Tatsachen klargestellt waren. Wir glaubten seiner immer wiederholten Unschuldbetuerung und mit uns sicher die Juden der ganzen Welt. Langsam wurde es ja auch immer deutlicher, wo die Schuldigen sassen. Man blickte in einen Abgrund von Korruption. Bewusst musste der Jude, der einzige Jude im französischen Generalstab, zum

Verbrecher gestempelt werden. Alle bisher verborgenen Hassgefühle gegen den Juden, den Eindringling, liessen die Wahrheit nicht aufkommen.

Theodor Herzl, erschüttert von den Strassentumulten in Paris, entdeckte, dass er, der assimilierte Feuilletonist und Dichter, mitgemeint und mitgetroffen war von diesem Hassausbruch. Und er schrieb seinen «Judenstaat». Welch ungeheuren Eindruck das Buch auf uns machte, lässt sich nicht beschreiben. Es enthielt all unser Hoffen, all unsere Sehnsucht, nicht mehr nur traumhaft erschaut, sondern geformt und gestaltet, ein Weg, den man gehen konnte. Tausenden erschien es als Wahnsinn, Tausenden als Utopie. Uns erschien es als gangbare Wirklichkeit, als Anfang zu einem grossen Ziel. Ich habe das Buch in späteren Jahren mit viel mehr Kritik, mit viel weniger Enthusiasmus erneut gelesen, und doch hat mich wieder der Hauch eines grossen Genius, einer ungeheuren Idee daraus angeweht. So war die Begeisterung unserer Jugendjahre doppelt zu verstehen. Aber noch erstaunlicher war es, dass auch unsere Mutter mit uns ergriffen war und trotz aller Anfeindungen ihr Leben lang mit tiefer Innigkeit ihre ganze Kraft für den Gedanken Herzls einsetzte.

Dann kam der erste Zionistenkongress. Wir lasen alles, was zu seiner Vorbereitung und Ausgestaltung dienen sollte. Wir waren empört über die «Protestrabbiner», die nicht gestatten wollten, dass der erste Zionistenkongress in einer deutschen Stadt abgehalten werde. Wie kurz-sichtig waren sie in ihrer lächerlichen Furcht! Basel wurde endlich als die Stadt bestimmt, in der der erste Kongress stattfinden sollte. Wie gerne hätten wir teilgenommen. Aber erstens waren wir noch zu jung, und zweitens war kein Geld da für solche Extrareisen. Aber mein Vetter Jacob Goitein kam aus Frankfurt über Karlsruhe, als er zum Kongress fuhr, und besuchte uns wieder auf der Heimfahrt. Voll Aufregung fuhr er hin, aber zurück kam er mit solcher Begeisterung, mit solch unendlicher Verehrung für Herzl, dass wir an seinen Lippen hingen und nicht genug hören konnten von allem, was dort geschehen war. Dabei hatten wir während des Kongresses täglich die grossen Reden vorgelesen: Herzls Rede, Nordaus Worte, Zangwills Ansprache. Der Zionismus stand von da an im Mittelpunkt unseres Lebens und unserer Zukunfts-pläne. Meine christlichen Freundinnen waren alle mit mir begeistert und begriffen gut, dass ich einmal in und für Palästina wirken wollte. Aber die jüdischen Freundinnen standen der Idee skeptisch oder feindlich gegenüber. Den einen war sie blasphemisch, weil sie das messianische

Ziel vorwegnahm, den anderen ärgerlich, weil sie das Judesein so stark betonte, den dritten schien sie gefährlich, weil man undeutsch, unpatriotisch erscheinen konnte.

Es war zuzugeben, dass der Zionismus einen Schlag bedeutete für alle die, die an ein völliges Aufgehen in die deutsche Umwelt glaubten. Darum wurde der Kampf gegen uns vom ersten Augenblick gehässig geführt. Man war gesellschaftlich halb geächtet, man denunzierte uns als «volksfremd». Da wir noch halbe Kinder waren, fand man uns ein wenig verrückt und nahm uns nicht ernst, lachte über uns, aber fand doch, dass man uns das Handwerk legen müsse. Die Bewegung war allerdings in Deutschland zu Beginn so klein und unbedeutend, dass man glaubte, sie mit einem Achselzucken abtun zu können. Ich glaube, in Karlsruhe waren wir, mit Ausnahme einiger Ostjuden, jahrelang die einzigen Zionisten.

Ernst und ich hatten im Jahre 1899 unser Abiturium gemacht, und einer von uns sollte als Anerkennung zum Zionistenkongress nach Basel fahren. Das Los fiel auf Ernst. Seine Reise konnte auch viel billiger gestaltet werden als die meine. Er war damals sechzehn Jahre alt, und auf seiner ersten Karte, die er aus dem Kongresssaal schrieb, stand: «Ich habe den grössten Juden seit Moses gesehen!» So hat er noch Herzl persönlich kennengelernt, einen Kongress erlebt, der unter Herzls Persönlichkeit und Führung stand. Ich habe Herzl nicht mehr gesehen. Als ich im Jahre 1905 zum erstenmal nach Basel zum Zionistenkongress fuhr, lebte Herzl nicht mehr.

Die Jahre waren vergangen. Im Leben des Hauses hatte sich viel verändert. Zuerst war Schwester Emma ausgeflogen. Sie hatte sich längst vom Kunstgewerbe der reinen Kunst zugewandt und war Schülerin der Kunstschule. Sie war sicher eine der Begabtesten, die ihre ganze Seele, ihre ganze Hingabe in die Malerei legte. Einmal war Herkomer, der Maler aus Bayern, der in England lebte und in Bushy eine grosse Malerschule hatte, nach Karlsruhe gekommen. Er hatte die Malerinnenschule besucht, die Ausstellung der Schülerarbeiten sorgfältig betrachtet und dann erklärt, dass er eine Schülerin, deren Arbeiten ihn besonders beeindruckten, gerne als Schülerin aufnehmen würde. Es waren Emmas Bilder. Wie Mutter es möglich machte, sie fortzuschicken, das weiss ich nicht, aber sie hat immer alles möglich gemacht, was ihr zu unserer Ausbildung nötig schien. So verliess Emma als erste das Haus, um sich in England bei Herkomer weiterzubilden. Sie wohnte Samstag-Sonntag bei unserem Vetter Kalman Goitein, wo sie wie ein Kind des Hauses ge-



halten wurde. Die Woche über lebte sie in Bushy, kochte sich selbst und hat sicher sehr gespart, aber sie war sehr glücklich dort.

Dann lichtetete sich der Mädchenkreis noch mehr. Trudel Straus, eure Tante, verlobte sich mit Jakob Rosenheim und zog als junge Frau nach Frankfurt. Und bei ihrer Hochzeit war meine Schwester Trude schon als Braut dabei.

Ich war ein siebzehnjähriges Mädchen, aber da Emma, die zweitälteste Tochter, nicht zu Hause war, fühlte sich Mutter wohl verpflichtet, mit mir über die Dinge, die sie vorhatte, zu sprechen und meine Zustimmung dazu zu erhalten. Es war damals in jüdischen Kreisen eine Selbstverständlichkeit, dass man seiner Tochter eine Mitgift mitgab, und ich habe nie vergessen, dass mir Fanni einmal erklärte: ein Mädchen, das nicht mindestens 20'000 Mark mitbekommt, kann sicher keinen Mann finden. Es hatte mich wenig berührt. In unserem Hause spielte Geld keine Rolle. Wir waren selbstverständlich sparsam und halfen alle mitzuverdienen, so früh wir konnten. Aber es fehlte uns nichts, im Gegenteil, wir hatten eine herrliche Jugend mit viel Freuden. An allem, was Körper und Geist nützen konnte, wurde nicht gespart. So war ich sehr erstaunt, als eine christliche Schulfreundin mich eines Tages fragte, ob ich nie neidisch sei auf Strausens, die doch so reich seien! Nein, ich beneidete sie wirklich nicht, dafür hatte ich sie alle viel zu lieb, und in vieler Beziehung kam ich mir beneidenswerter vor. Ihr Vater war eine imponierende Persönlichkeit, aber ein strenger, ernster Mann, der keinen leichten, fröhlichen Ton im Haus aufkommen liess, der aus nervöser Angst nur selten duldete, dass die Töchter abends ausgehen durften, sei es ins Theater, ins Konzert oder zu Freunden. Heimlich mussten sie es tun, natürlich mit Einwilligung meiner Mutter. Unsere Mutter hatte Freude daran, uns Freude zu machen. Sie hatte auch Angst, bis wir wieder daheim waren, aber das hat sie uns erst viele Jahre später eingestanden. Bei uns herrschte Frohsinn und Geselligkeit, und alles, was die Sträuschen Töchter an Geselligkeit kannten, fanden sie bei uns und durch uns. Wie hätte ich sie beneiden sollen!

Nun sollte Schwester Trude sich verloben. Der Frankfurter Vetter Jacob Goitein, der Trude sehr bewunderte, hatte dem jungen Rabbiner Isaak Unna so viel von dieser Cousine erzählt, dass er anfragen liess, ob er kommen dürfe, sie kennenzulernen. Mutter war sehr glücklich bei dem Gedanken, dass ein junger Rabbiner um die Hand der ältesten Tochter anhielt. Seine Familie, die Familie Bamberger, war in orthodoxen Kreisen sehr bekannt. Nun galt es, die Mitgiftfrage zu regeln. Mutter war

entschlossen, alles, was sie hatte, herzugeben, um diese Ehe zu ermöglichen. Sie erklärte mir das und erklärte mir auch, dass wir dann ohne einen Pfennig Geld als Rückhalt sein würden, und ob ich damit einverstanden sei. Ich machte mir, das weiss ich heute, viel zu wenig Gedanken darüber. Ich war so gewohnt, dass Mutter alles zum Besten entschied, dass ich auch in diesem Falle nur sagte: «Tue, wie du es für richtig hältst, ich bin überzeugt, dass das das Rechte ist.» Erst viel später wurde mir die Grösse dieses Opfers klar. Mutter war doch schon fast fünfzig Jahre. Sie beraubte sich jedes pekuniären Rückhaltes. Sie brachte dieses Opfer für das Glück ihrer Tochter, und wie sie mir sagte, damit wir Kinder wenigstens ein Haus hätten, wenn sie einmal nicht mehr da wäre. Dazu kam, dass Mutter damals gut verdiente. Ausser freier Wohnung und der Entschädigung für die Erziehung der Sträusschen Kinder hatte sie meist noch vier oder fünf Pensionärinnen, die bei uns miterzogen wurden und die im Monat hundert Mark bezahlten.

Mir war die Form, in der Schwester Trude ihren Mann fand, unverständlich, obwohl ich sah, wie schnell sie Vertrauen zu ihm fasste und Liebe empfand. Am Abend ihrer Verlobung sagte sie mir: «Ich bin richtig glücklich.» Ich habe ja auch gesehen, welche glückliche Ehe sie mit dem Manne geführt hat, der sie nach alter jüdischer Tradition gewählt hatte.

Mir allerdings hatte ein gütiges Geschick schon früh den Menschen zugeführt, den ich liebte, der mich liebte. Wir beide, die wir noch halbe Kinder waren, als wir uns dieser Liebe bewusst wurden, haben unsere einzige Liebe treu während all den Jahren der Trennung durchgehalten in der sicheren Überzeugung, uns nie verlieren zu können. Ich war fünfzehn Jahre, euer Vater, Eli, war erst siebzehnjährig, als wir es klar empfanden, dass wir anders zueinander standen als zu allen anderen. Es war ein beglückendes Gefühl, das uns zueinander zog, uns froh sein liess, wenn wir beisammen, und traurig stimmte, wenn wir getrennt waren. Wir sprachen nie darüber, wussten es aber beide und fanden es ganz selbstverständlich, dass wir uns ein dutzendmal am Tage ganz zufällig trafen. Das war natürlich nur in der Zeit möglich, in der Grossvater Straus mit den Töchtern und kleinen Söhnen schon an der See war, während die drei grossen Söhne, Eli, Isak und Albert, noch zur Schule gingen, alle Mahlzeiten bei uns einnahmen und den grössten Teil des Tages bei uns lebten. Das Jahr über hatte jeder Pflichten genug. Man sah sich viel seltener, aber man freute sich der Nähe des anderen. Solange alles unausgesprochen blieb, herrschte eine harmlose, glückliche Stimmung um

uns, in uns. Aber als Eli schliesslich sein Abiturium machte und es klar war, dass er bald zum Studium fortgehen werde, sprachen wir uns einmal aus, und als wir uns unserer Liebe bewusst geworden waren, war die ruhige Stimmung dahin. Ich war viel mehr Kind als Eli. Mich bedrückte es nicht so, wie es ihn bedrückte. Er war reif und ernst, viel zu verantwortungsbewusst. Es muss sich ihm schwer auf die Seele gelegt haben, wie gross die Verantwortung war, die er, der Achtzehnjährige, übernommen hatte, als er mir von seiner Liebe sprach. Ich sah, dass er litt, ohne es ganz zu verstehen, bis er mir eines Tages sagte: «Wir sind noch zu jung, um uns zu binden. Lass es wieder wie früher zwischen uns sein, als ob wir nie gesprochen hätten.» Ich war traurig, sah, dass er litt, hatte auch gar nicht wie er an Zukunft, Pflicht und Bindung gedacht, ich stimmte allem zu, war viel zu stolz, etwas von ihm zu verlangen, was ihn belastete. Wir beschlossen, uns möglichst nicht zu sehen, nicht zu schreiben, uns gegenseitig völlige Freiheit zu geben.

Wir haben es fast vier Jahre lang eingehalten. Es ging leicht genug, da Eli auf die Universitäten nach München und Berlin ging und nicht viel heimkam. Nur zu den Feiertagen, nur im Familienkreis sahen wir uns. Ich weiss, ich habe tiefen Groll gegen ihn empfunden, ihn innerlich feige genannt. Und doch wusste ich später immer, dass ich allen Grund hatte, ihn zu bewundern und ihm sehr dankbar zu sein. Denn hätten wir uns damals als verlobt betrachtet, nie wäre ich neben ihm, der eine so überragende Persönlichkeit war, zu einer eigenen Persönlichkeit herangereift. Ich wäre ein schwacher Abklatsch von ihm geworden, nichts weiter. Trotz allem hat es lange gedauert, bis ich über diesen ersten tiefen Schmerz meines Lebens hinwegkam. Es war eine schwere Erschütterung für mich, die mich äusserlich und innerlich für lange Zeit veränderte. Und all diese Ereignisse fielen in mein Schulleben. Aber ich war ja so jung, so viel Jugend und Frohsinn um mich her, war wieder froh und vergnügt, und ich fühlte, dass alles gut werden würde.

Dann kam die Oberprima. Ich musste mich zusammennehmen, ich musste lernen, denn unsere Klasse, die auf vier Schülerinnen zusammengeschnitten war, durfte nicht schlecht abschneiden in dem ersten regulären Abitur, das am ersten deutschen Mädchengymnasium abgelegt werden sollte. Mein Bruder und ich bestanden unsere Abgangsprüfung in derselben Woche. Unser Regierungsvertreter war der alte Direktor Wend, sein Schuldirektor. Wir hatten fast die gleichen Aufgaben. Nur im Aufsatzthema hatte man versucht, dem Gedanken eines Mädchenabiturs gerecht zu werden: «Der Einfluss veredelnder Weiblichkeit auf

ihre Umgebung, gezeigt an Goethes Iphigenie.» Es waren für uns ein paar aufregende Tage, aber die wirkliche Aufregung kam für mich erst danach. Ich musste in dem Riesensaal der Turnhalle der höheren Mädchenschule die Abschiedsrede halten. Mit sechs Jahren war ich in diese Schule eingetreten und hatte immer voller Bewunderung auf die «Grossen», Sechzehnjährigen geschaut, die dort oben standen und die Abschiedsrede hielten. Und nun sollte ich als älteste Schülerin mit neunzehn Jahren dort oben stehen und die Abschiedsrede halten für uns, die ersten deutschen Mädchengymnasiastinnen.

Es war zum ersten Mal, dass ich meine Angst und Schüchternheit überwand, überwinden musste, um vor so vielen Menschen zu reden. Das Reden war die Schwierigkeit, denn im stillen Kämmerlein mir die Rede auszuarbeiten, war mir nicht schwergefallen. Es war die Regel, dass man ein Motto zu wählen hatte und eine Gestalt aus Literatur oder Geschichte, die man in den Mittelpunkt einer solchen Abschiedsrede stellte. Ich hatte mir das Motto gewählt, das Lessing seinem «Nathan» vorgesetzt hatte: *Introite nam et hic Dii sunt!* «Tretet ein, auch hier sind Götter.»

Als Vorbild hatte ich mir Sonja Kowalevska gewählt, die erste Universitätsprofessorin und Mathematikerin. Mein Direktor, der erst am vorletzten Tage die Rede las, war sehr zufrieden. Nur eine Stelle musste ich streichen: Sonja ging eine Scheinehe ein, um aus dem Elternhaus zum Studium Weggehen zu können. Eine «Scheinehe», das war zu unmoralisch und musste wegbleiben! Ich erwähne es nur als Symptom der Zeit.

Auch das ging vorbei, wir waren, wie man das damals nannte, «Muli», nicht mehr Gymnasiasten, noch nicht Studenten – eine glückliche, freie Zeit. Die Gymnasiasten hatten uns zum grossen Abschiedskommers geladen, nicht wie die anderen jungen Mädchen, die als Zuschauer brav an der Seite sassen, sondern mitten unter ihnen als Kommilitoninnen.

Nun kamen vier geruhsame Wochen im schönen Schwarzwalddörfchen Herrenalb mit allen Geschwistern. Und dann kam die Stunde der Entscheidung: was soll aus mir werden? Ich hatte in den letzten Schuljahren nur daran gedacht, Medizin zu studieren. Der Beruf der Ärztin erschien mir als das Schönste, was ich mir für mich denken konnte, ich hatte dies auch in meinem Abgangszeugnis angegeben. Meine Freundin Hanna Kappes und ich, wir wollten Mediziner werden. Die dritte Mitschülerin wollte Apothekerin werden, und die vierte hatte ein so mässiges Examen gemacht, dass man ihr das Abgangszeugnis nur gab, nachdem sie ver-

sprochen hatte, es nicht als Unterlage für ein Universitätsstudium zu betrachten. Man wollte es vermeiden, nach so langen Jahren eine von den vier ersten Schülerinnen durchfallen zu lassen.

Es war etwa vier Wochen vor Universitätsbeginn, als Mutter ein ernsthaftes Gespräch mit mir hatte. Sie sagte mir, sie habe sich genau erkundigt, ein volles Medizinstudium würde etwa zehntausend Mark kosten. Eine solche Summe sei natürlich nicht vorhanden, besonders da Bruder Ernst ja auch studieren und bei aller Sparsamkeit doch wohl dasselbe kosten würde. Es bliebe mir also nur die Wahl, entweder auf jedes Studium zu verzichten, zu Hause zu bleiben und Unterricht zu geben oder das viel billigere Studium der Philologie zu wählen. Das war ein harter Schlag für mich, und ich quälte mich lange, wie ich mich entscheiden sollte. Eines aber war mir klar: lieber irgendein Studium, als daheim sitzen und Unterricht geben. So entschloss ich mich zur Philologie. Es ist ja doch so, dass ein junger Mensch, der sich zu einem Studium entschliesst, viel mehr den Beruf im Auge hat – Lehrer, Arzt – von dem er eine Vorstellung hat, als dass ihm das Studium mit allen seinen Einzelheiten schon ein wirklicher Begriff wäre. So hoffte ich, dass man jeder Sache, die man ernsthaft betrieb, auch Interesse abgewinnen könnte. Ich wählte neuere Philologie, Französisch und Englisch. Aber als Eli mich fragte, was ich denn nun studieren würde, erklärte ich: «Selbstverständlich Medizin!» Und darauf sagte er: «Da wirst du wohl nie heiraten!» Ich verstand gut, was er damit meinte, dass er es für unmöglich hielt, eine Ärztin zu heiraten. Aber das machte mich trotzig, und ich erklärte ihm, dass solche Erwägungen mir gleichgültig seien. Es war, bei Gott, nicht der Fall, aber das hätte ich kaum mir selbst eingestanden.

Im Oktober 1899 fuhren Bruder Ernst und ich nach Mannheim zu Schwester Trude, um bei ihr ein Zimmer zu beziehen. Von dort sollte es täglich nach Heidelberg zum Studium gehen.

## UNIVERSITÄTSJAHRE

Ich kann es nicht schildern, mit welchen Gefühlen Bruder Ernst und ich an einem sonnigen Herbsttag nach Heidelberg zur Universität hinüberfuhren. Wir kamen uns reif und erwachsen vor und so wichtig, als ob mit uns die Welt neu beginnen sollte.

Ernst wurde natürlich richtiger akademischer Bürger – ich nur Hörerin. Und das machte bei meiner Schüchternheit allerhand Schwierigkeiten. Ich musste jeden Professor, bei dem ich hören wollte, zuerst in seiner Wohnung aufsuchen und ihn um die Erlaubnis bitten, an seinen Vorlesungen teilnehmen zu dürfen. Sie waren alle sehr nett und freundlich zu mir, aber jeder fragte mich erstaunt nach meinem Alter – ich war immerhin neunzehn Jahre – und wie ich so jung schon zur Universität käme. Ich merkte auch bald, dass ich viel jünger war als alle Kolleginnen, die ich in den Vorlesungen traf. Hörerinnen konnten damals nämlich auch Lehrerinnen werden, wenn sie bereits einige Jahre Praxis hinter sich hatten, Schriftstellerinnen oder einzelne, die irgendwelche Beziehungen zur Universität hatten.

Drei Herren besuchte ich. Professor Neumann für Altfranzösisch war entzückt, dass ich ein humanistisches Gymnasium besucht hatte, da er in seinen Vorlesungen viel auf Griechisch und Latein zurückgriff. Er meinte, ich solle mir gleich das Rolandslied in Altfranzösisch besorgen und anfangen, darin zu studieren. Professor Hoops für Altenglisch war viel reservierter, schien auch nicht überzeugt, dass ich seinen Vorlesungen würde folgen können. Er hatte nicht so unrecht, denn was ich an Englisch im Gymnasium gelernt hatte, war wirklich wenig. Aber ich bekam seine Unterschrift. Zuletzt besuchte ich Professor Ihne, der ein englisches Seminar hielt, an dem ich mich beteiligen wollte. Das war ein wunderbarer alter Herr, sehr gepflegt, sehr ritterlich. Er war viele Jahre der Erzieher des Prinzen Albert von England gewesen, und etwas vom Leben am Hofe war ihm haften geblieben. Er wohnte in einer von Efeu bewachsenen Villa drüben über dem Neckar, in einem entzückend gepflegten Heim, und empfing mich so väterlich freundlich, dass mir das Herz aufging. Erst plauderte er mit mir, dann nahm er einen dicken Schmöcker, bat mich, ihn vorzulesen und zu übersetzen, was trotz meinem Schreck besser ging, als ich erwartet hatte. So war ich auch bei ihm im Seminar aufgenommen, und das Studium konnte beginnen.

Allerdings gab es noch kleine Schwierigkeiten, die überwunden werden mussten. Die verbilligte Eisenbahnkarte Mannheim-Heidelberg bekamen bisher nur Studenten, eine Studentin hatte es noch nie gegeben. Der Amtsschimmel ritt sehr langsam. All die Jahre waren es immer dieselben Schwierigkeiten, zuletzt noch beim Aufgebot, wo die Behörde trotz des Vornamens Rahel mich zu einem Manne machte, da ihr eine cand. phil. noch nie vorgekommen war. Erst nach viel Schreiberei erhielt ich die richtigen Papiere. Aber endlich war alles so weit, und ich stürzte mich

mit grosser Intensität auf das Studium. Ich wollte, ich musste der Philologie gute Seiten abgewinnen, und es gelang mir auch. Besonders Sprachvergleichung interessierte mich sehr, auch Ihnes Vorlesung über moderne englische Literatur. Aber es ging mir immer gleich, auch späterhin: ich brauchte sehr lange, bis ich in die Materie hineinwuchs. Ich kam mir immer klein und dumm vor gegenüber all den anderen. Später begriff ich besser, wieso das kam. Die männlichen Kollegen trugen eine grosse Sicherheit zur Schau, auch wenn sie nichts wussten. Kolleginnen hatte ich wenige und nur solche, die schon viel länger studiert hatten.

Langsam hatte ich mich eingewöhnt, da kam ein Brief meines Onkels Rafael Löwenfeld: «Deine Mutter schreibt mir, Du studierst Philologie, und dabei weiss ich doch, dass Du Medizin studieren wolltest. Was ist der Grund für Deine Sinnesänderung?» Umgehend schrieb ich zurück, dass ich auf Medizin aus geldlichen Gründen verzichten musste, dass ich aber nach wie vor glücklich wäre, wenn ich Medizin studieren könnte. Umgehend kam Onkels grosszügige Antwort: er wisse, was es heisst, etwas anderes studieren zu müssen, als man eigentlich gewollt. Er habe slawische Sprachen gewählt, weil sein Vater ihm Jus nicht erlaubt hatte. Er sei bereit, mein ganzes Studium zu bezahlen, wenn ich Medizin studieren wolle. Und zu gleicher Zeit kam eine Verordnung des badischen Kultusministeriums, dass die beiden badischen Universitäten Heidelberg und Freiburg verpflichtet seien, die Schülerinnen des Karlsruher Mädchengymnasiums als reguläre Studenten mit allen Rechten aufzunehmen. Diese Anweisung galt nicht für das juristische und theologische Studium. Aber auch für die Bereiche, in die wir zugelassen wurden, sollten wir, so lautete die Formel, «nur Versuchs- und probeweise» immatrikuliert werden. Das war im Jahre 1899. Es dauerte noch fünf bis sechs Jahre, bis die anderen deutschen Universitäten dem Beispiel Badens folgten. Ich hatte die neue Verordnung gelesen, hatte den Brief von Onkel in der Hand, nun hiess es, sich entscheiden. Heute, rückschauend, sieht alles so leicht und selbstverständlich aus, aber ich weiss, welch schwere innere Kämpfe ich zu bestehen hatte, bis ich mir über meinen Weg klar wurde. Jetzt, vor der endgültigen Entscheidung, klang doch Elis Wort mir sehr im Herzen nach: «Eine Ärztin kann man nicht heiraten.» Ich war schliesslich neunzehn Jahre, und ich liebte ihn, trotz aller Abmachung. Ich hatte natürlich unter den Kollegen trotz der kurzen Zeit schon manche guten Freunde gefunden, denen ich erzählte, dass ich zur Medizin übergehen wollte, und sie reagierten genauso wie Eli: unweiblich, ja sogar unmoralisch fanden sie diesen Schritt und versuchten mit aller Über-

redung, mich davon abzuhalten. Ich musste ganz allein mit mir fertig werden. Ich fragte weder Mutter noch Geschwister, noch sprach ich mit ihnen über meine Sorgen und inneren Zweifel.

Ihr wisst, ich habe mich entschieden und habe es keine Minute meines Lebens bereut. Ich erinnere mich noch heute an meine abschliessende Erwägung: dass ich Ärztin werden will, weiss ich sicher; was das Leben mir sonst bringt, darauf habe ich keinen Einfluss, ich kann nur von mir aus alles tun, um meinen Weg zu gehen. Als ich so weit war – es hat wohl acht Tage gedauert – begab ich mich zum Dekan der Fakultät, um ihn zu fragen, ob ich noch mitten im Semester umwechseln und was ich dazu tun könnte, dieses Semester nicht zu verlieren. Professor Kehrer, der Gynäkologe, war damals der Dekan der medizinischen Fakultät. Man hatte mir gesagt, dass er ein grober Herr sei, und so ging ich mit einigem Herzklopfen hin. Er war auch wirklich bärbeissig genug. Die Verordnung, jetzt erst herausgekommen, trete erst nächstes Semester in Kraft. Ich könne als Hörerin nicht hinüberwechseln, und schliesslich liesse Gegenbaur, der berühmte Anatom, keine Dame in seine Hörsäle und ganz gewiss nicht in den Präpariersaal. Ob mir das philologische Semester angerechnet werde, bezweifle er, ich könne, wenn ich im nächsten Semester immatrikuliert sei, ja immerhin eine Eingabe machen. Damit war ich entlassen. Ich stand auf und ging zur Türe. Ich hatte schon die Klinke in der Hand, als er mich zurückrief, gar nicht mehr gestrenger Dekan, sondern nur noch väterlicher Freund und Berater. «Warum, Kindchen, wollen Sie eigentlich Medizin studieren? Sie wissen ja gar nicht, welche Riesenanforderungen es an Körper und Seele, an Kopf und Herz stellt.» (Wie oft habe ich während des Studiums an seine Worte gedacht.) Ich versuchte ihm klarzumachen, warum ich Medizin studieren wollte. Er unterbrach mich: «Wie alt sind Sie denn? Neunzehn Jahre? Viel zu jung, um zu wissen, was Sie tun, was Sie auf sich nehmen. Rein körperlich werden Sie es schon nicht aushalten.» Ich versicherte ihm, dass ich sehr gesund und kräftig sei. Er schaute mich sehr zweifelnd an, ich habe wohl viel zarter ausgesehen, als ich selbst wusste. «Kind, ich meine es gut mit Ihnen», er reichte mir die Hand, «und sage Ihnen darum auf Nimmerwiedersehen!»

Ich stand draussen. Aber merkwürdig, trotzdem er mir so abgeraten hatte und vieles mir sehr wahr in den Ohren klang, machte mich dieser Besuch keinen Augenblick irre in dem gefassten Beschluss, im Gegenteil: ich wollte es ihm, ich wollte es allen Männern zeigen, dass man seinen gewählten Beruf erfüllen kann, trotz der Schwere des Weges, der



Schwere der Aufgabe. Ich habe Kehrer nach zweieinhalb Jahren wiedergesehen, als ich nach dem Physikum auch in seine Vorlesung kam. Sein erstes Wort war: «Nun sind Sie also doch gekommen, obgleich ich Ihnen ein ‚Nimmerwiedersehen‘ gewünscht habe. Hatte ich nicht recht?» «Nein», sagte ich, «Sie sehen, bis jetzt ist es gegangen!» «Es wird immer schwerer», sagte er, «und ich kenne die Frauen, das hält keine durch!» Alle Studenten hörten grinsend dem Gespräch zu, das reizte mich, und ich antwortete: «Ja, Sie kennen die Frauen, aber meist, wenn sie krank sind!» Da lachte er, und wir waren gute Freunde.

Nun fing ein schönes Vierteljahr für mich an. Alle rein fachlichen Kollegs unterbrach ich, und da ich viel Zeit hatte, hörte ich philosophische Kollegs bei Kuno Fischer. Er las «Geschichte der Philosophie». Ich wusste so wenig davon, und er verstand es grossartig, uns in die Gedankenwelt der einzelnen Philosophen einzuführen. Was wir beim Selbstlesen mit Schwierigkeiten uns hätten erobern müssen, das schälte er mit Klarheit heraus.

Ganz Gegensatz zu ihm, der Wert auf kurze, einprägsame Sätze legte, war Professor Thode, der Dozent für Kunstgeschichte. Er war ein wunderbarer Redner, der Sätze formte und vortrug, wie man sie sich eigentlich nur geschrieben denken konnte. Immer anregend und fesselnd, ob er über niederländische Kunst sprach oder über die italienische des Cinquecento. Immer aber ist mir eine Rede im Gedächtnis geblieben, die er an einem Gedenktag für Richard Wagner hielt: wie er mitten in seiner begeisternden Vorlesung über die grosse Kunst der Renaissance in Italien auf die «wahre deutsche Kunst» zu sprechen kam, die ihren Sitz und Tempel in Bayreuth hat. Und nun kam eine für meine Begriffe so wild chauvinistische Lobpreisung deutschen Wesens und deutscher Kunst, dass ich gerade bei ihm, der uns all die Zeit italienische Kunst kennen und lieben lehrte, doppelt erstaunt war. Ich sagte dies auf dem Heimweg meinen Kollegen, die mich überhaupt nicht verstehen konnten. Für sie alle war es ganz selbstverständlich, dass keine Kunst der Welt sich mit der deutschen messen konnte. Damals war mir – und darum habe ich das auch so im Gedächtnis behalten – plötzlich klar, wie verschieden doch jüdisches Denken und Fühlen vom deutschen Denken und Empfinden war. Und dann konnten wieder Monate vergehen, in denen ich mich in meine Umgebung ganz und gar eingeordnet fühlte, wie sie dachte und empfand, bis mir dann plötzlich wieder ein Ereignis den grossen Gegensatz zum Bewusstsein kommen liess. So war mir z.B. der Hass aller meiner Kollegen gegen die Engländer, die damals in Hei-

delberg in Schulen und Colleges lernten, unverständlich. Es war die Zeit des Burenkrieges, alle Sympathien gehörten den Buren, auch die meinen, aber dieser wilde Hass war mir völlig fremd und erstaunlich.

Das Sommersemester 1900 fand mich dann als erste akademische Bürgerin, als Studentin der Medizin in Heidelberg wieder. Mein verlorenes Semester wurde mir zwar nicht angerechnet, aber es war für mich gewiss nicht verloren. Professor Gegenbaur, unser Anatom, der erklärt hatte, dass keine Studentin den Hörsaal betreten werde, solange er lebe, erkrankte und gab seine Lehrtätigkeit auf. Für alle anderen war es keine Kapitalfrage, ob eine Studentin unter ihren Hörem sass. Da es ein Sommersemester war, hatte ich auch Zeit genug, mich einzuleben, bevor die Frage des Präparieresaales an mich herantrat. Die rein naturwissenschaftlichen Fächer, die ich hörte, waren mir interessant und nicht eigentlich neu, denn Zoologie, Botanik, Chemie und Physik waren doch Dinge, deren Anfangsgründe ich aus dem Gymnasium mitgebracht hatte. Neu für mich waren Anatomie und Physiologie, Entwicklungsgeschichte und Histologie. Wie immer spürte ich, wie lange es dauerte, bis ich aus dem blossen «Aufnehmen» zum wirklichen Verstehen überging. Die Anatomie gewann für mich erst wirkliches Leben, als ich dazu kam, an der Leiche Dinge zu sehen, die ich theoretisch gelernt, aber nicht wirklich erfasst hatte. Meine Professoren waren besonders rücksichtsvoll mir gegenüber und erleichterten mir dadurch die ersten Arbeitstage. Während sonst sechs Kollegen an einem Körper arbeiteten, gab mir der Professor einen Arm. Er lehrte mich, wie ich zu arbeiten hätte und worauf vor allem zu achten sei. Er legte seine Arme auf meine Arme, die dadurch fest auf dem Präparat lagen, führte meine Hand beim ersten Schnitt und half mir so im Augenblick über den ersten Schrecken hinweg. Ein Unbehagen bestand nur so lange, als sich die Haut auf dem Präparat befand, der Arm als Muskel-, Gefäss- oder Nervenpräparat war nur noch interessant. Es gehörte so viel Wissen, exaktes Arbeiten und Fleiss dazu, ein gutes Präparat herzustellen, dass man nur an seine Aufgabe denken konnte.

An den kleineren Universitäten, wo der Professor jeden Einzelnen kannte, ihn täglich sah und fast täglich prüfte, herrschte im Präparieresaal ein grosser Fleiss, und jede freie Stunde im Winter wurde dort zu gebracht, obgleich fast alle Kollegen in Verbindungen waren. Was wir in der einen Stunde makroskopisch kennenlernten, zeigte uns die andere im mikroskopischen Aufbau, die nächste in normaler Funktion. Dies alles waren wirkliche Entdeckungsreisen in neue, unbekannte Ge-

biete, die mich mit Begeisterung erfüllten. Ich habe die vorklinischen Semester, die viele Mediziner als langweilig empfinden, geradezu genossen und als eine ungeheure Bereicherung empfunden, denn wer aus dem humanistischen Gymnasium kam, hatte ja in die Welt der Naturwissenschaft nur flüchtige Blicke getan. Nun erstand sie vor uns als herrliches grosses Gebäude aus belebter und unbelebter Natur. Es war eine Schau, die den jungen Mediziner hinderte, nur Arzt zu sein, er wurde wirklich zu naturwissenschaftlichem Denken erzogen. Als Gegengewicht behielt ich bis zum Physikum meine philosophischen Kollegien bei Kuno Fischer bei.

Drei Semester war ich unter den Kollegen das einzige weibliche Wesen, und rückschauend weiss ich erst, dass da ein Experiment mit mir gemacht wurde, über dessen Tragweite sich weder meine Mutter und noch viel weniger ich selbst uns klar waren. Ich erinnere mich, dass unser guter alter Hausarzt wohl der einzige war, der begriff, dass man mich diesem Experiment nicht so ohne Weiteres aussetzen sollte. Ich wäre gar zu gern mit meiner Freundin nach Freiburg gegangen, dort bestand aber keine Möglichkeit, koscher zu essen, so besprach sich Mutter mit unserem Arzt. Er sagte: «Es ist besser, sie isst dort kein Fleisch und ernährt sich vegetarisch, als dass sie allein unter den Studenten lebt.» Mutter entschied sich dann doch anders, sicherlich aus Geldgründen; ich konnte bei meiner Schwester für dreissig Mark im Monat wohnen und essen. Die Fahrt kostete dagegen zehn Mark monatlich, und in Heidelberg gab es eine Familie, bei der ich mich jederzeit über Mittag aufhalten und unter Umständen auch dort übernachten konnte. So war alles so billig wie möglich eingerichtet. An psychische Schwierigkeiten dachte Mutter gar nicht. Und in Wahrheit, ich hatte keine Schwierigkeiten. In strenger Orthodoxie in einer kleinen Stadt erzogen, war man harmlos und naiv, man wusste so gar nichts vom Leben, von der Welt; man war trotz Abitur und Buchweisheit so ganz «kleines Mädchen», dass alle Kollegen sofort bereit waren, sich als Beschützer zu fühlen, dafür zu sorgen, dass keiner auch nur einen gewagten Witz in meiner Nähe erzählte. Das geschah alles so selbstverständlich, dass ich es gar nicht einmal bemerkte. Es dauerte Jahre, bis meine Kollegen, mit denen ich richtig befreundet war, mir eingestanden, dass ihr erstes Zusammentreffen mit mir im Hörsaal – es wurden Nummern ausgegeben – kein Zufall war, sondern dass der kleine Fuchs dem älteren Kollegen den Platz neben mir hatte abgeben müssen, dass man verabredete, wer mit an meinem Präpariertisch sitzen durfte. Nach dem

Physikum erfuhr ich erst, dass Professor Fürbringer dem Assistenten verboten hatte, bei seinem Rundgang im Präpariersaal zu mir zu kommen, weil die Studenten ihn beim Bierabend neckten, er bliebe am längsten bei mir stehen. Von da ab kamen nur die Prosektoren zu mir und der Professor selbst. Es ist wahr, ich wurde sehr verwöhnt – einziges Mädchen unter all den Jungen. Nie brauchte ich mein Präparat zu holen, nie eine unangenehme Arbeit zu machen, das besorgte immer einer der Kollegen. Einen ganzen Wintermonat lag täglich ein Veilchenstraus in meinem Schrank, ohne dass ich je erfahren hätte, von wem er stammte.

Ich war aber auch vielleicht unter den Studenten der einzige Mensch, der mit allen gut stand. Mit einer Reihe von ihnen war ich richtig befreundet, aber mit allen stand ich wie ein guter Klassenkamerad, und das war bei den Kollegen, die den verschiedensten Verbindungen angehörten, unter denen Spannungen herrschten, ungewohnt. Man grüßte sich übertrieben höflich, redete aber kein Wort miteinander. Bis auf die strengen Katholiken, die in einer katholischen Verbindung waren, gehörten alle schlagenden Verbindungen an. Auch die einzige jüdische Verbindung, die «Badenia», setzte ihren Stolz darein, recht häufige und ernsthafte Messuren zu haben. Ihre Mitglieder trugen, wie alle jüdischen Verbindungen, die im K. C. zusammengeschlossen waren, gelbe Kappen und gelbe Bänder, eine Farbe, die sie vom alten gelben Judenabzeichen übernommen hatten, um sich so stolz als Juden zu bekennen. Sie ahnten nicht, dass viele von ihnen es erleben sollten, dass in fast ganz Europa das gelbe Zeichen wieder als Judenabzeichen getragen werden musste. Ich habe damals wahrscheinlich zu verachtend auf diese Jungen geblickt, die das Judenabzeichen mit Stolz trugen, weil mir ihr Judentum so völlig inhaltlos erschien. Religiös standen sie dem Judentum fern, und vom Zionismus wollten sie nicht nur nichts wissen, sie bekämpften ihn aufs Heftigste. Es war wirklich reines Trutzjudentum: «Wir werden uns so lange in jüdischen Korporationen zusammenschließen, bis mit dem Schwinden jedes antisemitischen Vorurteils uns alle anderen ihre Tore öffnen. Dann brauchen wir keine jüdischen Verbindungen mehr.» Gerade in dieser Zeit wurde in Berlin die erste zionistische Studentenverbindung gegründet, der «Verein jüdischer Studenten» (V.J.St.). Dr. Ludwig Haas, einer meiner guten Freunde und heftigster Gegner der Frauenemanzipation und des Zionismus, nahm mich eines Abends in die «Badenia» mit. Vielleicht durch meine Gegenwart beeinflusst, hielt er eine wilde Philippika gegen den Zionismus, in der der echte

Badner und ehrliche Assimilant sich folgenden interessanten Satz leistete: «Wie alles Schlimme uns seit je vom Norden gekommen ist, so auch der Zionismus!» Eine Diskussion über diese «Alt-Herren»-Rede gab es nicht, aber ich bemerkte doch mit Freude, dass auch unter dieser Studentengruppe schon der oder jener war, der sich den Angriff auf den Zionismus – ohne antworten zu dürfen – nicht mehr gefallen lassen wollte.

Ludwig Haas war übrigens charakterlich ein prächtiger Mensch und von grosser Intelligenz. Er wurde als Demokrat in den Reichstag gewählt. In den Kriegsjahren war er in der Verwaltung in Ober-Ost und hat sich dort mit den östlichen Juden angefreundet. Nach dem Krieg war er noch rechtzeitig nach Karlsruhe zurückgekehrt, um in der Revolutionsnacht den Grossherzog von Baden mit einigen Getreuen zu beschützen und in Sicherheit zu bringen. Während der Weimarer Zeit war er Minister.

Eine andere studentische Verbindung war zwar offiziell paritätisch, in Wirklichkeit aber fast gänzlich jüdisch, die «Freie wissenschaftliche Vereinigung» (F. W. V.). Sie war wohl einmal aus wirklich liberalem Gedanken hervorgegangen, hatte aber keine Wurzeln schlagen können. Der Eintritt in eine Verbindung war natürlich auch eine gesellschaftliche und wirtschaftliche Angelegenheit. Welcher Verbindung man angehörte, war oft beruflich und gesellschaftlich entscheidend. Man hatte sofort und selbstverständlichen Zutritt in jedes Haus eines «Alten Herrn», in welcher Stadt auch immer. Im F. W. V. zu sein, brachte einem jungen christlichen Studenten keinen Vorteil für seine Karriere und führte ihn gesellschaftlich in fast rein jüdische Kreise. Das war so zu meiner Studienzeit um das Jahr 1900 herum. Die Studentengenerationen vor uns hatten noch Juden in alle ihre Verbindungen aufgenommen. Nach den Satzungen der Korporationen hätten Söhne von jüdischen «Alten Herren» aufgenommen werden müssen; das aber widersprach dem neuen Geiste. Manche Juden machten eine Kardinalfrage daraus und mussten dann bei Ablehnung ihrer Söhne die Konsequenz ziehen, ihren Jugendkreis, der ihnen ans Herz gewachsen war, aufgeben. Man brauchte nur in den Sommermonaten in Heidelberg zu sein, wo fast jeden Tag eine andere Studentenverbindung ihr Stiftungsfest feierte, um zu sehen, mit welcher Freude, mit welchem Behagen die «Alten Herren» mit Frauen und Töchtern kamen, um mitzufeiern. Wie stolz sie wieder die bunte Mütze trugen und das Band, wie sie singend den Neckar hinauf-fuhren und sich wieder glücklich und unbeschwert fühlten wie in ihren

Studentenjahren. Sicher wurde in diesen Sommertagen manch altes Freundschaftsband wieder fester geknüpft, manch ein neuer Bund für das Leben geschlossen zwischen Kindern der alten Generation. So herrschte in dem ganzen Kreis eine gesellschaftliche und familiäre Verfilzung, die es immer mehr und mehr ausschloss, dass Juden je wieder darin Zutritt finden konnten.

So war auch unser ganzes Kolleg in Gruppen aufgeteilt. Ich glaube, ausser mir gab es nur einen Kollegen, der keiner Verbindung angehörte, ein jüdischer Jugendkamerad aus Karlsruhe. Kein Wunder, dass auch bei den weiblichen Hörerinnen der Wunsch auftauchte, sich in irgendeiner Form zusammenzuschliessen. Alle Gründungen von Vereinigungen dieser Art mussten vom Rektor genehmigt werden. Wir bekamen unsere erste Eingabe zurück mit dem Bemerkten, dass zu einer Anerkennung eines akademischen Vereines mindestens drei akademische Bürger notwendig waren, und unter den Unterschriebenen sei nur eine einzige, das war ich. Natürlich hinderte das eine lose Form des Zusammenschlusses nicht. Wir mussten noch zwei Jahre warten, bis wir ein offiziell anerkannter Studentinnenverein werden konnten.

Viel schwieriger als äussere Hemmnisse waren für uns innere Gründe, die die Vereinigung fast unmöglich machten: ein grosses Freiheitsbedürfnis und der Wille nach voller Unabhängigkeit lebte in dieser Generation der Studentinnen. Fast alle waren nach schweren Kämpfen gegen tausend Vorurteile, gegen Familie und Gesellschaft, gegen Bindungen und Rücksichten auf ihren jetzigen Weg gelangt. Endlich waren sie frei, waren selbständig, man sah es ihnen an, wie froh, wie erleichtert sie waren. In jeder Vereinigung sahen sie Zwang. So machten wir unsere Studentinnengruppe so frei wie möglich. Man «musste» gar nichts, man kam, wann man wollte, es gab keinen Kommers, nicht Fuchs noch Bursche, kein Examen, keine politische Richtung. Wer Hörerin war, konnte Mitglied werden, welcher Nation, welcher Religion sie auch angehörte, und dies behielten wir auch bei, als wir längst zum richtigen Studentinnenverein geworden waren. Ich, als «älteste» Studentin, dem Alter nach war ich die Jüngste, wurde Vorsitzende viele Semester hindurch. Ich denke mit Freude an unsere Abende zurück, die fast immer anregend waren, in denen wir mit den interessantesten Frauen zusammensassen, beteiligt am Aufbau eines neuen Frauendaseins.

Da war z.B. eine Armenierin mit drei Kindern, sie hörte Nationalökonomie; der Mann muss irgendwo politischer Gefangener gewesen sein. Sie und die Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen, warteten nur

auf den Tag, der ihrem Mann, der ihrem Volke die Freiheit geben sollte. Da war eine wunderschöne russische Adlige, die junge Frau eines russischen Universitätsprofessors. Sie studierte bei Buetschli Zoologie. Man erzählte sich, dass, als sie sich bei Buetschli als Frau X einschrieb, er sie erstaunt angeschaut und dann in seiner polternden Art gebrummt habe: «Ihr Mann ist ein Esel, dass er eine so schöne Frau allein in die Welt hinausschickt!» Ein anderer Ausspruch von ihm galt seiner tüchtigen, aber sehr hässlichen jüdischen Assistentin, die auch unserem Kreise angehörte. Sie war nach langen Kämpfen endlich als Zeichnerin im zoologischen Institut in Breslau zugelassen worden. Sie hatte vor allem mikroskopische Dinge zu zeichnen. Bald merkte ihr Chef, dass er es hier mit einem Menschen von grosser wissenschaftlicher Begabung zu tun hatte. Er liess sie zu seinen Vorlesungen zu, gab ihr eine Arbeit, die ihr durch seinen Einfluss ermöglichte, ohne Abitur oder sonstiges Zeugnis als Hörerin zugelassen zu werden. Nun arbeitete sie bei Buetschli und verstand sich herrlich mit ihm. «Sie sehen neben der grossen Kollegin aus wie ein Berlock an der Uhrkette, aber wie ein hässliches.» Dann war da ein süss aussehendes, jüdisch-russisches Mädchen. Sie verstand so wenig Deutsch, dass sie kaum einer Vorlesung folgen konnte. Sie war ein wilder Revolutionär, ihr A und O war: «Warum ermordet man den nicht?» «Warum wirft man da keine Bombe?» Sie fiel stark aus dem studentischen Rahmen, denn die meisten waren sehr ernsthaft arbeitende Frauen. Damals überwogen noch die Philologinnen und Philosophinnen.

Kaum aber hatten wir uns als Gruppe aufgetan, da kam der Verein «Frauenstudium-Frauenbildung» und wollte uns als seine Jugendgruppe haben. Es war kein unberechtigter Gedanke: Seiner Arbeit hatten wir es zu verdanken, dass wir lernen und studieren konnten, dass Gymnasien entstanden waren, dass die Universitäten sich uns öffneten. Aber wir waren jung und wollten unabhängig sein. Wir wollten keine alten Tanten und wollten nicht gegängelt werden. Unter uns nannten wir den Verein «Frauentugend-Frauenmilde». Als nun der Abend der Entscheidung kam, wurde es ein heftiger Kampf zwischen Marianne Weber, der Vorsitzenden der Frauengruppe, und mir, der Vorsitzenden der Studentinnengruppe. Sie sprach fein und sympathisch, aber wir wollten nicht. Es blieb bei einer Abmachung, dass wir zu ihren Versammlungen kommen würden, soweit uns ihre Themen interessierten, aber freiwillig und nicht angeschlossen. Marianne Weber war zwar über uns sehr enttäuscht, hat aber trotzdem in ihrem Buch über die Studentin uns ein

schönes Denkmal gesetzt, uns, den Studentinnen der ersten Generation, die sie als die «klassische» bezeichnete.

Kaum war dieser Angriff abgeschlagen, kam ein neuer von Seiten der sogenannten «Freien Studentenschaft». In ihr hatten sich alle keiner Verbindung angehörigen Studenten, die gegen den Kommerszwang, gegen Mensuren, gegen das übliche masslose Trinken waren, in freierer Form zusammengeschlossen. Sie hofften nun, dass wir Studentinnen ganz in ihrer Vereinigung aufgehen würden. Wieder trug unser Freiheitsstreben den Sieg davon, aber auch unser Wissen, dass wir Studentinnen unsere eignen Probleme erst einmal unter uns klären mussten, bevor wir sie im allgemeinen Studentenkreis erörterten. Schliesslich einigten wir uns auch mit ihnen: Beteiligung, aber keine Verschmelzung. Der erste Abend, zu dem uns die Kollegen eingeladen hatten, war dann ein solcher Missgriff, dass wir unseren Entschluss gewiss nicht bedauerten. Das Thema hiess: «Die Studentin», und ein Kollege erklärte uns da ganz wissenschaftlich, dass jede studierende Frau nicht nur geistig und seelisch als Frau verkümmern müsse, sondern dass auch ihr Äusseres sehr bald die Spuren davon zeige und sie hässlich und für Männer abstossend erscheinen lasse. Dagegen zu protestieren fanden wir unnötig. Wir hatten bisher noch nicht bemerkt, dass wir zum Männerschreck geworden waren. Nach zwei Jahren – der junge Redner und ich waren mittlerweile gute Freunde geworden – hielt er wieder eine Rede über die Studentin, und da war es der reine Lobgesang auf die studierende Frau.

Ich jedenfalls habe viel von unserem Studentinnenverein gehabt, den ich als Vorsitzende leitete; ich lernte reden, diskutieren und Diskussionen leiten. Im Januar 1905 hatte ich mein Staatsexamen bestanden. Der Verein gab mir noch ein schönes Abschiedsfest. Wenige Wochen später war unser Verein aufgefliegen: die neue Studentinnengeneration war schon ganz anders eingestellt. Sie wollte eine echte «Studentenverbindung» ins Leben rufen mit allem Klimbim, der dazu gehörte. Alle «Fremden» wurden ausgeschlossen – auch die Juden. Unsere ganze Gruppe (ich gehörte ihr als einzige Jüdin an) trat geschlossen aus. Wir nannten uns die «Alt-Heidelbergerinnen» und hielten einen Zusammenhang noch lange über den Weltkrieg hinaus aufrecht.

Obwohl ich sehr ernsthaft und fleissig studierte, blieb mir doch viel Zeit zu frohem Lebensgenuss. Heidelberg war ja so geschaffen für Jugend und Fröhlichkeit: der Neckar drunten, auf dem wir ruderten, in dem wir schwammen, die Berge mit ihren Laubwäldern, auf denen wir



wanderten, die Südhänge, die im Frühling ein Blütenmeer waren, im Herbst schwer von Obst und bunt von tausend Herbstfarben. Es war eine so friedliche Zeit für uns alle, ein solches Gefühl der Sicherheit und des Aufschwungs überall in Deutschland, an dem jeder teilhatte. Ich hatte nie Geld, aber was tat das. Es war ja alles so billig. Eine halbe Stunde Rudern kostete fünfzehn Pfennig, und da man doch meist zu zweit oder zu dritt ruderte, so war es fast nichts. Die Tasse Kaffee in der Konditorei am Nachmittag kostete mit Schlagrahm zwölf Pfennig, das konnte man sich leisten. An den Tagen, an denen ich mein Geld für das Stundengeben bekam, machten wir uns immer ein besonderes Fest. Natürlich gab ich Stunden, sonst hätte ich ja nie einen Pfennig für mich gehabt. Ich unterrichtete Griechisch und Latein, gab Nachhilfe in naturwissenschaftlichen Fächern, und jeden Sonntag lehrte ich ein kleines Mädchen Gebete übersetzen und jüdische Geschichte. Ich verdiente bis zum Physikum zwischen dreissig bis vierzig Mark im Monat. In den klinischen Semestern ging das nicht mehr. All das ging so spielend, man war jung, froh, gesund und überzeugt, dass, wenn man erst einmal ausstudiert habe, eine sichere Existenz einem gewiss sei. Ausserdem, und das ist mir heute klarer, als es mir damals war, wo ich alles als ganz selbstverständlich hinnahm, lebte ich in einer Atmosphäre von Wohlwollen, Freundschaft und Liebe. Da waren die guten Freunde, die aus der Heimatstadt mitgekommen waren, Poldi Friedberg und Hans Frankenstein, da waren die beiden Söhne von dem alten Professor Lehmann, Dieter und Leu, mit denen ich jede Woche bestimmte Stunden gemütlich beisammen war; da waren Johanna Friedberg und Sonja Rabinowitsch, die mit mir einige Zeit zusammen studierten. Johanna, Schwester Emmas Freundin, war mit mir in Heidelberg, um einige Vorlesungen zu hören. Sie hatte damals schon ihr erstes Gedichtbändchen herausgegeben, war voll Charme, voller Leben und Humor. Sonja Rabinowitsch war eine echte russische Studentin, voll Ernst und Wollen. Wir waren alle drei oft und gern beisammen.

Da war der Kollege Hildebrand – von der berühmten Schokoladenfabrik – der mir jeden Tag um zehn Uhr Schokolade brachte. Da war Erich Epstein, Sohn von Professor Epstein in Göttingen, schriftstellerisch und dichterisch begabt. Da war Hans Käthe, mit dem mich vielleicht die innigste Freundschaft verband, ein kluger, feiner Mensch, mit klarem Ziel vor Augen. Da war Ernst Otto, der mir noch lange Jahre die witzigsten Briefe schrieb. Da war einer, der mich zur Spiritistin machen, ein anderer, der mich für den strengen Vegetarismus gewinnen

wollte; einer, der mir seine Gedichte vorlas, ein anderer seine Novellen. Mit dem Kollegen Engelhard machte ich meine ersten Autofahrten in seinem schönen Wagen. Das war der erste Wagen, der damals in Heidelberg fuhr, noch mit Akkumulatoren betrieben. Er fuhr viel langsamer als die heutigen Benzinmotoren, aber wenn wir auf der Landstrasse fuhren, hielten sich die Leute aus Angst vor unserer Schnelligkeit an den Bäumen fest. Wir hatten einen Mordsspass daran. Einer lehrte mich Radfahren, ein anderer wollte mir das Skilaufen beibringen, aber davon mussten wir Abstand nehmen, weil es zuviel Aufsehen erregt hätte. Auch ans Rodeln war damals nicht zu denken. Ein kleiner achtjähriger Stipps, dem ich seinen Rodel für einen Nachmittag abmieten wollte, um mit den Kollegen den Königstuhl herunterzurodeln, erklärte mir: «Das isch nix für Mädle!» Dieser allgemeinen Meinung musste ich mich fügen. Denn wie gut ich es auch hatte, es gab einen ungeschriebenen Kodex für das, was ich tun und lassen konnte. So zum Beispiel, als ich einmal mit einem Kollegen eine Schlittenpartie auf den Kohlhof machte, erklärten mir am nächsten Tage gerade die befreundeten Kollegen: «Nie wieder mit *einem*, Fräulein Goitein!»

Mit einer Gruppe sass man am Präpariertisch, mit einer anderen lernte man für das Examen. Wir haben damals oft darüber philosophiert, ob reine Freundschaft zwischen zwei jungen Menschen möglich sei oder ob immer etwas Liebe dabei sei oder daraus entstehen müsse. Wild verfochten wir die Möglichkeit der reinen Freundschaft. Aber heute weiss ich, dass es auch damals nicht wahr war. Bei mir war es Freundschaft, weil ich innerlich längst festgelegt war, aber bei den meisten Jungen war Liebe dabei, wenn es auch nur selten ausgesprochen wurde. Darum war wohl meine Freundschaft mit Hans Käthe die beste, weil auch er innerlich gebunden war. Ausserhalb der Universitätskreise wurde ich erst recht verwöhnt. Eine Studentin hatte Seltenheitswert; man wurde angestaunt und bewundert, ganz unberechtigterweise, wurde überall eingeladen und hatte es nach jeder Richtung hin viel zu gut. Das Gefühl, das vielleicht noch zehn Jahre vorher gegen studierende, emanzipierte Frauen geherrscht hatte, war völlig verschwunden. Es war damit natürlich auch alles verschwunden, was die studierende Frau der Generation vor uns als Waffe und Schutz dagegen gebraucht hatte, die vermännlichende Kleidung und das nach aussen zur Schau getragene männliche Gehabe.

Neben dem Studentenkreis der Universität lebte ich natürlich auch im jüdischen Kreis, in Mannheim, schon dadurch, dass ich im Hause von

Schwester Trude wohnte, im Rabbinerhaus. Isak, mein Schwager, war Rabbiner der sogenannten «Klaus». Das war eine Stiftung, die Moses Lemle im Jahre 1708 gemacht hatte. Aus den Geldern dieser Stiftung war die Synagoge erbaut worden, die jüdische Religionsschule und das grosse vordere Wohnhaus. Ursprünglich hatte das Geld gereicht, um sieben Rabbiner zu besolden, die in der «Klaus» wohnen, lernen und studieren sollten. Jetzt reichte es gerade noch zu dem nicht sehr üppigen Gehalt des einen Rabbiners, der zu jener Zeit mein Schwager Isak Unna war. Im Vorderhaus wohnte die Rabbinerfamilie, im obersten Stock der Diener der Synagoge. Im Hof und Hinterhaus ging es, besonders am Sonntag und Mittwoch Nachmittag, recht lebhaft zu, denn eine Menge Kinder lernten dort in der Schule.

Mein Schwager hatte eine Gruppe junger Leute zu einem Diskussionsabend zusammengeschlossen, an dem auch mein Bruder Ernst und ich teilnahmen. Ich musste natürlich dort auch einen Vortrag halten und lernte also auch hier sowohl sprechen als diskutieren. Es war in diesem Kreis junger Kaufleute und berufsloser junger Mädchen nicht allzu schwer, den Mut zum Reden aufzubringen. Selbstverständlich wurden hier immer jüdische Themen behandelt. Ernst und ich, beide voller Begeisterung für den Zionismus, verlangten, dass auch einmal «Zionismus» als Thema für einen Abend gewählt werden sollte, und wurden abgewiesen mit der Bemerkung: «Den Zionismus haben wir schon im vorigen Jahre durchgesprochen und abgelehnt!» Dies im Winter 1899! Damit liessen wir uns nicht abspesen und drängten so lange, bis trotz aller Apathie das Thema noch einmal auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Ernst sollte sprechen, und wir sammelten alle Hilfstruppen, deren wir habhaft werden konnten. Es waren wenig genug! Es gab in ganz Mannheim drei «ältere» Herren, die im Rufe standen, Zionisten zu sein. Die «älteren» Herren waren drei junge Ärzte, die sich noch nicht allzu lange niedergelassen hatten: Dr. Moses, Dr. Felsenthal und Dr. Regensburger. Die drei Herren kamen auch und beteiligten sich an der Diskussion, trotzdem wurde oder sollte auch an diesem Abend der Zionismus wieder begraben werden. Einer der heftigsten Gegner war Julius Simon. Wie erstaunt waren wir am nächsten Morgen, als Julius Simon erschien und uns erklärte, nun sei er Zionist. Er war nach der heftigen Diskussion am Abend zuvor doch aufgewühlter, als er selbst wohl wusste, nach Hause zurückgekehrt, hatte mit seinen Geschwistern von dem, was ihn erfüllte, sprechen wollen. Die Interesselosigkeit gegenüber all dem «alten Judenzeug» hatte ihn erst empört, dann betroffen, und plötzlich wurde

er gewahr, wie tief ihn das alles berührte und ganz persönlich anging. So begann seine grosse zionistische Laufbahn.

Wir gründeten in Mannheim die erste zionistische Ortsgruppe mit Julius Moses als Vorsitzenden. Das war im Winter 1900. Ein Jahr darauf war eine grosse deutsche zionistische Tagung in Heidelberg, die erste in Süddeutschland, mit einer Massenversammlung in Mannheim. Vor überfülltem Saal sprachen Alfred Klee und Adolf Friedemann, zwei junge Assesoren. Ich habe selten so gut reden hören. Ob uns die Versammlung viele neue Mitglieder brachte, weiss ich nicht mehr, glaube es aber nicht. In Deutschland war damals der zionistische Gedanke noch zu unpopulär. Die Tagung hatte auch Dr. Ludwig Franck, der begeisterter Zionist war, nach Süddeutschland gebracht. Wenige Tage später traf ich ihn in Karlsruhe als Bräutigam von Fanni, Elis zweiter Schwester. Im Sträusschen Haus war man so ganz und gar antizionistisch, dass es erstaunlich war, dass Grossvater Straus sich diesen Schwiegersohn ausgesucht hatte. Man war aus religiösen Gründen gegen den Zionismus. Der göttlichen Fügung sollte nicht vorgegriffen werden, wir sollten auf den Messias warten. Und dann: der Religion gebühre das Primat gegenüber dem Gedanken der jüdischen Nation. Interessant war dieser engen und strengen deutsch-orthodoxen Auffassung gegenüber der Standpunkt meines ungarischen Rabbiner-Onkels. Trude und ihr Mann diskutierten oft darüber, ob ein Orthodoxer Zionist sein dürfe. Endlich erklärte sich Isak bereit, Onkels Entscheidung anzuerkennen. Onkel schrieb einen ganz verwunderten Brief, dass er gar nicht verstehe, wie ein frommer Jude nicht Zionist sein könne, «wo doch sein ganzes Sinnen und Trachten, sein Beten und Hoffen auf Zion gerichtet sei!» Isak Unna ist deswegen noch lange kein Zionist geworden, er hat nur unseren Zionismus nicht mehr bekämpft. In die Straussche Familie war durch unseren Einfluss der Zionismus schon ein wenig eingedrungen. Adele und Rafael bekannten sich offen dazu – alle anderen waren mehr oder weniger heftige Gegner.

Meine Mutter war inzwischen aus Karlsruhe fortgezogen. Ich hatte eigentlich dort keine richtige Heimat mehr. Das war so gekommen: Schwester Emma, die letzte von uns Kindern, die noch zu Hause war, war mittlerweile verheiratet. Die Geschichte ihrer Verlobung war so einzigartig und romantisch, dass ich sie doch genauer berichten muss, obgleich sie den Lauf der Erzählung ein wenig unterbricht.

Im Jahre 1898 – ich erzählte es schon – verbrachten wir vier herrliche Sommerwochen in Herrenalb. In der einzigen jüdischen Restauration,

wo wir an einem besonderen Tisch zu Mittag assen, war uns bald ein sehr fein aussehender, jüngerer Herr aufgefallen. Wir hatten bald herausgebracht, dass es ein Professor Dessau aus Bologna war, aber noch hatte keine von uns ein Wort mit ihm gesprochen. Mutter war gerade mit Emma angekommen, die in diesen Tagen aus England heimkehrte. Emma kam ganz verwandelt zurück: aus dem etwas knabenhaften Backfisch war ein besonders reizvolles, apartes Mädchen geworden. Wir waren wie immer zum Essen, diesmal mit Emma und Mutter. Am selben Nachmittag erschien jener besagte Professor Dessau, um Mutter seinen Besuch abzustatten. Es gab da viele Beziehungen, die diesen Besuch als selbstverständlich erscheinen liessen. Er blieb nur kurze Zeit. Am nächsten Morgen, es war noch ganz früh am Tag, stand Emma an meinem Bett: «Steh schnell auf, Ra, und geh mit mir auf den Hügel!» «Warum?» fragte ich, ganz verschlafen. «Da geht er zur Kuranstalt, die braunen Augen haben es mir angetan!»

Und so war es. Eine Liebe auf den ersten Blick, bei ihr und bei ihm, die aber ein ganzes Leben angehalten hat, in einer wirklich glücklichen Ehe. Bernardo Dessau war damals Assistent bei Professor Righi in Bologna, aber pekuniär noch nicht so gestellt, dass er heiraten konnte. So hat er meiner Mutter zwar mitteilen lassen, dass er Emma heiraten wolle, aber vorerst noch nicht daran denken könne, da seine Stellung es ihm nicht gestatte. In seiner Anständigkeit oder Altmodischkeit, die ihm Emma jahrelang nicht verzieh, sprach er mit ihr kein Wort darüber, schrieb nicht, liess nichts von sich hören. Er wollte sie, die fünfzehn Jahre jünger war, nicht binden. Aber für diese Form, den Weg nur über die Eltern zu wählen, waren wir doch schon viel zu modern. Endlich, um die Weihnachtszeit, nach zweieinhalb Jahren, fragte er bei Mutter an, ob er kommen dürfe. Trotz Emmas Empörung, dass er wieder Mutter frug und nicht sie, ja, dass er es für ganz selbstverständlich hielt, dass sie zweieinhalb Jahre nur auf ihn gewartet hatte, ohne dass je ein Wort zwischen ihnen darüber gefallen war, kam die Verlobung doch zustande, und ein halbes Jahr später folgte ihm Emma als seine Frau nach Bologna.

So war Mutter ausser in den Ferien, die Ernst und mich selbstverständlich nach Hause brachten, ganz ohne Kinder. Die Straus-Töchter waren herangewachsen, und selbst aus den beiden Kleinen waren schon Barmitzwah-Jungen geworden. Mutter empfand ihre Aufgabe im Sträuschen Haus als beendet. All die Jahre hatte sie dazu noch vier bis fünf junge Mädchen als Pensionärinnen gehabt. Gerade um die Zeit, als wir

alle nicht mehr daheim waren, hatte Mutter eine wenig nette Gruppe von sechzehn- bis siebzehnjährigen Mädchen. Alle recht ungebildet, kleinstädtisch, aber sensationslüstern, gar nicht nach dem Geschmack meiner Mutter in ihrer Harmlosigkeit und Vertrauensseligkeit. Natürlich liess Mutter die jungen Mädchen allein ausgehen, zu Besorgungen oder zu Spaziergängen im Schlossgarten, auch am Abend ins Konzert. Unsere Mädchen fingen zu «bändeln» an, hatten mal da ein Rendezvous, dort ein Stelldichein mit irgendeinem Jüngling. Und das in einer so kleinen Stadt wie Karlsruhe! Natürlich bekam Mutter bald anonyme Briefe, die ihr von dem Treiben ihrer Schutzbefohlenen erzählten. Sie nahm sich die Mädchen vor, die erst leugneten, dann aber unter Tränen gestanden. Mutter erklärte ihnen, sie sei nicht imstande und gewillt, auf Mädchen acht zu geben, liess sie die Sachen packen und schickte sie nach Hause. Das war das Ende von Mutters Pensionärinnen. Wir haben Tränen darüber gelacht, was Mutter uns fast übelnahm. Sie war halt durch uns und die Straus-Mädchen an einen gar zu anständigen Mädchentyp gewöhnt. Und so nahm sie die doch harmlosen Vergehen dieser dummen Mädchen viel zu ernst.

So war Mutter ohne Arbeit. Da tauchte ein Herr auf, der Mutter die Stelle der Leiterin im jüdischen Waisenhaus in Ems anbot. Er kam sehr oft und sagte immer bessere Bedingungen zu: nicht nur ein sehr anständiges Gehalt, sondern auch zwei Zimmer für Mutter, so dass Ernst und ich alle Ferien bei ihr verbringen und dort frei mitleben durften. Mutter entschloss sich, die Stelle anzunehmen. Sie war damals immerhin schon dreiundfünfzig Jahre alt, und was sie sicher nicht richtig einschätzte, war, dass sie in diesem Heim so vollkommen auf ein Privatleben verzichten musste, weit mehr, als sie es sich vorgestellt hatte. Der Umzug fiel mitten in unsere Studienzeit. Mutter hatte alle Arbeit allein zu verrichten, hatte keinen Menschen, der ihr nahestand, mit dem sie sich hätte aussprechen können. Es muss eine schreckliche Zeit für unsere arme Mutter gewesen sein, die sich plötzlich in ein innerlich und äusserlich verwahrlostes Heim versetzt sah. In diesem Heim waren Kinder im Alter von fünf bis fünfzehn Jahren. Alle hatten sich an Lügen und Unehrlichkeit gewöhnt; was nicht verschlossen war, wurde gestohlen. Selbst in der Volksschule waren die Waisenhauskinder als die ungezogensten berüchtigt, die keinen Respekt vor Menschen und Dingen hatten. Mutter ging mit grosser Energie daran, im Hause Ordnung zu schaffen. Der Vorstand, der Rabbiner des Ortes an der Spitze, hatte sich gehütet, zu tief hineinzusehen. Seine Schnorraktion unter den Kurgästen brachte einen

Teil der Unterhaltskosten der Anstalt ein. Wie die Kinder erzogen wurden, war ihm völlig gleichgültig.

Mutter schrieb über dies alles sehr wenig. Ich sah es erst, als wir in den Ferien bei Mutter in Ems eintrafen. Ernst und ich machten die billigste und schönste Fahrt. Wir fuhren den Rhein hinunter, von Mannheim ab auf einem Schleppdampfer. Es ging langsam, aber herrlich zogen die Ufer an uns vorüber. Von Mainz ab standen die Rheinhügel voller Reben, überall schauten Burgen herab, und die echte Rheinlandfröhlichkeit wirkte ansteckend. Aus jedem Boot, aus jedem kleinen Personendampfer tönten Musik und Gesang, das Niederwalddenkmal grüßte, der Lorelei-Felsen winkte, der Mauseturm am Bingerloch erzählte von alten Mären – es war eine herrliche Sommerfahrt. In Niederlahnstein gingen wir an Land, von da war es nicht weit nach Ems. Drei Monate, die ganze Ferienzeit, blieben wir da, aber ich habe keine Erinnerungen an diesen Kurort, nicht an seine Kurpromenade noch an seine Trinkhallen. Und ich, die ich mich an alle Orte, die ich je besuchte, so genau erinnere, kann es mir nur so erklären, dass ich sehr bald sah, wie bedrückt die geliebte Mutter war und wie unmöglich ihr ganzes Leben dort, so dass ich gar nicht dazu kam, den Sommeraufenthalt zu genießen. Solange noch die verheirateten Geschwister da waren, zeigte es Mutter nicht so sehr, sie wollte vor allem die «Italiener», die so weit entfernt wohnten, nicht beunruhigen. Aber als nur noch wir drei zusammen waren, da – ich schlief mit Mutter im gleichen Zimmer – erkannte ich, dass es so nicht weitergehen durfte. Mutter, die ich nie krank oder schwach gesehen hatte, litt unter Schlaflosigkeit, hatte ständig Herzbeschwerden.

Zwei kleine Geschehnisse brachten die Sache zum Ende. Das Abendessen stand für die fünfzig Kinder auf dem Tisch; jedes Kind hatte einen mit Wurstbrotan belegten Teller an seinem Platz. Als die Kinder sich zum Esssaal begaben, war alle Wurst aufgegessen. Nur die leeren Brote lagen auf den Tellern. Die Entrüstung der Kinder, die sich auf die Wurst sehr gefreut hatten, war unbeschreiblich. Am nächsten Tag verschwand Mutters Portemonnaie mit Inhalt. Keiner war es gewesen, und nur, weil alle Kinder in ihre Zimmer eingeschlossen wurden und man mit polizeilicher Untersuchung drohte, wurden Geld und Geldbeutel wieder herbeigeschafft.

Dem war Mutter nicht gewachsen. Aber was sollte sie beginnen? Das letzte Kapital, eine Lebensversicherung, hatte Emma mitbekommen. Ernst und ich kosteten und verdienten noch nichts – und Mutter hatte die Stelle im Sträusschen Haus und ihre Pensionärinnen aufgegeben und

stand vor dem Nichts. Ich schrieb damals – mit Mutters Wissen zwar, aber ohne ihre Anschrift – an Mutters Geschwister, und die Angelegenheit wurde geregelt. Wie, weiss ich nicht mehr genau, aber als das neue Semester begann, zog Mutter mit Ernst und mir nach Heidelberg.

Doch nun wieder zurück zu Fannis Verlobungstag, der mich heim nach Karlsruhe brachte, zum ersten Mal nach langer Zeit und als Gast wieder ins Straussche Haus, wo ich mich gar nicht als Gast, sondern völlig daheim fühlte. Es war aus mehr als einem Grunde ein aufregender Tag für mich: Fanni, meine beste Freundin, hatte sich nach alter Tradition verlobt. Der Vater hatte den jungen Mann ausgewählt, er war zur Brautschau gekommen, und nach zwei Tagen fand die Verlobung statt. Es ist mir noch heute schwer verständlich, wie ein junger Mensch – Fanni war zwanzig Jahre alt – sich auf diese Weise den Lebenskameraden wählen kann. Aber damals verstand ich es ganz und gar nicht. Trotzdem ich sah, dass Fanni zufrieden war, konnte ich mich innerlich damit nicht abfinden. Ich hatte dasselbe zwar schon bei Trudel Straus erlebt, aber da hatte es mich weniger erregt. Trude war eine viel kindlichere Natur – sie ist es ihr Leben lang geblieben – für sie war es eine Selbstverständlichkeit, dass eines Tages Vater zu ihr sagen würde: «Trudchen, zieh dir ein weisses Schürzchen an, du sollst dich heute verloben!» Das war die Formel, in die sie selbst es kleidete, die Worte, die zu ihrer ältesten Tante an dem Morgen gesagt worden waren, als sie sich verloben sollte. Aber Fanni war viel tiefer, innerlicher, viel moderner im Denken und ging nun doch denselben Weg. Man hatte uns hundert Mal erzählt, dass diese Form des Sich-Findens die richtigste sei, dem klaren Blick der Eltern sich fügend und nicht irgendeiner Leidenschaft folgend. Ich habe nie daran geglaubt und nur langsam verstehen gelernt, worauf diese Ansicht beruhte: Bei der Art und Gesinnung, in der das junge jüdische Mädchen aufwuchs, passte, wie ein alter jüdischer Herr zu mir sagte, «jedes Mädchen zu jedem Mann». Sie war so wenig Eigenpersönlichkeit, dass sie sich jedem Manne angleichen konnte. Inzwischen hatte sich, bis in die orthodoxen jüdischen Kreise hinein, die Mädchenerziehung völlig geändert, und so passte das alte Wort und die alte Form längst nicht mehr. Dass trotzdem auch diese Ehen nicht gerade schlecht wurden, dass sie bestehen blieben, beruhte auf der starken gesellschaftlichen Tradition, die erst der Weltkrieg lockerte.

Dazu kam ein zweites erregendes Moment ganz anderer Art: Eli wurde zur Verlobung erwartet. Wir hatten uns fast zwei Jahre nicht gesehen, nie voneinander gehört. Er war sogar in Heidelberg gewesen, um dort



sein Dokorexamen zu machen, hatte mich aber nicht davon benachrichtigt. Ich war mir unklar über mich und über ihn. Ich hatte in diesen zwei Jahren so viel erlebt, hatte so viele Menschen kennengelernt, so manche Freunde gefunden. Würde er mir noch dasselbe bedeuten wie früher? Und was waren wohl seine Gefühle? Dass er nicht einmal versucht hatte, mich in Heidelberg zu treffen, sprach doch sehr für seine Gleichgültigkeit. Wir sassen bei Tisch, als die Tür aufging und er, direkt von der Bahn kommend, freudig erregt hereinkam. Im selben Augenblick wusste ich und wusste er, dass es war, als wären wir gestern auseinandergegangen. Die Jahre dazwischen waren versunken, wir wussten, dass wir zusammengehörten. Wir haben uns erst ein halbes Jahr später verlobt, als ich nach einem gut bestandenen Physikum acht Ferientage, fröhliche Chanukah-Tage im Sträusschen Haus verbrachte. Es war am 28. Dezember 1901, an Elis letztem Ferientag vor seiner Abreise nach München. Wir hätten uns damals wohl kaum verlobt, wenn nicht sein Vater ihn sehr gedrängt hätte, sich mit einem sehr netten Mädchen aus einer angesehenen, reichen Frankfurter Familie zu verloben. Ein guter alter Freund des Hauses, die Strausenkinder nannten ihn Onkel, hatte die Sache in die Hand genommen und hatte mit Eli davon gesprochen. Als Eli ablehnte, fragte er ihn: «Fürchtest du, dass sie dich ablehnen wird? Sie ist so wohl-erzogen, sie nimmt jeden, den ihr Vater ihr vorschlägt.» Als Eli sich weiter ablehnend verhielt, sagte er ihm: «Du willst dich doch nicht verlieben? Das schickt sich nicht für unsere Kreise.» Und nun hatte der Vater diese Ferien in Aussicht genommen, ihn für den Plan zu gewinnen. Seinem Vater gerade in einem solchen Augenblick von seiner Liebe zu mir zu sprechen, wagte er nicht, aber er wollte wenigstens meiner Einwilligung sicher sein, um mit grösster Ruhe sein «Nein» aufrechterhalten zu können. Vater war für alle seine Kinder, aber besonders für seinen Ältesten, absolute Autorität, und der Respekt vor ihm war so gross, dass es schwer war, einem so klar ausgesprochenen Wunsch immer wieder ein Nein entgegenzustellen, besonders da sich Eli in jener Zeit dem Vater gegenüber immer etwas bedrückt und schuldbewusst fühlte. Sein Vater war tief erfüllt von wirklicher Frömmigkeit, für die es für ihn nur eine Form gab: strengstes, orthodoxes Judentum. Es gab nicht den leisesten Zweifel in ihm. Jedes Wort der Thora war Gotteswort, jedes Wort der mündlichen Überlieferung war genau zu glauben und zu halten. Es gab kein Abgehen davon. Er selbst war in eine einfache Volksschule gegangen, aber ihm, wie allen Juden dieses Kreises, war es eine Selbstverständlichkeit, dass seine Söhne ein Gymnasium besuchten. Sie

machten es sich aber nicht klar, dass der Einfluss der humanistischen Bildung auf die orthodoxe Form des Judentums zersetzend wirken könne. Eli war ein sehr klarer, kritischer Kopf, der sehr bald anfang, das, was er bisher ganz isoliert und als Einzelperscheinung gelehrt und überliefert bekommen hatte, in den Kreis der allgemeinen Geschichte einzubeziehen. Judentum hörte auf, eine Wundergeschichte zu sein, die neben einer sonstigen historischen Wirklichkeit für sich bestand. Damit begann der erste Schritt des Zweifels und der Kritik an der Überlieferung. Er hatte sie zuerst ganz harmlos in kleinen Dingen geäußert, war aber auf solche entsetzte Zurückweisung gestossen, dass er nie wieder gewagt hatte, seine Gedanken auszusprechen. So war er damals, gerade weil er nie darüber sprach, fern der väterlichen Welt und ihr entfremdet. In seinem Leben kam das nicht zum Ausdruck. Nicht nur, dass er alle Formen hielt, er ging auch in München jeden Morgen von der Synagoge noch zu Rabbiner Ehrentreu zum Lernen. Eli erfüllte eine tiefe Liebe zu allem Jüdischen, die sich nur in keiner Weise mehr mit der wortgläubigen Orthodoxie und ihren äusseren Formen und Satzungen vertrug. Seit ihm sein Vater am Grabe der Mutter gesagt hatte – er ahnte vielleicht doch etwas von dem, was in seinem Sohne vorging – «lieber, als dass ich eines meiner Kinder unfromm wüsste, möchte ich es da unten neben der Mutter liegen sehen», war Eli dem Vater gegenüber gehemmter als je zuvor. An dem Tage nun, an dem wir uns fürs Leben einig geworden waren, holte ihn sein Vater kurz vor seiner Abreise in das Nebenzimmer, um ihm nochmals zu jener anderen Heirat zureden. So in der letzten Minute, zwischen Tür und Angel, konnte er dem Vater nichts mehr sagen, und so hielten wir die Verlobung geheim. Nur Adele, die sich mit uns freute, war meine Vertraute. Sie schenkte mir am Nachmittag ein Paar schöne Glacehandschuhe und schrieb hinein: z. V. – zur Verlobung – und sagte lachend dazu, «das heisst natürlich ‚zum Physikum!«.

Da wir beschlossen hatten, es dem Vater noch nicht zu sagen, so konnte ich es auch Mutter nicht mitteilen, da sie sich sicher verpflichtet gefühlt hätte, es Grossvater Straus sofort zu berichten. Das war doppelt schwer für mich, weil ich ja nun wieder mit Mutter zusammenlebte. Doch allzu lange konnten und wollten wir es den Eltern nicht verheimlichen. Allerdings griff Fanni, die damals ihren Vater an die Riviera begleitet hatte, etwas zu früh als Deus ex Machina ein und erzählte dem Vater von Elis Verlobung. Wir hatten sie längst ins Vertrauen gezogen. Vater fühlte sich zunächst tief gekränkt, dass sein ältester Sohn einen so lebenswichtigen Schritt getan hatte, ohne es ihm vorher mitzuteilen. Sein erster

Brief an Eli enthielt unter anderem einen Satz, der Eli tief schmerzte: «Bin ich für Dich schon so nicht mehr vorhanden, dass Du es nicht für nötig fandest, mich vorher zu Rat zu ziehen?» Seine Antwort, die voll tiefer Sohnesliebe und Ehrfurcht gegen den Vater erfüllt war, besänftigte ihn, und es kam nicht nur eine sofortige schriftliche Einwilligung, sondern auch ein sehr schöner Brief an Mutter und an mich. Als mir Eli von dem Brief seines Vaters schrieb, hatte ich es Mutter natürlich sofort mitgeteilt. Und das Lustigste war, dass Mutter der einzige Mensch im näheren Kreise war, der mich fragte, mit wem ich mich verlobt habe, und zwei andere Namen nannte.

Für die arme Mutter war meine Verlobung durchaus keine reine Freude. Nach dem Erlebnis in Ems hatte Mutter nun endlich in unserem friedlichen Leben zu dritt wieder Ruhe gefunden. Sie hatte – um etwas zu verdienen – wieder Pensionärinnen, Studentinnen in Ganzpension aufgenommen. Jugend kam durch Ernst und mich ins Haus, aus dem nahen Karlsruhe kam oft lieber Besuch, in Mannheim wuchsen zwei Enkelkinder zu Mutters Freude heran. Mutters Herzbeschwerden waren verschwunden, sie war wieder jung und arbeitsfähig. Sie hatte sich in den Gedanken hineingelebt, dass wir beide zusammenbleiben würden, dass ich mich womöglich in Karlsruhe, der Stadt, die ihre zweite Heimat geworden, niederlassen würde. Sie würde mir den Haushalt führen und einen gesicherten Wirkungskreis und Lebensabend haben. Und nun kam meine Verlobung! Mutter hatte Eli sehr gern, sie sah, dass wir uns liebten und gönnte uns unser Glück – aber es hat doch viele Wochen gedauert, bis sie über ihre Enttäuschung hinwegkam. Ich ersah das noch mehr aus Briefen, in denen auf Mutters Schreiben Bezug genommen war. Onkel Rafael schrieb zum Beispiel: «Ich hätte Dir diesen Egoismus gar nicht zugetraut. Du müsstest glücklich sein mit dem Glück Deines Kindes!» Ich verstand Mutter besser und fühlte mich recht schuldbewusst – aber das war nur ein kleiner Tropfen Wermut im Becher des Glücks, und ich kam mit dem Egoismus der Jugend nur zu leicht darüber hinweg. Es waren ja noch drei Jahre, bevor wir an Trennung zu denken brauchten. Mein Studium, das stand bei mir fest, musste und wollte ich vollenden. Auch Eli war ja erst Referendar, und es dauerte noch zwei Jahre, bevor er fertig war. Mittlerweile war nie mehr die Rede davon, dass «man eine Ärztin nicht heiraten könnte», im Gegenteil; Eli, der vielseitig begabt war und sich während seines juristischen Studiums auch für Medizin interessiert hatte, spielte damals mit dem Gedanken, auch zur Medizin überzugehen, damit wir ein gemeinsames Arbeitsgebiet

haben sollten. Ich war es, die ihn davon zurückhielt. Aus vielen Gründen: Naturwissenschaftliches Denken ist vom juristischen doch sehr verschieden – ein volles Umlernen wäre nötig gewesen. Ich wäre mit dem Studium um mindestens zwei Jahre eher fertig gewesen, was mir in Elis Interesse nicht gefiel, und dann waren gerade in beruflicher Zusammenarbeit Meinungsverschiedenheiten wohl kaum zu vermeiden. Aber dass ich fertig studieren wollte, das begriff Eli voll und ganz. Viel erstaunlicher aber war es, dass es auch der Schwiegervater nicht nur verstand, sondern auch billigte. Er wäre auch, wenn wir es gewollt hätten, für eine sofortige Heirat gewesen und war bereit, uns, die wir noch nicht verdienten, die Möglichkeit dazu zu geben. Aber er freute sich sichtlich und äusserte das auch anderen gegenüber, dass ich das Studium nicht aufgab. Ich habe es immer bedauert, wenn ich sah, wie schnell andere Studentinnen, wenn sie einen Mann gefunden hatten, auf ihren eigenen Weg verzichteten. Ich kann es halt nur so erklären, dass ihr inneres Verhältnis zum Beruf, den sie erwählt hatten, eben doch nur schwach war, nur ein Ersatz, nie eine Notwendigkeit. Jedenfalls ich habe es nie bereut, auf diese Weise ein ganzes, voll erfülltes Leben gehabt zu haben, wie es Frauen kaum je vergönnt ist. Ein voll erfülltes Frauenleben an der Seite eines geliebten Mannes und einen grossen, selbständigen Wirkungskreis als Ärztin.

Vielleicht war es mein grösstes Glück, dass ich mir immer bewusst war, wie gut ich es hatte, wie dankbar ich dem Schicksal sein musste für das doppelte Glück, das damals für mich begann. An die äusseren Umstände, dass ich es an Elis Seite auch pekuniär besonders gut haben würde, habe ich damals gar nicht gedacht. Und vielleicht war es das, was Grossvater so gefiel, dass ich nicht auf die Idee kam: «Was habe ich es als Frau eines reichen Mannes noch nötig, einen Beruf zu haben?» Erst viel später habe ich den Vorzug, wohlhabend zu sein, verstehen und schätzen gelernt. Für Eli, das verstehe ich auch heute besser als damals, war es eine bewusste, zu seiner Natur passende Handlung, dass er auf jeden materiellen Vorteil verzichtete und nur nach seinem Herzen entschied. Auch darin hatte er die Billigung seines Vaters. Damals kam einer meiner Jugendfreunde, um mir zu gratulieren, wie er sagte, aber ich merkte bald, dass ihn etwas anderes hergeführt hatte. Er gestand mir, er liebe Adele, hatte aber, da er kein Vermögen besass, nicht gewagt, um sie anzuhalten, obgleich er schon ein ganz gut gehendes Geschäft begonnen hatte. Meine Verlobung – dass ich nichts hatte, wusste er genau – hatte ihm Mut gemacht, und er bat mich, bei Adele für ihn anzufragen.

Die Arbeit, und zwar die schöne klinische Arbeit, setzte jetzt erst ein, und ich muss sagen, dass ich mich mit Feuereifer in sie stürzte. Jetzt, da Mutter mit uns in Heidelberg lebte, war es ganz ausgeschlossen, dass ich, wie es zuvor geplant war, auf eine andere Universität hinüberwechseln konnte. Ich glaube aber, dass ich dadurch, dass ich die ganze Studienzeit über in Heidelberg blieb, nichts versäumt habe. Es war ja – ausser Freiburg – immer noch die einzige Universität, die mich als vollberechtigte Studentin zuließ, und es waren gerade in klinischen Fächern zu meiner Zeit ganz hervorragende Professoren dort. Da war der Internist Erb, der auf dem Gebiete der Neurologie bahnbrechend war und zu dem Nervenranke aus der ganzen Welt kamen. Er war ein glänzender, wenn auch sehr strenger Lehrer, der die Krankheitsbilder so vorstellte, dass sie sich mir für das ganze Leben eingeprägt haben. Oft sah ich später in der Praxis Fälle, bei denen ich sofort die Diagnose stellen konnte, nur aus der Erinnerung an ähnliche Fälle, die Erb uns vorgeführt hatte.

Erbs erste Vorlesung ist mir immer im Gedächtnis geblieben. Er forderte von uns damals zwei Dinge als Richtschnur für unser ärztliches Leben: erstens immer ehrlich gegen uns und unsere eigene Beobachtung zu sein, und zweitens «nihil nocere» als obersten Wahlspruch gelten zu lassen. In der Praxis und schon damals im Kolleg habe ich gesehen, wie selten diese Ehrlichkeit war, die unser Lehrer forderte, und oft habe ich erfahren, dass jener uralte Grundsatz «nihil nocere» um Ehrgeiz und sogenannter Wissenschaftlichkeit willen vergessen wurde. Meine Studienjahre von 1901 bis 1905 fielen in die Zeit der Entdeckung der Röntgenstrahlen. Noch war es ausgeschlossen, einen Knochenbruch vor dem Röntgenschild zu diagnostizieren, denn die wenigsten Universitätskliniken besaßen damals einen Röntgenapparat. Wir in Heidelberg hatten jedenfalls noch keinen. Das Radium war gerade entdeckt worden, und die ersten Heilversuche führten zu grossen Schädigungen. Von Hormonen wusste man noch wenig, von Vitaminen gar nichts. Eine Lungenoperation gehörte noch zu den unmöglichen Dingen, das Sauerbruchsche Überdruckverfahren wurde erst am Ende meiner Studienzeit angewandt. Ich will damit nur sagen, dass uns viele diagnostische und therapeutische Hilfsmittel fehlten und dass es das ärztliche Auge war, das es in der Diagnose auszubilden galt. Und das war es, was Erb uns zu lehren versuchte. Er liess fünf, sechs Patienten langsam durch den Hörsaal gehen und liess uns aus Gang, Haltung, Gesichtsfarbe und -ausdruck die Diagnose stellen. Er stellte Herzranke vor, liess vier bis fünf Leute auskultieren, und jeder musste angeben, was er gehört habe und was er

daraus schliesse. Am interessantesten war es, wenn Erb in seinem Nervenkolleg auf Tabes und Paralyse zu sprechen kam. Er hatte lange vor der Entdeckung der Spirochaeta pallida, der Erregerin der Syphilis, die Überzeugung gewonnen, dass diese beiden Krankheiten Nachkrankheiten der Syphilis seien. Er konnte, besonders gegen die Berliner Schule, mit seiner Ansicht nicht durchdringen, was ihn schmerzte und aufregte. Uns, seinen Schülern wenigstens, wollte er seine Überzeugung und sein Wissen beibringen. Er hat es im hohen Alter noch erlebt, dass das, was er theoretisch erschlossen hatte, sich praktisch beweisen liess. Ich habe dem prachtvollen und temperamentvollen Kämpfer diese Genugtuung von Herzen gegönnt.

Da war unser Chirurg Czemi, der wohl einer der berühmtesten Chirurgen Deutschlands war, ein feingebildeter, kultivierter Mann. Er legte mit sechzig Jahren sein Amt nieder, um sich ausschliesslich der Krebsforschung zu widmen. Er erklärte uns, er wolle noch zehn Jahre seines Lebens nur diesem Problem weihen und hoffe, es zu lösen. Welch ein Selbstvertrauen!

Prachtvoll war der pathologische Anatom Arnold, ein Schüler Virchows. Ich glaube, dass an keiner anderen Universität die jungen Mediziner in diesem Fach so gut ausgebildet wurden wie in Heidelberg. Es gab pathologisch-anatomische Übungen, in denen man seinen Arbeitsplatz wie im Präpariersaal hatte und in denen man jede freie Stunde bei Färben und Mikroskopieren zubrachte. Es gab sogenannte Kolloquien, an denen sich nur die obersten Semester beteiligten, in denen der Professor die Fälle mit uns wie mit Gleichstehenden diskutierte.

Da war der Gynäkologe Rosthorn, der meinem Freund Kehrler im Amt gefolgt war. Kehrler bekam den grauen Star, und er, der täglich die schwierigsten Operationen ausgeführt hatte, wagte es nicht, sich operieren zu lassen. Rosthorn hatte eine Vorliebe für mich. Ich war seine erste Studentin, und er fand wohl auch, dass es gerade in Geburtshilfe und Gynäkologie gut sei, wenn es Ärztinnen gebe. Jedenfalls liess er mir, als ich noch mitten im Examen stand, in seiner Klinik eine Assistentenstelle anbieten. Gerne hätte ich sie angenommen, doch konnte ich nach einer dreijährigen Verlobungszeit die Heirat nicht noch länger hinauschieben.

Ja, die drei Studien- und Verlobungsjahre waren lang und inhaltsreich, und doch auch wieder viel zu kurz für all das viele, was es zu lernen gab. Die Ferien verbrachte ich meistens in den verschiedenen Kliniken als Famula, umso viel wie möglich von meiner Studienzeit zu haben.

Denn dass ich, wenn ich erst verheiratet war, keine Assistentenstelle annehmen konnte, war mir klar. Natürlich versuchten Eli und ich so oft wie möglich zusammen zu sein. Aber da wir beide tief in der Arbeit steckten – Eli hatte auch noch sein letztes Examen zu bestehen –, so war das nicht allzu oft und meist nur kurz. Ich erinnere mich an schöne gemeinsame Sommertage in Sandfoort, wo ich zum erstenmal das Meer sah und die herrlichen Kunstschatze Hollands kennenlernte, an schöne Heidelberger Tage, an denen wir durch die Laubwälder streiften, den Neckar hinauffuhren, auf den Burgen standen und ins Neckartal hinabschauten.

Mutter war schon über einen Monat in Italien, da Emma ihr erstes Kindchen erwartete. Bruder Ernst hatte seiner Militärdienstpflicht zu genügen. Ich hauste allein in der Wohnung, kochte allein für mich, jeden Tag dasselbe: ein Beefsteak, das ich mir von einem grösseren Stück herunterschnitt, eine saure Gurke, ein Brötchen und ein Glas Tee; danach kurze Mittagsruhe, und schnell ging es wieder in die Klinik zurück. Dass ich dabei schlank geworden war, machte mir nichts aus, ich fand mich nett aussehend. Da kam Eli und war entsetzt. Er fand mich verhungert, überanstrengt und weiss Gott noch was alles. Er verlangte, dass ich sofort aus der einsamen Wohnung ausziehe, suchte mir ein herrliches Zimmer in der Nähe der Klinik, abonnierte mich bei der einzigen koscheren Pension zum Mittagessen und schickte mir aus München die herrlichsten Esspakete, damit ich nur am Abend nicht verhungere. Ich fand zwar alles ganz unnötig, aber ich hatte es bis Mutters Heimkehr sehr gut und war froh, dem ausgehungerten Soldatenbruder, der oft abends kam, etwas Ordentliches vorsetzen zu können.

Im Januar 1904 starb Elis Vater. Er hatte schon länger an Angina pectoris gelitten, und in einem Anfall war er verschieden. Es war ein schwerer Schlag für Eli und für das ganze Haus, das nun wirklich verwaist war. Auf Eli, als dem Ältesten, lag nun schwere Verantwortung. Er war Testamentsvollstrecker und zusammen mit seinem Schwager Jakob Rosenheim der Vormund der jüngeren Geschwister. Eli, der damals erst fünfundzwanzig Jahre alt war, nahm seine Verantwortung sehr ernst. Er war es immer gewohnt gewesen, weit über seine Jahre Verantwortung zu tragen. So hatte er in München während der schweren Zeiten, die über das Bankhaus J. L. Feuchtwanger hereingebrochen waren, seinen Onkeln zur Seite gestanden. Er hatte alles mit ihnen zu ordnen, sie, die seelisch zusammengebrochen waren, zu beraten und die Vorschläge, wie ein Bankrott verhindert werden konnte, auszuarbeiten. Zwei Jahre

seiner Studentenzeit, die andere sorglos verleben können, waren für ihn unter solch ständigen Aufregungen hingegangen. Nun kamen neue Sorgen, eine neue Verantwortung. Der Grossvater hatte seinem Ältesten ein ganz besonderes Vertrauen erwiesen. Er hatte in seinem Testament sein Vermögen nicht in acht Teile aufgeteilt, für jedes der Kinder ein Teil, sondern in neun Teile. Der neunte Teil stand allein zu Elis Verfügung, damit er das grosse und weit ausgedehnte Wohlfahrtswerk seines Vaters fortsetzen könne. Grossvater hatte sich bald nach dem Tode seiner Frau im Jahre 1892 vom Geschäft zurückgezogen. Er hatte es einem Schwager und einem Vetter übergeben, die nicht verstanden, es auf seiner Höhe zu halten. Ich glaube, dass Grossvater, solange er lebte, das Geschäft noch durch Rat und Mithilfe beeinflusst hat. Nach seinem Tode verfiel es mehr und mehr. Grossvater hat dann, neben der Verwaltung des eigenen Vermögens, sich ganz einer riesigen Wohlfahrtstätigkeit zugewandt. Aus Polen, aus Russland, aus Ungarn und Erez Israel kamen Briefe, die für Institutionen, für Jeschiwoth und für private Hilfsbedürftige um Geld baten. Es war Tag für Tag ein grosser Briefeingang und Briefausgang. Viele Organisationen rechneten mit seinen regelmässigen Geldsendungen. Grossvater stand jahrelang an der Spitze der deutsch-holländischen Chaluckah und hat versucht, die Gelder, die in ziemlich regelmässiger Menge eingingen, nicht wie bisher einfach im Heiligen Lande verzehren zu lassen, sondern sie produktiv zu verwenden. So wurde er zum Mitbegründer des Schaare-Zedek-Krankenhauses in Jerusalem, an dem als erster Arzt Onkel Albert Feuchtwanger praktizierte. Soviel ich weiss, war dies in den Jahren 1892-1894. Ihm folgte dann Dr. Wallach, der bis in unsere Tage der Leiter geblieben ist. Grossvater sorgte auch dafür, dass mit dem Chaluckah-Geld Häuser gebaut wurden, in denen Talmide Chachmim umsonst oder für wenig Geld wohnen konnten. Es sind das die Batei Machseh am «Deutschen Platz» in der alten Stadt, die heute noch im Volk die «Straus-Häuser» genannt werden. Wohl auf seine Anregung hin entstanden an diesem Platz rechts und links die zwei schönen grossen Häuser: das eine erbaut vom Frankfurter Baron Rothschild, das andere, das Feuchtwanger-Haus, von Onkel Benjamin Feuchtwanger mit Grossvaters finanzieller Mithilfe. In jenen Jahren war es auch, dass Grossvater sich selbst, gemeinsam mit seinem Freunde Hermann Lehmann, ein Haus hier in Jerusalem kaufte. Das ist das Haus in der Musrara, als «Chazer Straus» bekannt. In dem für damalige Zeiten im besten Viertel gelegenen, fest und gut gebauten Haus waren eine Synagoge, eine Jeschiwah und eine Mikweh eingebaut. Lange



Jahre lebte dort Reb Jitzchak Blaser als Haupt der Jeschiwah; er vertrat eine Richtung innerhalb des östlichen Judentums, die Grossvater besonders lag, weil sie die Ethik, das moralische Handeln in den Mittelpunkt des Unterrichts stellte.

Ich habe so viel von Grossvater erzählt, dass es richtig wäre, an dieser Stelle eine ausführlichere Schilderung seiner Persönlichkeit zu geben. Ich muss gestehen, dass ich dazu nicht imstande bin. Zu wenig weiss ein Kind von der Persönlichkeit eines so viel älteren Mannes, selbst wenn es neben ihm aufwächst. Ich kann euch also nur den Eindruck schildern, den ich von Grossvater hatte. Sicher ist, dass er eine starke, in sich geschlossene Persönlichkeit war. Das empfand auch das Kind. Aber «eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit». Immer hatte ich eine grosse Scheu vor ihm, nie war ich ganz in seiner Nähe. Und wie mir ging es wohl den meisten. Er hatte viele Bewunderer, wenige, die ihm vertraulich nahestanden. Er war dazu wohl zu schwer, zu ernst. Nur in den seltensten Momenten hatte er eine gesellschaftliche Leichtigkeit, trotz seiner Güte und wahren Menschenliebe. Er forderte viel von sich und anderen. Ich erinnere mich nur an eine einzige Unterhaltung mit ihm, in der wir uns wirklich menschlich nahe kamen. Ich war während der Verlobungszeit einmal wieder zu Besuch in Karlsruhe. Grossvater lag mit einer Erkältung zu Bett. Ich sass über eine Stunde allein bei ihm. Da habe ich so mit ihm geredet, dass ich fühlte, dass er zum ersten Mal wirklich etwas von mir wissen konnte und dass auch er froh war, einmal in mich hineingeschaut zu haben. Dass es so war, zeigte mir ein Brief von Eli, in dem er mir erzählte, dass Grossvater erfreut über dieses Zusammensein mit mir berichtet hatte. Damals spürte ich eine väterliche Wärme in ihm wie nie zuvor.

Grossvater hat wohl keine leichte Jugend gehabt. Er war ein Nachkömmling. Sein Vater war einfacher Hausierer in Michelstadt gewesen, einem kleinen Städtchen im Odenwald, der mit dem Packen über Land zog. Oft war bittere Not im Hause. Daher kam es wohl auch, dass die meisten Kinder schon früh nach Amerika gingen, um dort ihr Glück zu versuchen. Als Grossvater im Jahre 1843 geboren wurde, war die älteste Schwester schon achtzehn Jahre alt, die zweite Schwester, Adelheid, war tapfer als erste allein in die weite neue Welt gefahren. Ich glaube, sie war sechs Wochen im Segelschiff unterwegs. Wann die andern Geschwister hinübergingen, weiss ich nicht. Grossvater hatte keinerlei Erinnerung an sie, es muss also sehr früh gewesen sein.

Trotz der engen geldlichen und sozialen Verhältnisse herrschte im

Hause kein enger Geist. Das war der Einfluss des ehrwürdigen Vaters der Mutter, Seckel Löb Wormser, der unter demselben Dach lebte. Seine tiefe Frömmigkeit, sein Ruf als Baal-Schem zog ständig Fremde aus allen Teilen Deutschlands an, die bei ihm Rat und Erhebung suchten. Er war zur Zeit, als Grossvater geboren wurde, schon sehr alt und schwach und lag meist im Bett. Seine Tochter soll ihm den Ankömmling auf das Bett gelegt haben, um ihn dem alten Vater zu zeigen. Und der Baal Schern soll zu ihr gesagt haben: «Sei getrost, meine Tochter, dieses Kind wird dir Glück bringen.» Dieses Wort hat sich in vollem Umfange bewahrheitet. Grossvater scheint mit besonderer Liebe und Verehrung an der Mutter gehangen zu haben. Davon zeugen ganz besonders liebe Briefe aus der Lehrlingszeit in Frankfurt. Sein Vater starb, als er etwa fünfzehn Jahre alt war, und so sind alle Briefe an die Mutter gerichtet. Er muss sich in jenen Jahren sehr gequält haben. Einmal schreibt er z.B.: «Siehst Du, liebes Mütterchen, Gott hat uns geholfen! Du hast Dir solche Sorgen gemacht, wo ich einen Mantel für den Winter hemehmen soll, und nun habe ich einen herrlichen, warmen Mantel von Herrn X. bekommen.» Er schrieb ihr rührende Rosch-Haschanah-Briefe, immer voll Liebe und tiefem Gottvertrauen. Als er dann in Karlsruhe eine gesicherte Stelle hatte, liess er die Mutter und die älteste Schwester, die unverheiratet war, nachkommen. Er muss sehr tüchtig gewesen sein und sich bald Vertrauen erworben haben, so dass Frau Abraham Straus nach dem Tode ihres Mannes mit ihm zusammen ein Bankhaus aufmachte. Dank seiner Arbeit hatte dieses Haus bald einen sehr guten Namen. Als dann der Sohn, Meier Straus, aus der Fremde zurückkehrend, in das Geschäft der Mutter eintrat, brachte dies nichts Gutes, und Grossvater schied aus dem Geschäft aus, um bald darauf ein eigenes Bankgeschäft zu eröffnen. Er hatte damals das unverhoffte Glück, ein grosses Los zu gewinnen, so dass ihm eigenes Kapital zur Verfügung stand.

Grossvater, der sicher als Bankier etwas Besonderes war, der ausserordentlich gut rechnen konnte, hat sich sein ganzes Leben lang nur als Sachverwalter eines Vermögens gefühlt, das Gott ihm anvertraut hatte. Ihm war Geben, Helfen, Für-andere-Sorgen eine selbstverständliche Pflicht, eine Freude, die er mit Hingebung erfüllte. Für sich selbst blieb er sein Leben lang einfach und bescheiden, vielleicht zu bescheiden, geradezu asketisch. Er trug keine Ringe oder Uhrkette, keine wertvollen Hemdknöpfe, keinen Stock, was damals sehr üblich war. Er rauchte nicht, er trank, glaube ich, ausser zu Kiddusch und Hawdalah, nie einen Tropfen Wein. Ich weiss nicht, ob er je in ein Theater oder Konzert

ging, solange ich mich erinnern kann, jedenfalls nicht. Er hatte nach dem Tode seiner Frau auch kaum mehr Geselligkeit in seinem Hause. Nur jeder durchreisende Schnorrer, jeder Arme fand gastliche Aufnahme an seinem Tisch. Es gab Zeiten im Jahr, an denen täglich ein oder mehrere solche Gäste an seinem Tische mitassen. Er hatte viele Jahre seinen «Haus-Rebben», den er ganz für sich und seine Söhne angestellt hatte, der täglich mit ihm lernte. Das war fast die einzige Erholung, die er sich gönnte, seine grosse hebräische Bibliothek der einzige Luxus, den er sich leistete. Er stand so ganz und fest auf dem Boden des überlieferten Judentums, dass es für ihn nicht rechts noch links gab. Er war ein Anhänger der Schule von Samson Raphael Hirsch und ein Freund der Rabbiner Breuer, Kahn-Fulda und Pinchas Kohn. Er war die Stütze der Karlsruher Religionsgesellschaft, sowohl geistig wie geldlich. Es war neben der genauesten Gesetzerfüllung eine tiefe, wahre Gläubigkeit in ihm, eine ganz persönliche Beziehung zu seinem Gott, die jeden Moment das Wunder für möglich hielt und auf das Wunder, das persönliche Eingreifen Gottes, wartete. Diese Gläubigkeit milderte auch seine strenge, ernste Art und machte die Energie besser verständlich, mit der er alles, was aus dem liberalen Lager, und gewiss alles, was aus dem nichtjüdischen Bereich kam, ablehnte. Er hatte keine Abneigung oder gar Feindschaft gegen seine christlichen Mitbürger, er hatte eine offene Hand auch für den christlichen Armen. Aber er errichtete bewusst eine Scheidewand zwischen sich und ihnen.

Er hat das Leben ernst, sehr ernst genommen, und seine Kinder haben bei aller grossen Liebe und Verehrung für den Vater unter der schweren Atmosphäre des Hauses doch mehr oder weniger gelitten. Eli ist seinem Vater wohl am ähnlichsten gewesen. Er stand ihm ja auch am nächsten, und schon früh hat sein Vater von ihm, dem Ältesten, viel verlangt. Zu Grossvaters sechzigstem Geburtstag hat Eli ihm einen Stammbaum geschrieben, der ihn sehr erfreute. Nach dem Tode des Vaters hat er folgende Eintragung gemacht: «Eine Würdigung seiner machtvollen Persönlichkeit, die in uns, seinen Kindern, wie im Kreise aller derer, die ihn gekannt, unauslöschlich fortleben wird, vermag ich nicht zu geben. Seine im tiefsten Innern begründete Gläubigkeit, seine strenge Sittlichkeit und seine unbegrenzte Güte gegen die Mitmenschen waren die hervorstechendsten Merkmale seines Wesens.»

Eli hatte nun neben seiner Arbeit noch die Sorge für die Einordnung der jüngeren Geschwister. Was die pekuniäre Seite anging, war es eine verhältnismässig leichte Aufgabe. Viel schwerer war es, den rechten Weg

für Adele und die drei jüngeren Brüder zu finden. Nach langem Hin und Her wurde eine Übersiedlung nach Frankfurt beschlossen. Dort lebte die Familie der ältesten Schwester. Es gab dort eine gute Malschule für Adele, Albert wurde in der Bank der Brüder Merzbach untergebracht, Rafael und Gabor kamen dort ins Gymnasium. Gabor, der Jüngste, war durch den Tod des Vaters sehr erschüttert und fasste den Entschluss, nun ganz im Sinne des Vaters zu leben, die Schule zu verlassen und in die Breuersche Jeschiwah einzutreten. Jakob Rosenheim war sehr dafür, Eli sehr dagegen, erhob aber keinen Einspruch. Es war von Anfang an eine verfehlte Sache und hat sicher das Seelenleben des Fünfzehnjährigen schwer belastet, ja sogar dauernd geschädigt. Nach einem Jahr ging er wieder ins Gymnasium, und die Krise schien überwunden. Es war überhaupt ein schweres Jahr nach dem Tode des Vaters. Adele und Rafael lagen, operiert an perforierter Appendicitis, auf Leben und Tod danieder, Fanni schwebte in höchster Lebensgefahr; kurz vor der Entbindung trat eine schwere Eklampsie ein. Sie wurde gerettet, das Kind musste geopfert werden. Es war eine solche Fülle aufregender Ereignisse, dass man das Gefühl hatte, es war gut, dass dem Vater alles das erspart geblieben war.

Eli hatte sein zweites Examen hinter sich; er hatte die beiden Arbeiten, die auf den Schabbat fielen, nicht mitgemacht, weil er am Schabbat nicht schreiben wollte. Da er also zwei leere Blätter abgab, musste er zwei «ungenügend» bekommen. Trotzdem hat er das Examen mit einem sogenannten Brucheinser bestanden und stand nun vor der Frage der Berufswahl. Eli wäre am liebsten Richter geworden. Aber wenn das in Bayern auch für einen Juden möglich war, so musste man damit rechnen, nur langsam aufzurücken, immer wieder zurückgesetzt zu werden. So wurde er Rechtsanwalt und trat als Konzipient in die Kanzlei Siegel ein.

Nun kam mein Examenssemester heran. Vier bis sechs Studenten gingen immer als Gruppe zusammen ins Examen. Meine Gruppe hatte beschlossen, als erste ins Examen zu gehen und zwischen jeder Station nie mehr als acht Tage Pause zu machen. Uns war es allen darum zu tun, schnell fertig zu werden. Und nun kam für mich eine Verzögerung, an die ich gar nicht gedacht hatte. Ich hatte, wie alle, meine Zeugnisse und Belegscheine über Kollegs, Praktika usw. eingereicht und erwartete die Zulassungsbestätigung zum Examen. Stattdessen kam die Antwort, dass ich nicht zum Staatsexamen zugelassen werden könne, weil unser Gymnasium nur in Baden und nicht beim Reich eingetragen sei. Ein medizi-

nisches Staatsexamen berechnete zur Niederlassung im ganzen deutschen Reich im Gegensatz zum juristischen Examen, das nur in dem Bundesstaat galt, in dem es abgelegt wurde. Darum bestand die Forderung, dass nur solche Abiturientenprüfungen als vollwertig galten, die in einem staatlich anerkannten Gymnasium abgelegt waren. Die badische Regierung hatte es seinerzeit versäumt, dies zu beantragen – und ich durfte nun nicht ins Examen gehen. Ich fuhr zum Ministerium nach Karlsruhe. Man versprach mir, alles Nötige zu veranlassen, aber wie lange das dauern würde, konnte mir niemand sagen. Eine vorläufige Zulassung zum Examen wollte man mir nicht geben. Meine Gruppe ging ohne mich ins Examen. Nur ein Getreuer versprach mir, bis über die Weihnachtsferien zu warten, damit ich nicht so ganz allein ins Examen gehen müsse.

Ich hatte unwahrscheinliches Glück; der Bundestag, der so selten zusammentrat, wurde wegen des Lippe-Detmoldschen Erbfolgestreits einberufen, und dabei kam auch meine Sache zur Behandlung und positiven Entscheidung. Ich erhielt ein von Bülow unterzeichnetes Telegramm aus dem Reichskanzleramt. Der Dekan der Fakultät, der ohnehin schon Mitleid mit mir hatte, erkannte diese Depesche als genügendes Dokument zur Zulassung an, und ich konnte mit dem Examen beginnen. Ich habe es dann so schnell gemacht, dass ich mit einem Teil meiner ursprünglichen Gruppe noch als zweite Gruppe fertig wurde.

Ein Examen ist immer eine aufregende Angelegenheit, und eines mit so vielen Stationen schon ganz gewiss. Auch musste ich es besonders gut machen, nicht nur, weil das jeder von mir, der ersten Studentin in Heidelberg, erwartete, sondern auch, weil vor unserem Examen eine neue Prüfungsordnung herausgekommen war, nach der die Mediziner nach dem Examen noch ein praktisches Jahr einlegen mussten, bevor sie ihr Diplom bekamen. Uns, den ersten, die unter die neue Ordnung fielen, konnte bei besonders gutem Examen dieses Jahr auf eine Eingabe hin erlassen werden.

Am 30. Januar 1905 war ich mit der letzten Station – Pharmakologie – fertig. Am nächsten Tag hingen Eli und ich am Rathaus als «aufgeboten» aus. Da ich unter keinen Umständen das Aufgebot vor Ende des Examens in Heidelberg bekannt wissen wollte und da zwischen Aufgebot und Heirat drei Wochen verstreichen mussten, so wurde unsere Hochzeit auf den 21. Februar festgesetzt.

Nun erhob sich die Frage, wie meine Mutter sich ihr Leben einrichten würde. Sollte sie mit mir nach München gehen? Wir waren sehr dafür;

sie sollte nicht mit uns zusammenwohnen, das hätte Mutter nie getan. Ihre Selbständigkeit hätte sie nie aufgegeben, und auch Eli hätte zu sehr für sein Eigenleben oder, besser gesagt, für unser Gemeinschaftsleben gebangt. Lange gingen die Verhandlungen hin und her. Mutter beschloss dann doch, nach Karlsruhe zurückzukehren in der Hoffnung, dass Bruder Ernst sich dort als Anwalt niederlassen würde. Die arme Mutter! Sie wurde auch in dieser Hoffnung betrogen. Aber vorerst zog Mutter wieder «heim». Ernst war Praktikant in Karlsruhe, und Mutter fühlte sich zufriedener dort, als sie sich in einer neuen Umgebung gefühlt hätte.

## BEGINN DER EHE

Unsere Hochzeit fand einen Monat nach dem Trauerjahr für Grossvater statt. Nur die engste Familie war anwesend. Ich habe kaum eine Erinnerung an diesen Tag, ausser an die Traureden von Schwager Unna. Er sprach über den Satz: «Ein Haus sollt Ihr bauen droben auf der Höhe.» Und dann ging es auf unsere erste grosse Fahrt nach Italien.

Wer, wie Eli und ich, auf einem deutschen Gymnasium erzogen wurde, weiss, was Italien für uns bedeutete. Wir sahen es beide zum ersten Mal. Erst die Fahrt über die schneebedeckten Alpen, die Rast an dem Lago Maggiore, wo alles im ersten Frühlingsgrün stand, Genua, das Mittelmeer, San Remo, Monte Carlo, Nizza im Fastnachtstrubel, Mailand und dann Florenz. Eli war ein wunderbarer Reisemarschall. Er hatte die Tage so eingeteilt, dass wir täglich irgendetwas von der Kunst sahen, mit der die Renaissance diese einzige Stadt so reich beschenkt hat, und doch auch jeden Tag etwas von der herrlichen Umgebung erlebten: Fiesole, San Miniato usw. Der Besuch bei den Geschwistern in Perugia war Endstation. Nach Rom wollten wir nicht. Wir wollten uns Rom für einen gesonderten Besuch aufsparen. Über Bologna-Venedig ging es heim, in unser Heim, das Elis Liebe und Freude so herrlich für uns vorbereitet hatte. Ich stand überwältigt davor. Ich kam mir vor wie in einem Zauberland: erst die Reise und nun dieses Heim.

Dies war der Beginn unserer Ehe. Immer blieb etwas vom Glanz dieser Tage über all unseren Jahren – immer war und blieb das Zusammensein ein Glück, das auch über schwerste Zeiten hinweghalf, ein Glück, das ich bewusst erlebte und das darum noch in mir weiterlebt, obwohl ich

Vater verloren, viel, viel zu früh verloren habe. Ich werde dem Schicksal bis zu meinem letzten Atemzug dafür dankbar sein.

Ein ganz neues Leben begann nun, das mich zuerst ein wenig verwirrte. Ich sollte einem Haushalt vorstehen, ihn leiten. Mutter hatte mir eine jüdische Köchin besorgt, die die Arbeit übernehmen sollte. Mutter hatte mir auch versprochen, für die ersten drei Wochen einen Speisezettel vorzubereiten. Aber gerade um diese Zeit erkrankte mein Bruder Ernst und musste operiert werden. Wie konnte sie da an so unwichtige Dinge denken. Ich musste schon versuchen, allein fertig zu werden. Da waren die schrecklichen telephonischen Bestellungen beim Metzger. Ich kannte nur ein Stück, «Bug», und bestellte es immer wieder, bis der Metzger mich fragte, warum ich immer wieder dasselbe Stück wolle. Bei ihm lernte ich dann die verschiedenen Teile kennen. Natürlich tat ich so, als ob es nur die Namen wären, die bei uns zu Hause anders waren. Jeder dachte doch: «Eine studierte Frau, was versteht die schon!» Es gab eine Menge Haushaltsdinge, die ich nicht verstand. Ich konnte kochen, nähen, bügeln, aber die Organisation eines Haushalts, die Arbeit richtig einzuteilen, musste ich erst lernen.

Dann verwirrte und beglückte die grosse und schöne Stadt. Karlsruhe war eine kleine, gepflegte Residenz, Mannheim eine grössere Handelsstadt. München war eine grosse Stadt, ohne eigentlich Grossstadt zu sein, mit allen Vorzügen einer Residenz. Kunstliebende Fürsten hatten herrliche Strassen angelegt, wie die Maximilian- und die Ludwigstrasse, prächtige Plätze wie den Odeonsplatz, den Platz vor dem Theater und den schönsten von allen, den Königsplatz. Er war im griechischen Stil, rechts die Glyptothek, wo ich zum ersten Mal griechische Kunst kennenlernte, und links das Neue Museum. Abgeschlossen wurde der Platz von den Propyläen, im südlichen Stil gebaut, zu dem so herrlich der leuchtend blaue Himmel Münchens passte. Die schönsten Museen waren da, in die ich mich jetzt, nachdem ich die Renaissance in Florenz in mich aufgenommen hatte, mit ganz neuer Liebe und tieferem Verständnis versenkte. Jeder Spaziergang durch München war ein Genuss. Jede Strasse, das fiel mir besonders auf, hatte einen reizvollen Abschluss. Die Ludwigstrasse war begrenzt vom Siegestor, die Maximilianstrasse gekrönt vom Maximilianeum, die Prinzregentenstrasse vom Friedensengel. Wie schön war die alte Hauptstrasse, die sich vom Bahnhof bis zur Isar hinzog, abgeteilt durch die alten Tore, die einst die Stadt abgeschlossen hatten. Erst kam das Karlstor, dann der schöne alte Marienplatz, mit der Mariensäule in der Mitte, vor der gläubige Herzen täglich frische

Blumen niederlegten, alte Giebelhäuser begrenzten ihn auf der einen Seite, auf der anderen Seite das schöne gotische Rathaus. Abgeschlossen wurde das Ganze durch den alten Rathausbogen, über den «der alte Peter», der Turm der Kirche, ragte. Am Ende der Strasse, dem sogenannten Tal, stand das Isartor. Und mitten durch die Stadt floss die Isar, ein wilder Gebirgsfluss, mit ihren grünen Ufern. Sie hatte im Jahre 1903 bei plötzlichem Hochwasser zwei Brücken zerstört, die in neuer Schönheit aufgebaut worden waren. Ja, München war eine Stadt voller Kunst. Und das war kein Zufall, wie ich immer mehr verstehen lernte. Fürstengunst hatte dem künstlerischen Empfinden des Volkes die Möglichkeit gegeben, sich auszuleben. Die Bayern, die Oberbayern waren ein Volk, das Form und Farbe liebte, dem Musik und Tanz Lebensnotwendigkeit waren. Einen «Marienplatz» im Kleinen hatte jedes bayrische Städtchen, ja jedes Dorf. Wie bunt und malerisch war der Marktplatz in Tölz, in Mumau, wie entzückend die Strassen von Mittenwald. Und einen solchen Marktplatz musste man gesehen haben, wenn eine Prozession hindurchging: die Priester in bunten Tuniken, die Frauen in fröhlicher, farbiger Tracht, die Männer mit grüner Joppe, grünem Hut mit dem Gamsbart drauf, der rote Baldachin, unter dem der Geistliche so feierlich einherschritt, und bunte Fahnen, die im Sonnenschein darüber flatterten. Das war Freude an Farbe, Freude an Schönheit im Dienste der Religion, im Dienste der Kirche. Sicher war es der Katholizismus mit seiner Lebensfreude und Lebenswärme, der dem Kunstsinn des einfachen Mannes zu seiner Entfaltung verhelfen hatte. Kein Bauernhaus war ohne Marienbild an der Wand oder ohne ein Christusbild. Die grünen Fensterläden waren nie ohne Blumenschmuck oder Herzen mit einem Kreuz darüber. Überall gab es einen Kalvarienberg mit oft sehr primitiven, aber oft auch ganz entzückend gestalteten Leidensstationen Christi. An jeder Wegkreuzung stand ein Kreuz mit der Leidensgestalt, oft hässlich und abstossend, oft aber auch von einfacher Innigkeit und Kunstempfinden. In allen kleinen Orten standen Kirchen, die viel grossartiger waren, als dem kleinen Flecken entsprach. Denn frommer Bauemsinn war immer bereit, für die Pracht der Kirche Opfer zu bringen. So war es kein Zufall, dass es Maler gab im Dorf, dass die Holzschnitzerei in den Bergen zu Hause war, dass ein ganzes Dorf, wie Oberammergau, von seinen Passionsspielen lebte, die alle zehn Jahre Tausende von Fremden herbeizogen. Ein jeder im Dorf war Künstler: Schnitzer und Schauspieler, und beides zu Gottes Ehr'. Und München war der Mittelpunkt dieses oberbayrischen Lebens, immer



eng verbunden mit dem Land, ihm Kräfte gebend, aus ihm neue Kraft ziehend: Lenbach, Stuck, Thoma der Dichter, sie kamen vom Lande. Sie und viele, viele andere brachten in München das zur Entfaltung, was seine Wurzel im Volk und in dessen Katholizismus hatte. Ja, wie merkwürdig es auch klingen mag, selbst die orthodoxesten Juden waren davon angesteckt, waren, ich möchte fast sagen, katholisch beeinflusst. Es war mir neu und ungewohnt, in den frömmsten Häusern die Begeisterung für den Simplizissimus zu sehen oder für jede Frivolität, wenn sie im künstlerischen Kleid auftrat. Man ging zum Rabbiner zum Lernen, aber schon im Frack, denn man ging von dort zur Redoute. Ein Judentum, meilenweit entfernt von dem des Schwiegervaters, aber auch fern noch von dem viel lebensaufgeschlosseneren meiner Mutter. Es war neu und verwirrend, schön und beglückend, und wir genossen das Leben Münchens gemeinsam und fühlten uns wohl dabei. Auch das gesellige Leben Münchens war davon beeinflusst und freier und ungezwungener, als wir es von anderen Städten her gewohnt waren. Die lange Kamevalszeit dauerte vom 6. Januar, dem «Dreikönigstag», bis zum Aschermittwoch. Mit den täglichen grossen Künstlerbällen, den Atelierfesten, den Redouten brachte sie eine Mischung aller Bevölkerungskreise mit sich, wie sie ausserhalb des Fastnachtstreibens gar nicht möglich war. Es wurden Freundschaften geschlossen, gesellige Beziehungen angeknüpft, die den Karneval überdauerten. Dort war auch die Stelle und Quelle so vieler Mischehen, gerade im jungzionistischen Kreis. Auch das Jahr über war der Münchner für Geselligkeit, aber weniger im eigenen Haus. Man lud sich «auf den Keller» ein. Das schien mir anfangs ganz sonderbar. Aber es gab in München herrliche grosse Bierkeller mit schattigen Baumplätzen. Besonders schön lag der Franziskanerkeller auf der Isarhöhe oder der auf der Schwantalerhöhe, von wo man einen weiten Blick über Stadt und Land hatte. An hellen Tagen konnte man bis zur Zugspitze hinübersehen. Man trank Bier, ass Radi und Butterbrot oder Wurst und «G'selchtes» in harmlos-fröhlichem Kreis. Man sass auf einfachen Bänken und vor ungedeckten Tischen, alles war sehr primitiv. Der Einladende brachte noch irgendeinen guten Nachtmisch von zu Hause mit, denn man konnte dort ruhig aus dem Papier auspacken und Mitgebrachtes verzehren. Es kam auf den Konsum des Bieres an, nicht auf das Essen. Diese Art der Geselligkeit hatte den Vorzug, dem Haushalt Mühe und Arbeit zu ersparen. Ich selbst aber habe immer die Geselligkeit im eigenen Hause sehr geliebt und sie auch sehr schnell bei mir eingeführt; denn Geselligkeit begann ja vom ersten

Tage an, allein schon durch die grosse Verwandtschaft, in die ich so plötzlich hineinversetzt war.

Und dann gab es noch etwas Neues für mich: Verwandtschaft, die in derselben Stadt wohnte. Meine Verwandten lebten weit entfernt von uns im Posenschen oder in Ungarn. Hier kam ich in Elis Familie, denn seine Mutter war eine Münchnerin, und als Eli als Student nach München kam, war das grosselterliche Haus jeden Schabbat sein Aufenthaltsort. Der Grossvater war schon im Jahre 1890 gestorben, aber die Grossmutter Auguste lernte er als alte Frau noch kennen. Nun lebten noch einige Geschwister des Grossvaters in München, zum Teil mit Kindern und Enkeln. Auch Geschwister von Elis Mutter lebten da, richtige Onkel mit ihren Familien. Immerhin war der Zusammenhalt der Familie noch so stark, dass Eli halb im Spass, halb im Ernst jeden Schabbat früh sagte: «Heute müssen wir zu Onkel Moritz, Onkel David, Tante Sarah, Onkel Angelo, Onkel Lothar», und ich mir voll Schreck über diese lange Liste der notwendigen Besuche die Ohren zuhielt. Mir war dadurch, dass ich mit Strausens aufgewachsen war, die Verwandtschaft nicht eigentlich fremd. Auch in Karlsruhe schon hatte es viele Mitglieder dieser Familie gegeben, aber hier und in dem nicht allzu entfernten Fürth waren sie viel zahlreicher. Es ist wohl hier der Platz, euch von Vaters Familie mütterlicherseits zu erzählen, so wie ich euch am Anfang von der Familie meiner Mutter erzählt habe.

## VATERS FAMILIE

Elis Mutter war eine geborene Feuchtwanger. Der Stammbaum der Familie, die in Deutschland weitverzweigt und wohlbekannt war, besonders in orthodoxen Kreisen, reicht, soweit wir es feststellen können, nicht weit zurück. Wahrscheinlich stammt die Familie aus dem kleinen fränkischen Ort Feuchtwang, von dem der erste der Familie, der nach Fürth übersiedelte, wohl den Namen erhielt. Seligmann Feuchtwanger, 1786 geboren, war mit seiner grossen Kinderschar jedenfalls das Oberhaupt des Hauses. Er hatte eine Wechselstube in Fürth und muss für damalige Zeit, wenn auch nicht reich, so doch recht vermögend gewesen sein. Seine Frau kam aus derselben Gegend Süddeutschlands, aus Wallerstein. Sie stammte aus der Familie Wassermann, die durch Professor Wassermann, nach dem die «Wassermannsche Reaktion» (Blutreaktion

bei Syphilis) benannt ist, berühmt geworden ist. Von den achtzehn Kindern dieses Eltempaares haben fünfzehn ein hohes Alter erreicht. Zwei sind kinderlos gestorben, alle anderen hatten viele, die meisten bis zu dreizehn und vierzehn Kindern. Es waren aber niemals so viele Kinder im Haus. Beim alten Seligmann Feuchtwanger war es so, dass jeder Junge, wenn er sein dreizehntes Jahr erreicht hatte, kurz nach der Bar Mitzwah, mit dem Nötigsten ausgestattet, das Haus verliess und in die Lehre kam.

Nun war eine damalige «Lehre» nicht dasselbe wie heute. Man kam in ein gutes Haus, möglichst in das eines Geschäftsfreundes, sorgfältig nach dem Grade der Frömmigkeit ausgewählt, und wurde dort wie ein eigenes Kind gehalten. Die Arbeitszeit war lang, aber man kümmerte sich um das leibliche und geistige Wohl eines solchen dreizehnjährigen Knaben. Euer Urgrossvater, Jakob Löb, der älteste Sohn, verliess als erster das Vaterhaus und kam in die Bank der Familie Wassermann, aus der seine Mutter stammte. Die Töchter blieben natürlich zu Hause, und da sie sich alle ziemlich spät verheirateten, nicht vor dem 22. bis 28. Jahr, so hatte die Mutter immer die nötige Hilfe und hatte es nicht so schwer. Sie überlebte ihren Mann um viele Jahre und sah noch die Verheiratung der dritten Generation. Jedenfalls lebte sie noch, als eure Grossmutter, Elis Mutter, sich verheiratete.

Über den Urgrossvater, Jakob Löb, weiss ich wenig zu berichten. Ich kenne nur sein Bild mit den klugen Augen, der Haarmähne, die an einen Künstler erinnerte. Die Familie behauptete immer, dass seine Frau, Auguste Hahn, die Hässlichkeit in die Familie gebracht habe. Ich habe sie nicht mehr gekannt, und die Bilder zeigen, dass etwas Wahres an dieser Behauptung sein mag. Sie scheint sehr zart gewesen zu sein, und die zwölf Kinder, die sie zur Welt brachte und aufzuziehen hatte, hatten wohl ihre Kräfte sehr beansprucht. Ein Glück war, dass die Verhältnisse gut waren, so dass sie, besonders nachdem alle Kinder gross und verheiratet waren, ein schönes, ruhiges Alter verleben konnte.

Jakob Löb hat die Bank J. L. Feuchtwanger in München gegründet und hat später seinen jüngeren Bruder Moritz in die Firma aufgenommen. Aber nur er war der wirkliche Chef, und er hat später die Bank seinen Söhnen übergeben. Onkel Angelo, sein ältester Sohn, erlebte es noch, dass die Bank mit dem alten Namen J. L. Feuchtwanger aus dem deutschen Zusammenbruch hier herübergerettet wurde und nun in Tel-Aviv von Leo Feuchtwanger, als der dritten Generation, weitergeführt wird.

Alle Söhne von Seligmann Feuchtwanger waren Kaufleute und Bankiers

geworden, alle Töchter haben Kaufleute geheiratet. Vier der Brüder Feuchtwanger blieben in Fürth, vier zogen nach München, während natürlich die Schwestern ihren Männern in verschiedene Gegenden folgten. Ein einziger, Abraham, der dritte der Brüder, ging nach Amerika. Über ihn und die etwaigen Nachkommen weiss die Familie nichts mehr. Alle Brüder sind im orthodoxen Kreis geblieben. Es waren, soweit wir wissen, recht energische Männer, die streitbar waren und stark in Zuneigung und Hass. So haben die drei Brüder, die die väterliche Bank in Fürth weiterführten, ein Leben lang mit dem Mann ihrer jüngsten Schwester in Feindschaft gelebt, nur weil er es gewagt hatte, aus der Bank auszuschneiden und sich selbständig zu machen. Es war eine Feindschaft bis über den Tod hinaus. Und eine ebenso erbitterte Feindschaft trennte zwei Münchner Brüder, wo auch niemals mehr eine Versöhnung herbeizuführen war. Ja, sie hatten harte Köpfe, die alte Generation der Feuchtwanger. Ich kannte noch eine ganze Reihe von ihnen, den Grossvater leider nicht mehr. Als ich nach München kam, lebte noch der alte Onkel Moritz, seit Jahr und Tag Privatier, schwer asthmatisch, aber noch ein richtiger Polterer. Er war schon seit Jahren Witwer. Vier seiner sechs Kinder waren bei einer schweren Diphtherieepidemie – es war vor der Zeit des Diphtherieserums – gestorben. Von den beiden Überlebenden war der ältere in Paris. Der jüngere, August, war vielleicht der Prächtigste und Begabteste der ganzen Familie. Er war ein Arzt, wie es ihn in der umfassenden Art der Kenntnisse heute kaum mehr gibt. Er war der richtige gute alte Hausarzt und Geburtshelfer, er war aber auch ein ausgezeichneter Chirurg für allgemeine Chirurgie und für Gynäkologie. Daneben war er ein Künstler in der Musik: er sang wundervoll, spielte hervorragend Klavier. Er war den Menschen gegenüber von grosser Herzenswärme und Güte, ohne weichlich zu sein. Er war eine harmonische, grosse Persönlichkeit. Auch er, der so ganz im deutschen Kunstleben wurzelte, ist hier gekommen und hat hier neue Freude an der Musik gefunden, die er in dem Schrecken der Hitlerzeit völlig verloren hatte. Er schläft nun auch schon den ewigen Schlaf droben auf dem Ölberg, gegenüber dem Tempelplatz.

Ein ganz anderer Mann war sein Bruder David. Er war in seinen Lehrjahren in Ägypten gewesen, hatte dann gemeinsam mit dem vierten Bruder, Elkan, eine Margarinefabrik aufgebaut. Er war, wenn er draussen in der Welt war, der Weltmann. Er liess sich z.B. bei festlichen Gelagen mit anderen Industriellen durch die Vorschrift des Koscheressens nicht behindern, noch durch strenges Einhalten des Schabbat bei

seinem Vergnügen stören. Zu Hause aber lebte er wie seine Brüder im gleichen orthodoxen Kreis mit seinen Formen und Vorschriften. Als ich Onkel David kennenlernte, war er schon ein sehr würdiger alter Herr, dem ich gerne zuhörte, wenn er von vergangenen Zeiten erzählte. Immer fand ich ihn der Gegenwart und ihren Strömungen gegenüber freier und aufgeschlossener als seine Söhne Felix und Max, die für mich eine ganz neue, etwas merkwürdige Art bayrischer Juden repräsentierten, alles ablehnend, was auch nur im Entferntesten mit Zionismus zu tun hatte. Felix, obgleich er weniger gelernt hatte, war der Klügere; eine grosse Pedanterie und Enge, bei vielleicht zu starkem Selbstbewusstsein, liessen ihn erst im hohen Alter all die Fähigkeiten, die in seinem Charakter lagen, richtig zur Entfaltung bringen. Er war eine ausserordentlich gerade, ehrliche Persönlichkeit, voll Hilfsbereitschaft und Gerechtigkeitssinn.

Sein Bruder Max war zwar viel konzilianter und kam darum viel eher als er zu Amt und Würden, denn es liess sich viel leichter mit ihm arbeiten, aber er hat nie das Format seines Bruders erreicht. Er hatte das Glück, noch vor dem schrecklichen November 1938 zu sterben, während sein armer Bruder Felix noch die Schrecken des Konzentrationslagers, das er als todkranker Mann verliess, über sich ergehen lassen musste. Einen Tag nach seiner Entlassung ist er gestorben.

Die Witwe des vierten Bruders Elkan habe ich auch noch kennengelernt. Von ihr ist mir kaum ein Eindruck geblieben. Umso mehr von den beiden Häusern ihrer Söhne Sigmund und Louis, die nach alter Tradition kinderreich waren. Ich habe die Kinder heranwachsen und in alle Winde sich zerstreuen sehen. Der älteste Enkel ist Lion Feuchtwanger, eigentlich der erste Feuchtwanger, dessen Name allgemein bekannt geworden ist. Es würde zu weit führen, von allen Feuchtwangerkindern zu berichten, und es gehört wohl auch nicht mehr in den Rahmen dieses Buches, das ja von euern direkten Vorfahren handeln soll.

Im Hause eurer Urgrosseltern wuchs auch eine grosse Kinderschar heran: zwölf Kinder, sechs Söhne und sechs Töchter, von denen eine Tochter jung und unverheiratet starb und der älteste Sohn, der früh geisteskrank wurde, natürlich unverheiratet blieb. Die älteste Tochter Anna war kaum siebzehn Jahre alt, als sie sich mit dem jüngsten Bruder ihres Vaters verheiratete. Grossmutter hat uns oft erzählt, wie die Mutter dem sechzehnjährigen Mädchen plötzlich sagte: «Anna, mach dich schnell fertig und ziehe dir ein weisses Schürzchen an, du sollst dich heute verloben.» Auf ihre Frage, mit wem sie sich denn verloben solle, bekam

sie die rätselhafte Antwort: «Das wirst du schon zur rechten Zeit erfahren.» Dann fuhr ein Wagen vor, und der von allen geliebte jüngste Onkel sprang heraus. Voller Freude liefen ihm Nichten und Neffen entgegen, auch Anna, die dann erst erfuhr, dass Onkel Benjamin, er war nur zehn Jahre älter als sie, ihr Verlobter werden sollte. Es war für das noch ganz kindliche Mädchen ein leichter Entschluss, sich mit dem Onkel zu verloben, blieb doch der Kreis der gleiche, nur dass die junge Braut es viel leichter haben würde als zuvor. Als die Älteste hatte sie die Verantwortung für die Geschwisterschar mitgetragen, besonders in Zeiten, in denen die Mutter sich nach schweren Wochenbetten erholen musste und dem Hause fern war. Da musste sie die Leitung des Haushaltes übernehmen. Die drolligsten Dinge passierten da: einmal kam ihr die Amme des Kleinsten, die sich immer einschloss, wenn sie das Kind stillte, und lange Zeit unsichtbar war, verdächtig vor. Und wirklich, als es ihr einmal gelang, sich hineinzustehlen, konnte sie zuschauen, wie die Amme dem Kind statt der Brust ein Milchfläschchen gab. Der Vater musste noch am gleichen Tage die Amme entlassen, denn dem Kind die Flasche geben konnte die grosse Schwester ebensogut. Natürlich wollte die langjährige Köchin des Hauses sich von der kleinen Ersatzhausfrau nichts sagen lassen, und es kam zu erregtem Wortwechsel, in dem Tante Anna ihren letzten Trumpf ausspielte: «Sie sind eine ganz ungebildete Person, Sie schreiben die Gans mit einem ‚z‘.» Ob es tiefen Eindruck gemacht hat? Sie war ein rechtes Kind, als sie heiratete, und da sie keine Kinder hatte und keine Pflichten kannte, blieb sie ihr Leben lang ein Kind. Aber sie war gut und hilfsbereit. Onkel Benjamin, der eigentlich zwei Generationen angehörte, war wohl der Klügste der Brüder. Er hatte, obgleich keine Ahnung von Zionismus, eine grosse Liebe für Erez Israel und fuhr herüber zu einer Zeit, in der selbst Zionisten nicht an eine solche Reise dachten. Ich glaube, es war noch vor 1900. Damals liess er auch in Jerusalem das Haus errichten, das in der alten Stadt den «Deutschen Platz» auf der rechten Seite abschliesst. Es ist ein wunderschönes geräumiges Haus mit einer Terrasse, von der man auf den Tempelplatz und das Tote Meer herübersieht. Onkel Benjamin und Tante Anna waren «das Haupt der Familie», und es war Eli ganz selbstverständlich, dass wir bald nach unserer Heimkehr von der Italienreise einen Schabbat bei ihnen in Fürth verbringen mussten. Es war rührend, mit wieviel Liebe wir dort aufgenommen wurden. Als dann am Freitag Abend sich die ganze Familie zu unserer Begrüssung einfand, waren die grossen Räume fast zu klein. Es kamen alle Onkel und Tanten: der

gestrenge und etwas choleriche Onkel Samson, der, da er zweimal verheiratet war, eine grosse Kinderschar von innerer und äusserer Verschiedenheit hatte. Es kamen Onkel Gabriel mit seiner schönen Frau und den unverheirateten Kindern. Es kam Onkel Jul, ein immer etwas bedrückter Mann. Er war nicht reich wie die anderen Brüder und vielleicht auch nicht so lebensstüchtig. Jedenfalls fühlten er und seine Kinder sich immer ein wenig gehemmt unter den reichen, mit viel mehr Energie auftretenden Brüdern. Zu diesem Zweig der Familie hatte ich von Jugend auf dadurch eine Beziehung, dass die beiden ältesten Söhne von jeher in Karlsruhe lebten – sie arbeiteten beide in Grossvaters Bank – und der zweite Sohn Heinrich unser täglicher Gast war. Er behauptete immer, mich mit erzogen zu haben. Wir besuchten die Familie Rau, die nie in den Familienkreis kam, denn gegen diesen Schwager, den Mann der jüngsten Schwester, bestand ja die Feindschaft. Der alte Rau war sicherlich der gebildetste unter allen Männern der Familie. Auf dem Gebiete des jüdischen Wissens war er ein wirklicher Gelehrter. Er war allerdings, und vielleicht gerade deshalb, ein viel weniger guter Kaufmann und lebte daher mit seiner grossen Kinderschar auf viel bescheidenerem Fusse. Es gab unter der boshaften Jugend der Familie in München folgenden Ausspruch: Es gibt unter den alten Feuchtwangers einen Teil, der schielt, einen Teil, der aufschneidet, und einen Teil, der beides tut. Ich habe den Satz nie auf seine Wahrheit geprüft.

Im Jahre 1905 lebten noch viele der achtzehn Geschwister. Ich habe sie noch fast alle kennengelernt. Heute, im Jahre 1943, lebt in London noch die Frau von Gabriel, mit siebenundneunzig Jahren die Letzte der Generation.

Doch zurück zum Hause J. L. Feuchtwanger und der ältesten Tochter Anna, die, wie schon erwähnt, zwei Generationen verband. Nach dem Tode ihres Mannes zog sie in ihre Heimatstadt München zurück, vor allem, um mit ihren Brüdern zusammen zu sein, die sie sehr liebte. Auf Elis Rat und mit seiner juristischen Hilfe machte sie ein Testament, das allen zugute kommen und doch verhindern sollte, dass ihr und Onkel Benjamins Nachlass in mehr als fünfundzwanzig Teile aufgeteilt werden musste. Sie gründete einen Familienfonds, der jedem der Familie zugänglich sein sollte, sei es als Erziehungsbeitrag, Studienhilfe, Hilfe bei Verheiratung der Töchter oder in Notfällen. Sie starb in den ersten Monaten des Weltkrieges, und der Fonds, den sie geschaffen, hat jahrelang segensreich für die ganze Familie gewirkt. Lange Jahre hat Eli mit Onkel Angelo und August Feuchtwanger den Fonds verwaltet.

Der älteste Bruder, der schon als junger Mensch erkrankte, hat immer ausserhalb des normalen Lebens gestanden. So übernahmen Angelo und Lothar die Bank vom Vater. Als ich damals nach München kam, wurde ich von ihnen allen mit grosser Liebe aufgenommen. Es ist mir darum schwer, ein objektives Urteil über diese nahen Angehörigen abzugeben. Sie waren damals gerade nach zwei schweren Jahren der Krise, in die sie der Leichtsinn des vorjüngsten Bruders Eduard gebracht hatte, von schweren, drückenden geschäftlichen Sorgen befreit. Nun ging es geschäftlich wieder aufwärts, aber die Aufregung und Depression der vergangenen Jahre wirkten noch nach. Onkel Angelo war in seinen jungen Jahren sehr heftig und jähzornig und oft allzu streng gegen seine Kinder. Da hatte seine Frau Fritzi immer zu vermitteln und auszugleichen, und da besonders die beiden jüngeren Söhne sehr zart und pflegebedürftig waren, so hatte sie es all die Jahre schwer genug. Aber sie war eine tapfere, gütige Frau, immer liebevoll, verstehend und hilfsbereit. Wie oft, wenn mein Mädchen erkrankt war, ging ich mit dem Stückchen Fleisch, das der Metzger geschickt hatte, zu ihr und bat sie, für uns mitzukochen, oder ich lud uns einfach bei ihr zu Gast. Und doch war sie sicher schon recht krank, als ich sie kennenlernte; ein Lungenleiden, das viele ihrer Geschwister hinweggerafft hatte, hatte auch sie ergriffen. Sie starb viel zu früh für den Mann und die Kinder. Ob Onkel Angelo dadurch so viel weicher und milder geworden war? Je älter er wurde, desto mehr kam seine innere Güte zum Ausdruck. Seine Grosszügigkeit im Geben, die Selbstverständlichkeit, mit der er gab, waren immer bewundernswert. Er hat hier in Erez Israel noch einen schönen, friedlichen Lebensabend verbracht und hat wie wenige das Glück gehabt, alle seine Kinder hier zu haben.

Onkel Lothars Haus war anders als das von Onkel Angelo. Lothar war ein merkwürdig pedantischer Mann, wie mir schien, ausserordentlich früh gealtert, ohne Leichtigkeit, ohne Sinn für Humor. Seine Frau Anni war viel zu einfach, zu sehr brave Hausfrau, um ein Gegengewicht gegen ihn zu sein. Zwei Kinder starben früh, der zweitälteste, Jakob Feuchtwanger, lebt in London in sehr guten Verhältnissen. Was aus dem Jüngsten geworden ist, weiss ich nicht. Der dritte Bruder, Max, trat in Grossvater Straus' Bankgeschäft ein, hat es später übernommen, war aber nicht imstande, es auf der Höhe zu halten, so dass er es liquidieren musste. Sein Leben war erschwert durch seine Heirat mit einer an sich recht netten Frau, die aber an schwerem zirkulärem Irresein litt. Schon auf der Hochzeitsreise merkte er das Unglück, und sie selbst



erzählte mir, welch schweren Verfolgungswahn sie auf der Reise gehabt hätte. Aber als er auf der Rückreise verzweifelt der Mutter um den Hals fiel und ihr diese Tragödie erzählte, da riet man ihm nicht, sich so schnell wie möglich von ihr zu trennen, sondern erklärte, es sei unmöglich, sich scheiden zu lassen, es werde schon besser werden. So hat der arme Mann das Joch einer solchen Ehe ein Leben lang getragen.

Die Ehen und Eheschliessungen in diesem Hause waren überhaupt merkwürdig. Die beiden ältesten Töchter hatten das Glück, gute Männer zu bekommen, aber die anderen alle, Paula, Hermine und Recha, hatten Ehepartner gefunden, die nicht zu ihnen passten. Tante Paula hatte einen äusserlichen, sogenannten «schönen» Lebemann geheiratet, der mit der aussergewöhnlich hässlichen Frau sicher nie zufrieden war und nur Geld und Familie geheiratet hatte. Tante Hermine, eine besonders entzückende, tüchtige Frau mit unerschöpflichem Humor, hatte in Anselm Hirsch einen wenig zu ihr passenden Landjuden geheiratet, mit dem sie es in den ersten Jahren nur schwer aushielt. Aber auch sie, die einmal voller Verzweiflung mit ihren beiden kleinen Jungen zur Schwester nach Karlsruhe geflüchtet war, schickte man wieder zu dem Mann zurück. Man liess sich eben damals nicht scheiden. Die Jahre taten das ihre, die Kinderschar wuchs und auch diese Ehe wurde erträglich, als die Kinder sich zur Freude der Mutter entwickelten.

Die jüngste Schwester Recha, die immer prätenziös war, hatte einen feinen, anständigen Mann, nur passte auch er nicht zu ihr. Er war viel zu ernst für sie, zu orthodox. Auch zu ihren Kindern hatte sie kein rechtes Verhältnis. Sie wurde in ihrem Wesen immer sonderbarer. Diese Ehen waren halt alle auf äusserlichen Faktoren aufgebaut, auf Geld, Verdienst oder Stellung, und mein Blick in diese Familie hat mir die Tragödie der «gemachten» Ehen gezeigt. So primitiv waren in dieser Generation die jungen Mädchen aus einer Stadt wie München nicht mehr, dass eben «jedes Mädle zu jedem Mann passte».

Auch Onkel Eduards Ehe war eine Katastrophe. Er war der eihzige Gutaussenhende der Familie, er hatte etwas Künstlerisches an sich. Er war mit im Bankgeschäft der Brüder, hatte sich in seiner grosstuerischen Art in wilde Geschäfte eingelassen und die Brüder dazu gebracht, ihm immer mehr und mehr Kredit einzuräumen, bis eines Tages das ganze Kartenhaus zusammenfiel und er die Bank mit ins Verderben gerissen hätte, wenn nicht Grossvater Straus und Onkel Benjamin Feuchtwanger rettend eingesprungen wären und das Schlimmste verhütet hätten. On-

kel Eduard hat aber nie aufgehört, die Brüder zu beschuldigen, dass nur ihre Engherzigkeit, die nicht wagte, weitere Gelder zu investieren, an dem Zusammenbruch schuld sei. Er hatte sich eine sehr kapriziöse Frau genommen, die ihn sicher in diese Spekulationen weiter hineingetrieben hatte, um auf einen Schlag reich zu werden. Als dann sein Geld hin war, verliess sie ihn und heiratete einen sehr robusten christlichen Ingenieur. Der jüngste Bruder war der erste in der ganzen Familie, der nicht Kaufmann war. Onkel Albert wurde Arzt. Er kam als ganz junger Mann hierher nach Jerusalem und als erster Arzt an das unter Grossvaters Führung gegründete Krankenhaus «Schaare Zedek», wo er zwei bis drei Jahre blieb. Er heiratete die schönste Cousine aus Fürth, die Tochter von Gabriel Feuchtwanger, Franze. Er und drei seiner Kinder kamen nach 1933 ins Land, und hier starb er auch.

Doch nun zurück zu eurer direkten Familie, zur Grossmutter Isabella. Sie wurde im Jahre 1853 geboren und hat im Jahre 1874 euem Grossvater Samuel Straus geheiratet. Ich habe ja schon von ihr erzählt und will hier nur einiges hinzufügen. Sie war mit ihren einundzwanzig Jahren ein lebenslustiges Menschenkind. Sie kam aus einem grossen Geschwister- und Verwandtenkreis, in dem man viel in Theater und Konzerte ging, fröhliche Feste feierte und es selbstverständlich fand, im Sommer aufs Land hinaus zu ziehen. Sie war eben im fröhlichen München, in einem begüterten Bankiershaus aufgewachsen. Ein ganz anderes Leben erwartete sie in Karlsruhe. Grossvater war zwar damals noch nicht so ernst und asketisch, wie er es später wurde, hatte Sinn für Witz und Humor und verstand auch, dass er seiner jungen Frau ein Heim schaffen musste, das sie an das eben verlassene erinnerte – aber er lebte ja nicht allein, er hatte seine alte Mutter und seine älteste Schwester Jettchen bei sich. Es kam ihm, der sehr eng und herzlich mit seiner Mutter verbunden war, keinen Augenblick der Gedanke, dass es für die junge Frau schwer sein könnte, mit Mutter und Schwester zusammen zu hausen. Die Grossmutter war damals vierundsiebzig und Jettchen fünfzig Jahre alt. Sicher hatte der Grossvater allen Grund, mit Liebe und Verehrung an der Mutter zu hängen, die ein schweres, entsagungsreiches Leben gehabt hatte und deren Kinder alle so fern waren. Geblieben waren ihr die Älteste, Jettchen, die ihr Leben lang infantil war, und der jüngste Sohn Samuel, der es sich schon früh zur Lebensaufgabe gemacht hatte, der Mutter einmal einen schönen Lebensabend zu bereiten. Davon sprechen die wenigen Briefe, die uns aus seiner Frankfurter Lehrzeit erhalten sind. Die Briefe der Mutter, in hebräischen

Buchstaben geschrieben, zeigen eine Frau von starkem Willen und Temperament, von einer vor nichts zurückschreckenden Ehrlichkeit und Offenheit in der Kritik. Aber für die junge Frau, eure Grossmutter, war es eine schwere Aufgabe, mit der alten Mutter und Schwester zu leben. Es gehörte ihre kindliche Güte dazu, es zu ertragen. Ihre ganze Einstellung zum Leben war ja von Grund auf verschieden. Die alte Mutter Straus kam aus dem kleinen Städtchen Michelstadt im Odenwald. Ihr Vater war weit berühmt in der ganzen deutschen Judenheit, und viele Menschen waren durch sein Haus gegangen, Arme und Reiche. Aber immer war dort Schmalhans Küchenmeister, und als sie sich mit Elias Straus verheiratete, waren die Verhältnisse auch nicht besser geworden, denn der Mann, der nach damaliger Sitte die ganze Woche von Dorf zu Dorf fuhr, hatte es schwer genug, die Familie zu ernähren. So hatte Grossmutter Straus sparen und knausern lernen müssen, und das hat sie im hohen Alter nicht verlernt. Die junge Frau, die alles so ganz anders gewohnt war und nach dem Wunsch und der Möglichkeit ihres Mannes auch ganz anders hätte leben können, musste vieles schweigend tragen und herunterschlucken. Aus Rücksichten auf ihren Mann und aus Liebe zu ihm tat sie es wirklich schweigend. Aber es ist ihr sicher oft schwer gefallen.

Erst im vierten Jahr der Ehe wurde ihr erstes Kind geboren, ein Mädchen, Judith, das aber schon im Alter von vier Jahren starb. Trotz der acht Kinder, die ihnen noch geschenkt wurden, haben das die Eltern niemals verschmerzt. Zu jener Zeit lebte die Grossmutter noch, die erst wenige Wochen vor Elis Geburt starb.

Mit ihr starb das letzte Kind des berühmten Seckel Löb Wormser aus Michelstadt, der unter der Judenheit Deutschlands als der Baal Schern von Michelstadt bekannt war. Er selber, der von grosser Bescheidenheit war, hat sich diesen Namen sicher nie zugelegt; aber ein ganzer Kreis von Sagen und wohl auch wahren Begebenheiten rankte sich schon zu seinen Lebzeiten um ihn und führte Juden aus allen Gauen Deutschlands und selbst aus Frankreich, der Schweiz und Holland zu ihm, um Rat und Hilfe zu erbitten. Er war im Jahre 1769 in Michelstadt zur Welt gekommen, und da er von sieben Söhnen der einzige war, der seinen Eltern erhalten blieb, so konnten sie sielt trotz seiner Intelligenz nicht entschliessen, ihn zum Studium früh aus dem Haus zu geben. Aber dass er zum Kaufmann nicht taue und nur zum Studium geeignet sei, sahen sie doch ein. So lernte er erst in Michelstadt, dann in Merchingen und war schon sechzehn Jahre alt, als er endlich in die Jeschiwah des

Rabbi Nathan Adler nach Frankfurt kam, wohin er all die Jahre gestrebt hatte.

Er muss nach allen Berichten nicht nur von grosser Klugheit und einnehmendem Wesen, sondern auch von besonderer Schönheit gewesen sein. In Frankfurt wollte ein reicher Mann den Jungen adoptieren und lernen lassen, aber darauf gingen die Eltern nicht ein. In Frankfurt war er bald so anerkannt und beliebt, dass einer der angesehensten Familienväter ihm seine Tochter Adelheid zur Frau gab. Er blieb dann, nach damaliger Sitte, noch eine Zeitlang im Hause seiner Schwiegereltern. Im Jahre 1791 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er, von Vater und Schwiegervater unterstützt, ohne ein Amt zu haben mit seiner Familie lebte. Als sein Vater Matitjahu starb, ohne ein Vermögen zu hinterlassen, und das eingebrachte Vermögen seiner Frau auch verzehrt war, sollte er nach Frankfurt zurückgehen. Es hielt ihn jedoch in der Heimat fest, trotz Armut und Bedrängnis, unter der er allerdings weniger litt als seine Frau und seine Kinder. Seine Frau starb im Jahre 1809, lange bevor er zu einem Amt gekommen war. Erst im Jahre 1822 wurde er Rabbiner in Michelstadt und einigen Nachbargemeinden. Ein Gehalt hat er nie bezogen. Wie er in seiner grossen Armut noch so viel Wohltätigkeit üben konnte – sein Haus stand jedem Bettler offen, Waisenkinder wurden in seinem Haus mit grossgezogen –, wäre völlig unbegreiflich, wenn wir nicht annehmen könnten, dass Freunde und Ratsuchende ihm auch Geld ins Haus brachten. Kurz nach dem Tode seiner ersten Frau begann sein Ruf als Helfer und Wundertäter sich zu verbreiten. Es war ihm gelungen, ein junges Mädchen der Familie Benzinger in Mannheim, die als unheilbar geisteskrank im jüdischen Spital lag, innerhalb von acht Tagen zu heilen. Die siebzehnjährige Schwester Hannah fasste eine solche Zuneigung zu ihm, dass sie ihm als zweite Frau in sein kinderreiches Haus folgte und das schwere, entsagungsvolle Leben an seiner Seite auf sich nahm. Eine zweite Heilung einer Geisteskranken in Hürben befestigte seinen Ruf und trug ihn in weite Kreise.

Es ist übrigens interessant zu sehen, wie er in Krankheitsfällen beriet. Vor allem verlangte er immer, man solle einen Arzt zu Rate ziehen; dann aber setzte er eine bestimmte Stunde für ein gemeinsames Gebet fest. Die Angehörigen sollten am Krankenbett beten, er würde zur selben Stunde für den Kranken mitbeten. Es ist eine ähnliche Heilmethode wie die der «Christian Science». Die Behandlung eines Falles, die eine tiefe Einsicht in die Bedeutung der Hygiene zeigt, ist von ihm überliefert. Ein Ehepaar, dem schon eine Anzahl von Kindern gestorben war,

kam, als wieder ein Kind erwartet wurde, mit der angstvollen Frage zu ihm: «Was können wir tun, um uns dieses Kind zu retten?» Und der Baal Schern gab den Rat: «Kleidet das Kind bis zum dreizehnten Lebensjahr von Kopf bis Fuss immer nur in Weiss.» Dieses Kind blieb den Eltern erhalten.

Irgendwie hatte der Baal Schern die Gabe des zweiten Gesichts. So soll er im Jahre 1817 die Judenunruhen vom Jahre 1820 vorausgesagt und, um sie abzuwenden, drei Jahre lang von Schabbat zu Schabbat gefastet und die Nächte auf einer Holzbank geschlafen haben. An einem Schabbat in Beerfelden unterbrach er plötzlich seine Predigt mit den Worten: «Ich muss aufhören zu predigen, in diesem Augenblick ist meine Mutter in Michelstadt gestorben.» Eine Behauptung, die sich als wahr erwies. Bei seiner strengen vegetarischen Lebensweise – er ass auch keine Eier und keine Milchprodukte –, bei seinen ständigen Kasteiungen ist es begreiflich, dass er immer sehr zart und schwach war und im Alter oft kaum das Bett verlassen konnte. Trotzdem hat er vierzehn seiner Kinder ins Grab sinken sehen. Nur vier Söhne und zwei Töchter, von denen die eine, seine Lieblingstochter, eure Urgrossmutter war, haben ihn überlebt.

Der Name des Baal Schern war im ganzen Odenwald bei Juden und Christen berühmt. Die Stadt hat an seinem Haus eine Gedenktafel anbringen lassen, und noch im ersten Weltkriege verliess kein Soldat die Heimat, ohne vorher am Grabe des Baal Schern um glückliche Heimkehr gebetet zu haben. Zwei Birnbäume stehen am Tore seines Hauses, die in der ganzen Gegend als Seckel-Löb-Birnbäume bekannt sind. Nichts mehr von allem wird noch stehen – aber vielleicht lebt noch unter den christlichen Bürgern der Stadt die Sage von dem greisen Rabbi, dem Wundertäter.

Wenig von dem, was er geschrieben, ist uns erhalten geblieben. Die Gemarah mit seinen handschriftlichen Anmerkungen ist noch in unserem Besitz. Die Tradition, die durch Grabsteine und Memorbücher belegt ist, lässt ihn als einen Nachkommen eines anderen Baal Schern gelten, des Rabbi Loanz von Mainz, der wiederum seinen Stammbaum auf Jossel von Rosheim zurückführt, der unter Karl V. und Maximilian der Führer der deutschen Judenheit war, mit dem Titel: gemeiner deutscher Judenheit Befehlshaber. Er führt seinen Stammbaum mit Sicherheit über die mütterliche Linie zurück auf Rabbi Salomon Spiro aus Speier (1375), der wieder bis ins 13. Jahrhundert zurückweist. Sicher ist, dass die Familie immer in Süddeutschland in der Rheingegend gelebt hat, und wenn auch einzelne Familienmitglieder zum Studium in die

Fremde zogen, nach Krakau oder nach Frankreich, so kehrten sie doch immer wieder in die Rheingegend zurück. Jossel führt seinen Stamm-  
baum zurück auf Raschi in Worms, Rabbi Loanz war in Mainz, Salo-  
mon Spiro in Speier, Mannheim, Heidelberg, Michelstadt, Karlsruhe –  
fast tausend Jahre sind es, dass sich die Familie auf süddeutschem Boden  
nachweisen lässt. Immerhin ein interessanter Beitrag zur Geschichte der  
Juden in Deutschland. (Genau Zahlen und Daten hat Eli in dem Stamm-  
baum zusammengestellt, den er seinem Vater zum 60. Geburtstag über-  
reichte.)

So kam durch unsere Verbindung nord- und süddeutsches Judentum mit  
ungarischem und polnischem Judentum zusammen. Wie verbunden das  
durch Landesgrenzen getrennte Judentum war, sahen wir eines Tages  
mit viel Vergnügen, als wir entdeckten, dass Elis Urgrossvater, eben der  
Baal Schern, die Schriften meines Urgrossvaters, des Kesev Nivchor, in  
seinen handschriftlichen Aufzeichnungen zum Studium empfahl.

## **BERUF UND ÖFFENTLICHES WIRKEN**

Doch nach dieser langen Abschweifung zurück zu unserem gemeinsa-  
men Leben in München. Eli hatte noch nicht mit seiner Arbeit begon-  
nen, und so konnte er sich auf unserer Hochzeitsreise nach Italien ganz  
frei fühlen. Für mich war es auch ein Ausruhen nach dem Studium und  
der Examenszeit. Ich hatte erzählt, dass Eli eine sogenannte Konzipien-  
tenstelle in einer grösseren jüdischen Kanzlei (Siegel) angenommen  
hatte. Das taten fast alle jungen Anwälte, bevor sie sich niederliessen,  
um sich die praktische Erfahrung für den Anwaltsberuf anzueignen.  
Aber diese Stelle hatte er nur kurze Zeit inne. Einer der Chefs, der als  
grober Polterer bekannt war, hatte ihn einmal rauh angefahren. Darauf  
hatte Eli ohne ein weiteres Wort seine Akten zusammengelegt, sein  
Pult zugeklappt und war gegangen, um nie wieder dort zu erscheinen.  
Das entsprach so ganz seinem Wesen: Er hat in seinem ganzen Leben  
keinen Vorgesetzten gehabt und war es nicht gewohnt, irgendjeman-  
dem, mit Ausnahme seines Vaters, zu gehorchen. Aber dass auch die  
schweigende Unterordnung unter den Vater ihm schmerzlich sein  
muss, sah ich aus seiner Ablehnung gegen seine Heimatstadt, die er frei-  
willig niemals mehr betrat. Zu tief hatte es ihn verletzt, dass er dort  
nicht ganz nach seinem Sinn leben und sich entwickeln dürfen.

Eli, dessen sogenannte konziliante Art vielen Menschen das Gefühl gab, er sei leicht zu leiten und zu dirigieren, war von einem Unabhängigkeitsdrang, der nur sich selbst gehorchte und von keinem sich dreinreden liess. Darum war es für ihn ein ganz besonderes Glück, dass er geldlich völlig unabhängig war und sich nie um beruflicher oder pekuniärer Dinge willen einem anderen unterordnen musste.

Nun dachte er daran, sich selbständig zu machen, und suchte einen Sozius zur Niederlassung. Das war allgemein üblich, schon wegen der verschiedenen gerichtlichen Vertretungen und der Spezialisierung der Arbeit. Dann aber war es auch für Eli wichtig, einen Kollegen zu haben, der am Schabbat und den Feiertagen die Geschäfte weiterführte. Deshalb sollte es ein christlicher Kollege sein. Eli hätte viele tüchtige jüdische Kollegen finden können, die gern mit ihm gearbeitet hätten. Einer machte ihm den ganz ernstgemeinten Vorschlag, sich taufen zu lassen, damit er sich mit ihm assoziieren könne. Eli wählte einen christlichen Kollegen ohne alle Qualitäten, ohne alle Verbindungen, eine völlige Null, ja weniger als das, wie sich später herausstellte.

Natürlich hatte Eli die ersten Jahre nicht viel zu tun, und bei seiner unglaublich schnellen, konzentrierten Art des Arbeitens wurde er spielend mit der Berufsarbeit fertig und fühlte eigentlich oft seine Kräfte brachliegen. Wie oft überlegten wir uns auf gemeinsamen Spaziergängen, was er vielleicht tun könne, um seine Zeit befriedigender und nützlicher auszufüllen. Aber eigentlich war es uns beiden nicht so ernst damit. Wir fanden es ja so schön, dass wir Zeit füreinander hatten und uns dem widmen konnten, wozu wir Lust hatten.

Auch ich versuchte ins Berufsleben hineinzukommen, nachdem ich in den ersten vier Wochen im Hause alles geordnet hatte. Ich hatte schon, dank der Beziehungen meines Veters August Feuchtwanger, einen Arbeitsplatz in der Inneren Abteilung der Poliklinik, deren Leiter damals Professor May war. Am Vormittag hatte ich Sprechstunde von 8 bis 13 Uhr, am Nachmittag machte ich Hausbesuche, die mir zugeteilt waren, in der Au und in Giesing. Es war täglich eine grosse Anzahl von Patienten zu untersuchen, und da wir auch alle chemischen und mikroskopischen Untersuchungen selbst machen mussten, so dauerte es, bis ich mich an etwas schnelleres Untersuchen und Diagnostizieren gewöhnte. Bei Fällen, in denen man sich nicht auskannte und den Chef bat, zu Hilfe zu kommen, lernte ich bald eines: dass auch er sich hütete, sich nach einmaliger Untersuchung zu äussern; er schaute einen dann schief lächelnd von der Seite an, zuckte die Achseln, murmelte etwas und

verschwand. Drängte man dann mit Fragen, so bekam man nicht mehr heraus wie etwa: «Untersuchen Sie noch das und jenes, geben Sie vorerst eine harmlose Medizin und bestellen Sie den Patienten für morgen wieder.» Dabei wusste Professor May viel und war ein guter Diagnostiker. Er war ein typischer Bayer: ein Mann, der kein Wort zu viel sprach, der gar nichts aus sich zu machen verstand, nicht allzu viel von Therapie hielt. Er war vor allem ein grosser Gegner der modernen Vielgeschäftigkeit. «Um zwei Dinge bitte ich Sie», sagte er mir einmal, «spritzen Sie nicht so viel Dreck in die Venen ein und machen Sie keine Kuren mit Hypnosen. Sie schaden mehr, als sie nützen.» Mit der Hypnose bin ich ihm gefolgt, aber in die Venen habe ich genug eingespritzt und wäre ohne diese Injektionen gar nicht ausgekommen. Ich denke, er muss darin auch noch umgelernt haben.

Von ihm aus ging ich dann in die Kinderpoliklinik, wo ich meine ersten tragischen Erfahrungen machte: das Sterben meiner armen kleinen Patienten. Das Sterben eines Patienten in einer Klinik, wo der Kranke losgelöst ist von dem Kreis seiner Familie, wo er – wie schlimm es auch klingt – eine Nummer im Krankenhaus ist, ist für den Arzt ein ganz anderes Erlebnis, als einen Menschen sterben zu sehen, den man allein betreut, für den man mit seinen Angehörigen bangt und fühlt, die Lücke sieht, die sein Sterben hinterlässt. Nie vergesse ich meinen ersten Todesfall. Es war ein etwa sechs Monate altes Kind, das jüngste von fünf Geschwistern, die alle an Masern erkrankt waren. Ich war furchtbar niedergeschlagen, als ich dem Professor berichtete, hatte mir viele Gedanken und Vorwürfe gemacht, ob ich nicht hätte anders behandeln müssen – vielleicht hätte ein besserer Arzt das Kind gerettet –, aber der Professor sagte sehr ruhig: «Ich dachte es mir, neunzig Prozent Sterblichkeit in diesem jungen Alter.» Ja, aber es war mein erster Patient, den ich allein betreut hatte, der unter meinen Händen gestorben war. Das Kind habe ich nie vergessen.

Neben der Kinderpoliklinik ging ich noch ein Vierteljahr in die Hals-Nasen-Ohren-Klinik, nur um diagnostisch sicherer zu werden. Zur Behandlung reicht solche kurze Zeit natürlich nicht aus. Und von da aus ging ich in die Geburtshilfliche Abteilung. Das war natürlich die schwerste und zeitlich die unangenehmste Arbeit. Ich hatte abwechselnd 24 Stunden Dienst und 24 Stunden frei. Ich wusste ja Eli gut versorgt, aber es war nicht leicht für ihn, mich immer zwei Tage ganz zu entbehren. Während dieser Tage konnte ich nie nach Hause gehen. Natürlich kam Eli mich oft besuchen, aber es war immer sehr unsicher, ob er mich



gerade frei finden würde. Aber zu einem kurzen Kaffeestündchen – der Kaffeegarten lag direkt gegenüber – reichte es doch meist; am Abend sassen wir in meinem gemütlichen Zimmer, bis ich eventuell abgerufen wurde. Ich habe dort in der Klinik von Professor Winkel viel gelernt, nicht nur in der Geburtshilfe, mehr noch an Lebenserfahrung, die mir ja bei meinen fünfundzwanzig Jahren noch sehr abging. Ich lernte dort z.B. viele Hebammen vom Lande kennen, deren schweres Leben und die für so einfache, ungelernete Frauen viel zu grosse Verantwortung. Diese Hebammen mussten alle paar Jahre zu einem Kurs in die Stadt kommen, um ihr Können und Wissen wieder aufzufrischen. Mir, der jungen Ärztin gegenüber – sie hatten bis dahin noch nie eine gesehen oder kennengelernt – waren sie sehr aufgeschlossen. Sie bekamen für jede Geburt, bei der sie oft Stunden und Stunden sitzen mussten, eine feste, sehr geringe Bezahlung. Sie mussten erkennen, ob die Geburt sich normal entwickelte, ob sich Anomalitäten zeigten, die einen Arzt erforderten, der oft viele Kilometer entfernt war, mussten oft allein mit einer schweren Blutung fertig werden, ohne dass ihnen alle Hilfsmittel zur Verfügung standen. Ich bekam grossen Respekt vor diesen einfachen Frauen.

Weniger gefiel mir der Ton, der in der Klinik herrschte. Schon in Heidelberg war es mir aufgefallen, wieviel schlechter der Ton in einer Frauenklinik ist als in allen anderen Kliniken. In München lag es zum Teil an dem viel schlechteren Schwesternmaterial. An allen Kliniken waren sonst katholische Schwestern, nur mit Geburtshilfe durften diese Nonnen nichts zu tun haben, und so befand sich dort eine merkwürdige Art sehr weltlicher Schwestern, die keinem Orden, weder katholisch noch protestantisch, angehörten. Aber auch die Ärzte waren dort anders als in anderen Kliniken. Ich habe meine Erklärung dafür nur darin gefunden, dass jeder Arzt bei Behandlung seines Patienten dasselbe empfinden muss wie der Zuschauer bei einer Tragödie. Nach Aristoteles müssen ihn Furcht und Mitleid bewegen: Furcht für sich selbst, dem es jeden Augenblick ebenso ergehen kann, Mitleid mit dem Helden und seiner traurigen Lage. In der Frauenklinik gibt es nur das zweite, nur das Mitleid, nie aber die Furcht für sich selbst, die auch das Mitleid erst richtig hervorruft und vertieft. Wobei das, was ich da sage, für den menschlich fein empfindenden Arzt gilt. Jedenfalls habe ich mich zwar mit den Patienten gut verstanden, mich aber in der Klinik nicht sehr zu Hause gefühlt. Winkel war auch damals schon sehr alt und nicht mehr ganz Herr in seinem Hause. Darum habe ich auch für meine Ausbildung

in Gynäkologie die zweite Klinik gewählt, die damals Professor Aman leitete.

Solange ich in den Kliniken arbeitete, hatte ich mich noch nicht niedergelassen, vor allem deswegen, weil ich meinen Doktor noch nicht gemacht hatte. Nun ist ja der Dokortitel für den Arzt keine Notwendigkeit, sondern wirklich nur ein Titel. Nötig war in Deutschland nur das Staatsexamen. Aber Eli fand mit Recht, dass es nicht angehe, dass ich nur durch seinen Dokortitel Doktor heissen sollte. Und so habe ich drei Jahre nach dem Staatsexamen noch meine Doktorarbeit gemacht und das Examen, das zwar nicht schwer, aber, da mir unbekannte Professoren mich prüften, doch weit unangenehmer war, als es für mich in Heidelberg gewesen wäre.

Jetzt hatte ich das Recht, mich als Dr. Rahel Straus niederzulassen, was ich Anfang 1908 auch tat. Es gab bis dahin schon zwei Ärztinnen in München. Eine Frau Dr. Lehmann, ich glaube Amerikanerin, eine ganz prachtvolle Frau, gerade, unabhängig, Sozialistin. Sie hat bis in ihr hohes Alter nie die Erlaubnis gehabt, als Ärztin zu gelten, weil ihr ausländisches Examen nicht anerkannt wurde, und ein inländisches Nachexamen in Bayern, wo bis dahin noch immer keine Frauen zum Studium zugelassen wurden, nicht erlaubt war. Da ihr Mann auch Arzt war, er also ihre Rezepte unterzeichnen, Impf- und Todesscheine ausstellen konnte, so hat sie immer arbeiten können. Die Ehe war eine besonders gute, aber ihre beiden Kinder, Sohn und Tochter, gingen früh aus dem Haus mit der Erklärung: «Unsere Mutter ist sicher eine tüchtige Frau, aber eine Mutter war sie nie für uns.» Das hat mir viel zu denken gegeben und mich stark bei der Gestaltung meines Lebens beeinflusst.

Frau Dr. Lehmann, die ich sehr schätzte, hat ein trauriges Ende genommen. Sie war eine tapfere Frau, die nur tat, was sie für recht hielt, alles tat, was sie vor ihrem Gewissen verantworten konnte. Man munkelte schon lange, dass sie gegen das Gesetz zum Schutze des keimenden Lebens handle und Aborte nicht nur aus medizinischen, sondern auch aus sozialen Gründen einleitete. Seit vielen Jahren wurde in Deutschland ein heftiger Kampf darum geführt. Auf der einen Seite standen die bürgerlich-konservativen Kreise, vor allem die Kirchen aller Konfessionen, auf der anderen Seite die Sozialdemokratie und die ihr nahestehenden Parteien. Aber das Gesetz bestand, und jeder, der sich aktiv oder passiv dagegen verging, machte sich strafbar. Natürlich war es ein offenes Geheimnis, dass trotzdem ständig bei Reich und Arm Abtreibungen vorgenommen wurden, ich glaube im Jahre schätzungsweise 500'000. Da

aber Zuchthausstrafe darauf stand und der anständige Arzt meist nicht ungesetzlich handeln wollte, so waren besonders die Armen auf gewissenlose Hebammen und Kurpfuscher angewiesen, die oft mit verbrecherischem Leichtsinne handelten, nur an den Erwerb, nicht an ihr armes Opfer denkend. So gingen viele Frauen und junge Mädchen zugrunde. Natürlich gab es gewissenlose Ärzte genug, die die Notlage armer weiblicher Wesen ausbeuteten und genauso verbrecherisch mit dem Leben und der Gesundheit ihrer Opfer umgingen. Da war eine Ärztin wie Frau Dr. Lehmann, die nie aus egoistischen, geldlichen Gründen half, sondern nur auf das Wohl ihrer Patientinnen bedacht war, eine ideale, mutige Helferin. Ich stand ganz auf ihrem Standpunkt. Dass ich anders handelte, beruhte darauf, dass ich Eli vor meiner Niederlassung versprochen hatte, keine ungesetzliche Handlung, wenn auch aus besten Motiven, in der Praxis zu begehen. Ich bin aber in Wort und Schrift sowohl im Kreis der Akademikerinnen als auch beim jüdischen Frauenbund in seiner Sommerschule in Bad Dürkheim für Abschaffung dieses Paragraphen eingetreten. Doch davon später. Als Hitler zur Macht kam, war Frau Dr. Lehmann – sie war keine Jüdin – als Sozialistin gefährdet. Sie wurde geholt, und es sollte ihr ihrer strafbaren Handlungen wegen der Prozess gemacht werden. Da hat sie sich das Leben genommen. Ich glaube, dass viele in Dankbarkeit dieser warmherzigen, tapferen Ärztin gedenken.

Die zweite Ärztin stammte wie ich aus Karlsruhe und war schon in meiner Gymnasialzeit meine Bewunderung gewesen. Sie hatte damals in der Schweiz studiert. Sie war als Kinderärztin tätig, sicher tüchtig und beliebt, lebte aber zurückgezogen in einem entfernten Stadtviertel, so dass wir uns beruflich nie, gesellschaftlich nur sehr selten sahen.

So war ich die dritte Ärztin, die sich in München niederliess. Ich kann nicht sagen, dass die Patienten bald herbeiströmten. Aber ich machte manche interessante Erfahrung: Patienten, die zu einer Ärztin kamen, waren in erster Linie berufstätige Frauen der gebildeteren Klasse: Lehrerinnen, Sekretärinnen, gehobene geschäftliche Angestellte. Sie, die zu sich selbst Vertrauen hatten, hatten auch Vertrauen zu der Frau, die sie beraten sollte. Dann kamen Frauen des kleinen Mittelstandes – sie sahen im Mann oft so etwas wie einen Gegner, der auf sie herabsah, der sie nicht ernstnahm. Dann kam die christliche bürgerliche Frau aus dem Mittelstand, nicht die reiche Frau, und zu allerletzt kam die jüdische Frau; sie fand den Weg zur Ärztin am schwersten. Als ich auf ihren ausdrücklichen Wunsch die Behandlung von Tante Fritzi, Onkel Angelos

Frau, übernahm, erzählte er mir immer wieder, wie viele Leute ihn davor warnten, mir die Behandlung anzuvertrauen. Immerhin, die Praxis wuchs, besonders als ich mich nach zwei Jahren zur Kasse meldete. Das war quasi Ehrenpflicht. Nach vielen Kämpfen erst war es den Ärzten gelungen, ihre Forderung auf Abschaffung des fest besoldeten Kassenarztes durchzusetzen. Da nach dem deutschen Recht immer mehr Menschen unter die Versorgung der Kasse fielen, war die Privatpraxis mehr und mehr eingeschränkt. Andererseits war die Versorgung der Kassenpatienten durch den fest angestellten Arzt durchaus nicht auf der Höhe. Der Arzt hatte sein Gehalt, ganz gleichgültig, wie er seine Patienten betreute, und es hiesse schon mit aussergewöhnlichen Menschen rechnen, wenn da nicht oft die Bequemlichkeit den Berufseifer beeinflusst hätte. Andererseits war der Kassenpatient an den einen Arzt gebunden, ob er Vertrauen zu ihm hatte oder nicht. Dem allem sollte die sogenannte «freie Arztwahl» vorbeugen.

Möglichst jeder Arzt meldete sich zur Übernahme von Kassenpatienten, die wie die Privatpatienten sich den Arzt aussuchen konnten. Der einzige Unterschied war, dass die Kasse für den Kassenpatienten den Arzt und die Medikamente bezahlte. Diese Zahlung war nach einer bestimmten Gebührenordnung festgesetzt, die nicht allzu hoch war, die aber, und das war der angenehme Gegensatz zum Privatpatienten, jedes Vierteljahr mit Sicherheit bezahlt wurde. Um dem Missbrauch und der Ausnützung der Kasse vorzubeugen, war ein kunstreiches System erdacht worden: Jeder Arzt schickte am Ende des Vierteljahres seine Krankenliste ein, in denen für jeden Patienten alle Einzelleistungen eingetragen waren. Aus der Summe der Patienten und der Summe der Einzelleistungen wurde eine Durchschnittszahl errechnet, nach der jedesmal bezahlt wurde. Diese Durchschnittszahl lag immer etwa zwischen vier und fünf. Hatte man also etwa hundert Kassenpatienten behandelt, so konnte die Bezahlung nur vierhundert bis fünfhundert Einzelleistungen vergüten; was darüber war, wurde gestrichen. Das klingt zunächst etwas hart. Wenn man aber überlegt, dass es doch viele kleine Fälle gab, die nur ein- bis zweimal kamen, vor allem aber auch, dass in den letzten Tagen vor Abschluss der Listen kaum diese Durchschnittszahl aufgebraucht wurde, so verändert sich das Bild. Extraleistungen wurden ohne solche Durchschnittsziffer gezahlt. Natürlich gab es Vertrauensärzte, die jederzeit das Recht der Nachuntersuchung hatten, besonders in Fällen, in denen der Patient krank geschrieben war und sein tägliches Krankengeld erhielt.

Ich hatte immer ein sehr angenehmes Verhältnis zu meinen Kassenpatienten. Sie waren vertrauensvoll und dankbar, und dass die Geldfrage nie zwischen uns stand, war eine besondere Annehmlichkeit.

Ich habe, nachdem ich mich niedergelassen hatte, meine Praxis durch alle Jahre gehalten, bis ich München verliess, und habe hier mit 54 Jahren noch einmal begonnen. Und doch kann ich die Frage, ob es möglich ist, als Frau und Mutter einen Vollberuf auszuüben, nur schwer beantworten. Ich denke dabei an die Frau im bürgerlichen Leben, an ein Leben, wie es unsere Generation geführt hat. Da muss ich sagen: Es ist und bleibt eine schwere, fast unlösbare Aufgabe, die nicht grundsätzlich beantwortet werden kann, sondern die jede Frau für sich selbst entscheiden muss. Es sind dazu viele Vorbedingungen notwendig. In erster Linie muss der Ehemann in der Frau die gleichberechtigte Gefährtin sehen, die nicht in erster Linie für ihn da zu sein hat, sondern das Recht auf Eigenleben und Eigenentwicklung hat. Zweitens gehört eine pekuniäre Grundlage dazu, die es der Frau ermöglicht, in Haus und Küche, bei den Kindern und für die gesamte Haushaltsführung bezahlte Kräfte einzustellen. Ohne diese finanzielle Grundlage kann eine verheiratete Frau gar nicht beginnen, ohne von der Fülle der doppelten Arbeitslast erdrückt zu werden. Vor allem aber gehört dazu eine eiserne Gesundheit und eine grosse Arbeitskraft, denn selbst die besten Hausangestellten bedürfen der Aufsicht der Hausfrau, und jeder Moment kann es verlangen, dass die Hausfrau plötzlich selbst die Arbeit zu leisten hat. In einem Haushalt mit Kindern gibt es keine Möglichkeit, die Arbeit einzustellen, die Kinder müssen betreut werden, der Hausbetrieb muss weitergehen, trotz Beruf und Berufsanforderung. An wie viele Fälle erinnere ich mich, in denen ich plötzlich vor solch doppelter Aufgabe stand.

Einmal, es war der Tag vor Pessach, waren Gäste zum Seder geladen, die Köchin lag krank, das Kindermädchen war nicht da. Ich kochte, sass bei den Kindern. Plötzlich ein Anruf: Sofort kommen! Da gab es kein Zaudern. Ich stellte mein ältestes Töchterlein, sie war etwa zehn Jahre alt, an den Herd: «wenn du siehst, dass es zu sehr kocht, schiebe einfach die Töpfe zur Seite, ich werde alles ordnen, wenn ich nach Hause komme.» Ich habe es geschafft, aber Kraft hat es gekostet. Aber da handelte es sich schliesslich nur um ein Essen, das besser oder schlechter werden konnte, in jedem Fall kein grosses Unglück. Es gab ganz andere Dinge, die schwerer durchzuhalten waren.

Mein ältestes Töchterlein war damals vier Monate alt, sie war nur von mir genährt worden. Ich wurde wegen einer schweren Blutung ins Isar-

tal gerufen. Sieben Abgänge hatte die arme Patientin in den sieben Jahren ihrer Ehe schon durchgemacht. Und nun wieder eine Blutung, wieder eine Hoffnung zerstört. Ich kannte sie, sie war meine Freundin, sie war restlos verzweifelt. Rein ärztlich gesehen gab es bei der Stärke der Blutung nur eines: operative Ausräumung, damit die Blutung aufhörte. Aber ich sah, dass ich alles tun musste, um die Schwangerschaft zu erhalten. Das ging nur, wenn ich, nachdem ich eine Spritze und alles, was nötig war, gemacht hatte, dablief und beobachtete. Ich blieb die Nacht draussen und telefonierte nach Hause, dem Kind – es hatte noch zwei Mahlzeiten zu bekommen – Tee zu geben, es musste halt einmal hungern. Es gelang, das Kind zu retten, nach fünf Monaten kam ein prachtvoller Junge zur Welt. Isalein hat es auch nichts geschadet, aber der Konflikt der Pflichten war hart genug.

Oder ein dritter Fall, der schwerste von allen. Ich stillte mein jüngstes Töchterlein im vierten Monat. Sie erkrankte als einziges der vier Kinder an Diphtherie, die ich wohl mit nach Hause gebracht hatte. Ich hatte gerade einen kleinen Patienten mit leichter Angina behandelt, wie mir schien, aber es musste doch wohl eine Diphtherie gewesen sein. Die falsche Diagnose hätte meiner Kleinen fast das Leben gekostet. Wenn ich wirklich das Kind durch meine Schuld verloren hätte – ich glaube, ich hätte nie wieder gewagt, ärztlich zu behandeln, ich hätte den Beruf aufgegeben.

Und doch berühren diese Dinge nicht die eigentlichen Probleme, die liegen viel tiefer. Dem Manne ist der Beruf der Hauptinhalt seines Lebens, ihm wird alles andere untergeordnet. Das ganze Haus ist darauf eingestellt, dem Hausherrn die Ruhe und Bequemlichkeit zu geben, damit er ganz ungestört seinem Beruf leben kann. Ganz anders ist es bei der Frau, die im Augenblick, da sie heiratet, sich nicht mehr ganz und ausschliesslich dem Beruf widmen kann. Sie übernimmt mit der Ehe sofort die zweite Aufgabe, ein Haus, ein Heim zu gestalten, und es ist falsch zu glauben, dass eine solche Aufgabe ohne Kräfteinsatz gelöst werden könne. Die berufstätige Frau muss die grosse Gabe haben oder sich dazu erziehen, ihr Berufsleben und ihren Alltag so voneinander zu trennen, dass niemand spürt, dass sie vielleicht körperlich müde oder seelisch bedrückt ist, dass ihre Gedanken noch bei dem schweren Fall weilen, den sie eben behandelt. Dabei spreche ich hier von der Frau, die keine Mutterpflichten und einen verständnisvollen Mann hat, der gerne bereit ist, mitzutragen und mitzuberaten. Sind aber Kinder da, dann wird der Aufgabenkreis weit grösser und schwerer. Ein Kind braucht trotz bester

Kinderpflegerin die Mutter und hat auch ein Recht auf sie, und die Mutter will auch das Kind führen und leiten, es beeinflussen, ihm eine Mutter sein. Es braucht unendlich viel Kraft, viel Liebe zum Beruf, immer wieder den Versuch zu machen, allem gerecht zu werden.

Wenn man ehrlich gegen sich selbst ist, weiss man, dass man nie so viel im Beruf leisten kann, wie man könnte, wenn man alles andere ausschalten würde. Wie oft habe ich halb im Scherz, halb im Ernst zu meinem Mann gesagt: «Hätte ich dich nicht geheiratet, wäre ich eine berühmte Frau geworden.» Und Eli sagte dann wohl scherzend, «dann danke Gott, dass ich dich geheiratet habe, vielleicht habe ich dich vor der grossen Enttäuschung bewahrt, dass die Berühmtheit ausgeblieben wäre». Das war ein Scherz, aber er enthielt den wahren Kern, dass mir bewusst war, dass ich hinter meinem selbstgesteckten Ideal zurückblieb. Wie gerne hätte ich mich operativ ausgebildet, mich ausgebildet für die «schmerzlose» Geburt, die König damals in Freiburg eingeführt hatte, und für geburtshilfliche Operationen. Ach, es gab tausend Dinge, die ich gerne noch zugelemt hätte und für die das Lesen der wissenschaftlichen Zeitschriften nur ein schwacher Behelf war. «Berühmt» hätte ich deswegen nicht werden müssen, das war damit nicht gemeint. Trotzdem hatte auch Eli mit seiner Antwort recht: wäre ich glücklicher gewesen, wenn ich einzig und allein dem Beruf gelebt hätte? Verzichtet auf ein volles Frauenleben, mit Mann und Kindern? Ganz gewiss nicht! Und das ist und bleibt die grosse, schwere Frage, die vor jeder Frau steht. Viele habe ich gekannt, die von vornherein auf den Beruf verzichtet haben, und viele, die jahrelang auf die Ehe verzichteten, um dann als reife Frau doch noch Ehe und häusliches Glück zu verlangen – zu spät und darum meist ein verfehlter Versuch. Ich hätte nie auf den Beruf und auf mein Glück als Frau und Mutter verzichtet. Aber ich war mir immer bewusst, dass es eine schwere, immer neu zu lernende Kunst ist, beides zu vereinen.

Ich erinnere mich an einen grossen Abendvortrag einer Kollegin, der späteren Frau von Ludendorff, vor Studentinnen über das gleiche Thema. Sie stellte es so dar, als sei es kein Problem, als sei es eine leichte Sache. Nur solange die Kinder ganz klein sind, so sagte sie, gibt es eine kurze Zeit, wo die Ärztin die Berufsarbeit unterbrechen müsse, um sich dem Kleinkind zu widmen. Sonst aber sei es ein leichtes, allem gerecht zu werden. Ich sprach in der Diskussion gegen sie: Man sollte ruhig der Jugend die Wahrheit sagen, es sei nicht leicht, den Weg zu gehen, den die Studentin, die Ärztin werden wolle, sich gewählt hat. Es gehöre viel

Kraft, Wille und Gesundheit dazu. Auch glaube ich, dass es eher möglich sei, für das Kleinkind einen Mutterersatz zu finden als für das grössere Kind, das ganz andere psychologische und pädagogische Probleme aufgibt. Ob die Jugend ihr oder mir glaubte, wer weiss es?

All diese Probleme sind Probleme der bürgerlichen Welt, in der wir lebten und noch leben. Bei veränderten Lebensbedingungen, wie sie zum Beispiel der Bolschewismus mit sich bringt, werden diese Fragen ganz anders aussehen. Die Gestaltung des häuslichen Lebens, die Pflege und Erziehung der Kinder, die der Staat übernimmt, werden kein Problem mehr darstellen. Vielleicht ist die Frau dann genauso von ihrem Beruf erfüllt wie der Mann und kann sich ihm ganz und ausschliesslich widmen. Ob das Leben ihr dann andere, neue Probleme stellt, wird eine neue Generation beantworten müssen.

In den ersten Jahren unserer Ehe hatte ich es jedenfalls noch leicht. Kinder waren noch nicht da, unser erstes Töchterlein kam erst nach vier Jahren. Ein tüchtiges Mädchen – es war übrigens ein jüdisches Mädchen, Tochter eines Gerbers aus Nördlingen – wurde spielend mit dem kleinen Haushalt fertig. Ich hatte den verständnisvollsten Mann, der selbst noch nicht mit Beruf und Berufssorgen überlastet war und daher viel freie Zeit hatte, und ich war noch nicht im selbständigen Beruf, sondern in der Ausbildung, was bestimmte Arbeitsstunden bedeutete und freien und unbelasteten Sinn nach der Arbeit. Das war gut so, denn es galt ja, ein volles Leben aufzubauen und nicht nur ein Berufsleben zu führen. Schneller, als es mir lieb war, kamen von allen Seiten Wünsche und Forderungen an die junge Ärztin.

Ich weiss noch gut, dass ich die erste Einladung, einen Vortrag zu halten, ablehnte. Da erklärte mir ein älterer Kollege in aller Freundschaft, das dürfe ich nicht; ich sei es meinem Beruf und dem Frauenkreis schuldig, solche Forderungen nicht abzulehnen. Es war mir ein ganz fremder Kreis und ein ganz fern liegendes Gebiet: die Anti-Alkohol-Liga hatte eine Frauengruppe, die unter den Frauen und Mädchen wirken sollte. Etwas, was in Baden nicht nötig war, wohl aber im bierseligen München. Eli hat mich mit dem komischen Thema «Das junge Mädchen und der Alkohol» viel geneckt, aber er hat sich mit mir über die gute Kritik meines ersten öffentlichen Auftretens gefreut, die vor allem die Originalität lobte, mit der das Thema behandelt worden sei.

Dann kam eine jüdische Gruppe und verlangte Hygiene-Vorträge für ihren Mädchenklub. Das nächste war die Kinderfürsorge, die Schwestern und Ärztinnen aufs Land schickte, um Vorträge über die Notwendigkeit



des Stillens zu halten. Ja, es ist merkwürdig genug: das Stillen war in Oberbayern auf dem Lande ganz aus der Mode gekommen, zum Teil mit unter dem Einfluss der Kirche, die das Stillen «unsittlich» fand. Das Kleinkind wurde mit Mehlbrei aufgezogen; da war es kein Wunder, dass die Säuglingssterblichkeit auf dem Lande 33% betrug, das heisst, jeder dritte Säugling starb. Das war wohl schon lange so und bei der Masse Kinder, die eine Bauersfrau zur Welt brachte – zwischen acht und fünfzehn – war ihr dies Sterben gar nicht so schlimm. Eine Patientin sagte mir einmal: «Zwölf Kinder hätt' i, aber der liebe Herrgott hat's halt gut mit mir g'meint, die letzten sechs hat er sterben lassen.» Aber die Zeiten änderten sich, die Geburtenzahl sank, die hohe Sterblichkeitsquote blieb.

Ich hatte meinen Vortrag fein säuberlich ausgearbeitet und las ihn zur Kritik meinem Bruder Ernst vor, der zufällig zu Besuch bei uns war. Seine Kritik hat mir viel für damals und für immer geholfen. Er sagte mir, dass mein Vortrag recht und gut sei für Akademiker, niemals für einfache Bäuerinnen. «Du darfst nicht Theorien vortragen, sondern musst kleine Geschichten bringen, die anschaulich sind, sich leicht einprägen und so volkstümlich sind, dass jede deiner Hörerinnen sich selbst sprechen hört und sich selbst beantwortet fühlt.» Wie recht er hatte, habe ich dann am Sonntag draussen auf dem Dorf im Wirtssaal erfahren, wohin der Pfarrer auf Wunsch der Behörde alle Frauen bestellt hatte, um der Rednerin aus der Stadt zuzuhören. Ich habe keine Theorie gebracht, nur lebendiges Beispiel, und ehe ich mich versah, waren meine Frauen mit-tendrin, fragten, erzählten, sprachen mit. Es war ein sehr angeregter Nachmittag, der mir viel Freude brachte und den Frauen hoffentlich Nutzen.

Selbstverständlich fanden sich alle fortschrittlichen Frauenvereine ein und verlangten Mitgliedschaft und Mitarbeit. Da war der Fraueninteressenverein, der in München die Stelle des Vereins «Frauenbildung – Frauenstudium» meiner Heimat vertrat. Er beschäftigte sich mit allen Frauenfragen mit Ausnahme der politischen. An der Spitze stand eine prachtvolle Frau, Ika Freudenberg, die den Verein hervorragend leitete und es verstand, alle Frauenkreise mit ihm zu verbinden. So gliederte sie ihm eine Akademikerinnengruppe an, die sich im Laufe der Jahre aus kleinen Anfängen immer mehr entwickelte und sowohl wissenschaftliche als auch praktische Fragen behandelte. Selbstverständlich, dass ich dort Mitglied war, dass ich zum Akademikerinnenkreis gehörte und zu dem besonderen Kreis der Ärztinnen. Wenn ich auch im Jahre 1905 erst

die dritte Ärztin war, so wuchs ihre Zahl von Jahr zu Jahr und verzehnfachte sich sicher während und nach dem Weltkrieg.

Die Veranstaltung über Beruf und Mutterschaft, die ich erwähnte, fand im Rahmen des Fraueninteressenvereins statt. Hier hörte ich auch, auf einer grossen Tagung über weibliche Erziehungsfragen, zum ersten Mal Gertrud Bäumer reden. Sie sprach so ausserordentlich gut und klar, dass selbst so gute und sachverständige Redner wie Kerschensteiner – der Referent über das Münchner Volksschulwesen – neben ihr verblassten. Ich war voller Bewunderung für sie, und das, was ich von ihr hörte und von ihr las, hat mir immer wieder bestätigt, dass sie wohl die bedeutendste Frau war, die die deutsche Frauenbewegung in meiner Zeit hervorgebracht hat.

Die politisch orientierte Frauenbewegung war der Verein für Stimmrecht, dem ich natürlich sofort beitrug, wenn es auch damals, 1905, so aussah, als sollte unsere Arbeit noch jahrzehntelang vergeblich sein. Die Forderung nach politischer Gleichberechtigung mussten wir aber stellen. Natürlich war diese Vereinigung noch sehr unpopulär, zählte nur wenige Mitglieder und hatte viele und heftige Gegner. Dem entsprach aber auch die Art und das Auftreten der Frauen, die an ihrer Spitze standen: Dr. Anita Augspurg und Lydia Heymann, trotz ihrer jüdisch klingenden Namen keine Jüdinnen. Sie kleideten sich, besonders Anita Augspurg, wie der Witzblatttyp der emanzipierten Frau. Als ich aber mit ihnen bekannt wurde, habe ich beide sehr schätzen gelernt. Sie waren, das ist zuzugeben, fanatisch in ihrem Auftreten wie in ihren Forderungen. Aber wie konnten Frauen jener Tage, die eine Forderung vertraten, die die Männer unter keinen Umständen bewilligen wollten und die die Mehrzahl der Frauen noch nicht imstande war zu verstehen, auch anders sein? Sie hatten nach zwei Seiten zu kämpfen, das ging nur mit fanatischer Leidenschaft. Sie gingen den Weg, den ihre Überzeugung ihnen vorschrieb. Dabei waren sie warmherzig, hilfsbereit, voll wahrer Menschenliebe.

Ich habe im Frauenstimmrechtsverein nicht sehr aktiv mitgearbeitet, aber einmal hatte ich dort einen Kampf auszufechten, der mir schwer genug fiel. In einer Versammlung, an der ich nicht teilnahm, wurde ein Antrag gegen das Schächten angenommen und die Forderung gestellt, das Schächten zu verbieten. Der Antrag erschien am nächsten Tag in allen Zeitungen. Es war ganz unmöglich, dass ein solcher Antrag in einem Verein angenommen werden können, in dem ungefähr die Hälfte der Mitglieder Juden waren. Was war geschehen? Waren alle Juden gerade nicht anwesend? Was hatte überhaupt ein Stimmrechtsverein, der die Frauen-

kreise aller politischen und religiösen Richtungen umfassen sollte, mit dem Schächtverbot zu tun? Eine genaue Nachforschung zeigte bald, dass dieser Antrag in dieser Form nicht vorgelegen hatte. Es war ein Antrag gegen Tierquälerei eingebracht worden, der Zusatz über das Schächten war von dem Vorstand eigenmächtig hinzugefügt worden. Sicher waren sich die Frauen gar nicht klar, dass das eine Fälschung eines Antrags war; auch erwarteten sie nicht, einen Sturm damit heraufzubeschwören, denn eines der Vorstandsmitglieder – eine Frau Hallgarten – eine Jüdin, hatte nichts gegen diesen Zusatz gehabt. Eine von uns Jüdinnen musste dagegen auftreten, und natürlich wurde ich dazu auserwählt. Formal war die Sache leicht, aber damit war ja nichts getan. Ich musste für das Schächten eintreten und tat es natürlich mit dem Rüstzeug der biologischen Argumente, der Gutachten von Physiologen, Tierärzten, Schlachthausdirektoren. Es war für mich eine schwere Aufgabe; nicht nur, dass ich einer geschlossenen Phalanx leidenschaftlicher Schächtgegner gegenüberstand, ich selbst war nicht hundertprozentig überzeugt, dass das Schächten für alle Zeiten die humanitärste Art sein müsse, ein Tier vom Leben in den Tod zu befördern. Denn das galt es doch zu beweisen. Es war ein schwerer, aussichtsloser Kampf – ich habe sicher gut geredet, aber niemanden überzeugt. Aber eines erreichte ich: der Antrag fiel, dass der Frauenstimmrechtsverein nicht das rechte Forum dafür war, das wurde anerkannt.

Nach dem Weltkrieg 1914-1918 hätte dieser Verein verschwinden können. Von einem Tag auf den anderen hatte uns die junge deutsche Republik das Stimmrecht, aktives und passives Wahlrecht, Gleichberechtigung verliehen. Aber im Gegenteil, da fing die aufbauende Arbeit erst an: die Erziehung der Frau zur Staatsbürgerin, die Erziehung für ihre neuen Pflichten und Rechte und die Eingliederung des Vereins in die grosse Liga für Friede und Freiheit.

Neben diesen Arbeiten in allgemeinen Frauenvereinen war es ganz selbstverständlich für mich, auch in jüdischen Frauengruppen zu arbeiten. Es gab natürlich, wie in jeder Stadt, jüdische Frauenvereine, in denen man Mitglied zu sein hatte. Sie waren rein sozialer Art, mit alten verknöcherten Frauen an ihrer Spitze, die sicher soziale Arbeit leisteten, aber mit solcher Selbstgerechtigkeit und Überheblichkeit den Armen und Hilfsbedürftigen gegenüber, dass ich nie daran gedacht hätte, dort mitzuarbeiten. Neben diesem «Jüdischen Frauenverein» stand eine jüngere und aufgeschlossenerere Frauenorganisation, die «Jüdische Jugendhilfe», die ihre Arbeit mit der Gründung von Kindergärten, Hort und

Mädchenklub begonnen hatte. Da schien es mir schon eher möglich, mitzutun, und vor den Mitgliedern dieser Organisation hielt ich die schon erwähnten Vorträge über Hygiene. Ich war jung und lebendig, und man bat mich, die Organisation der Klubabende zu übernehmen. Jede Woche einen Abend. Ich tat es gern und stand bald ausserordentlich gut mit meinen Mädchen, die fast alle Verkäuferinnen oder Büroangestellte waren. Wir spielten und lasen gemeinsam, unterhielten uns, bis das alles ein jähes Ende nahm. Und das kam so:

Ich wurde, wie alle anderen Mitarbeiterinnen, zu den Sitzungen des Vereins eingeladen. Mir fiel auf, dass, wie pünktlich ich auch immer zu den Sitzungen kam, die anderen Damen schon vollzählig vorhanden waren. Ich fragte, wieso das käme, bekam ausweichende Antworten, bis eine Freundin, die wie ich einen Klubabend leitete, mir ehrlich sagte, sie würden alle schon früher zur Besprechung eingeladen, denn sie gehörten zum Vorstand. Ich würde erst später aufgefordert, denn mich als Zionistin wolle man nicht in den Vorstand aufnehmen. Darüber sei verhandelt worden, aber natürlich sollte ich das nicht erfahren. Ich dankte ihr für ihre Offenheit, sie bat mich, was ich auch täte, nicht ihren Namen zu erwähnen. Ich überlegte mit Eli, wie ich mich verhalten sollte, und wir kamen überein, mit der ersten Vorsitzenden, Frau Rabbiner Werner, offen zu sprechen. Rabbiner Kosmann Werner, ein Jugendfreund meiner Mutter aus Posen, hatte seinerzeit als «Protest-Rabbiner» mit unterschrieben, dass der erste Zionisten-Kongress nicht in Deutschland und nicht in München stattfinden sollte. Er ist immer ein Zionistenfeind geblieben, was ihn nicht hinderte, Eli sehr zu lieben und zu schätzen, auch nachdem er Zionist geworden war. Dass seine Frau nicht anders dachte als ihr Mann, war klar genug. Sie war im Übrigen eine feingebildete, gütige Frau und auch offener und gerader als ihr Mann.

Ich ging also direkt in die Höhle des Löwen, sagte ihr, dass mir aufgefallen sei, dass alle anderen Mitarbeiterinnen zum Vorstand gehörten, nur ich als einzige nicht, und dass ich mir dies nicht erklären könne. Ob es etwa damit Zusammenhänge, dass ich Zionistin sei. Sie wurde sichtlich verlegen, während ihr Mann sich aufs Lügen verlegte: «Aber Frau Doktor, wie können Sie so etwas denken?» – Das vertrug sie nicht; sie war aufgestanden, machte sich am Vorhang zu schaffen und sagte dabei: «Nein, Kosmann, lass uns doch ehrlich sein, Frau Doktor hat recht. Der Verein hält es für unmöglich, eine Zionistin in den Vorstand aufzunehmen.» «Aber sie arbeiten zu lassen, hält er ja für möglich. Sie werden

verstehen, dass ich das letzte Mal im Mädchenklub gewesen bin.» Damit verliess ich das Rabbinerhaus. Es war mein erster zionistischer Zusammentoss in München, es sollte wahrlich nicht mein letzter sein. Aber das war mir, als ich nach München kam, durchaus noch nicht klar, sonst hätte ich mich nicht darauf eingelassen, nach dem ersten Halbjahr eine «jüdisch-nationale Frauengruppe» zu gründen. Ich glaube, ich habe mit zwei jungen zionistischen Studentinnen begonnen. Ich schickte zur Gründungsversammlung Einladungen an Verwandte und Bekannte, bei denen ich für meine Person Interesse erwarten konnte. Ich hielt natürlich eine Rede, in der ich die Gründe für die Schaffung einer solchen Frauengruppe darlegte und ihre Ziele auseinandersetzte. Die Eröffnungsversammlung war über Erwarten gut besucht, aber Mitglieder wurden nur wenige. Über dreissig bis vierzig haben wir es nie gebracht. Es waren einige mir befreundete Frauen, einige zionistisch interessierte junge Mädchen, einige wirkliche Zionistinnen, alle anderen hielten sich fern. «Ja, wenn Sie sich nur entschliessen könnten, das ‚national‘ wegzulassen», sagte mir Frau Rabbiner Werner, «dann könnten Sie weiteste Kreise bekommen, denn so etwas fehlt hier.» Das wollte ich nun gerade nicht. Später sah ich ein, dass ich unter einem weniger verfänglichen Namen viel mehr und besser hätte zionistisch wirken können.

Unsere Abende, die monatlich zweimal stattfanden, brachten gewöhnlich ein Pressereferat, einen Vortrag über jüdische Geschichte, und den Schluss bildete eine jüdische Novelle, ein Gedicht oder eine kleine Erzählung, mehrmals von einem und demselben Autor. Dann wurde von einem der Mitglieder über diesen Dichter oder Schriftsteller gesprochen. Es war recht anregend, und unsere kleine Gruppe hielt tapfer zusammen. Aber eigentlich ruhte die Arbeit der jüdisch-nationalen Frauengruppe einzig und allein auf meinen Schultern. Ich hielt die Zeitungsreferate, verteilte die Geschichtsthemen, wählte die schöne Literatur aus und suchte das Material für die Vorträge zusammen. Der Kreis vergrösserte sich nie wesentlich, und als wir im Frühjahr 1907 unsere Palästinafahrt antraten, war niemand da, der meinen Platz hätte ausfüllen können; die Gruppe entschlief sanft, und ich hatte nach meiner Rückkehr keine Lust mehr, sie wieder zu erwecken.

Nicht viel besser erging es dem sogenannten «Kulturverband» in München. Sein voller Titel hiess: «Verein jüdischer Frauen zur Förderung der Kulturarbeit in Palästina.» Frau Dr. Leszinski leitete diesen Verein damals innerhalb Deutschlands. Seine Aufgabe bestand besonders darin,

Geld zu sammeln, um in Palästina Schulwerkstätten zu errichten, um Frauen und Mädchen in Heimarbeit auszubilden. Man hatte gefunden, dass die Frauen sich besonders zur Anfertigung der sogenannten Palästinaspitzen eigneten; das war eine feine Spitzenart, zu der nur Nadel und Faden nötig waren, also billigstes Grundmaterial, so dass der Ankauf der Spitze fast völlig der Arbeiterin zugute kam. Solche Spitzenwerkstätten gab es in Safed, Tiberias und Jerusalem, das heisst in den Städten, in denen viele orientalische Juden lebten. Die Spitze war für meine Begriffe schön, originell und sehr haltbar; warum sie sich im regulären Handel nicht einfuhrte – der Preis schien mir niedrig genug –, war mir nicht recht verständlich. Ich besuchte mit Frau Dr. Thon, die damals die Arbeit leistete, alle einschlägigen Geschäfte in München, die alle in jüdischen Händen waren, aber es gelang uns nicht, trotz freundlicher Aufnahme, auch nur mit einem Geschäft einen Verkaufsabschluss zustande zu bringen. Die einzige, die einmalig mehr abnahm, war meine christliche Freundin Else Wenz-Victor, die die künstlerische Leiterin der «Deutschen Werkstätten» war.

Was blieb mir anderes übrig, als den Vertrieb der Spitzen selbst in die Hand zu nehmen? Und da ich schon einen Palästina-Verkauf eingerichtet hatte, so übergab man mir von Berlin aus auch den Vertrieb der sogenannten «Bezalel-Sachen». Das waren zum Teil sehr schön gearbeitete Gegenstände aus Holz und Metall. Es waren Silberarbeiten, Filigranschmuck, aber auch Becher, Hawdalah-Büchsen, Ketten usw. Ein ganzes Warenlager hatte ich bei mir, hatte Verkauf und Abrechnung und stand in ständigem Konnex mit der Zentrale in Berlin. Um den Verkauf anzuregen, galt es ein Fest zu arrangieren, mit Vorträgen und Tanz, und immer musste ich solche Sachen in die Hand nehmen. Nicht, weil ich es am besten konnte, sondern weil sich kein anderer fand, der damals schon Interesse für Zionismus, für Palästina und Palästina-Aufbau gehabt hätte. Der Kulturverband vermied es darum sorgfältig, sich zionistisch zu gebärden, nie hätte er sonst Mitglieder, d.h. Geldmittel bekommen. Und gerade, weil er sich mehr philanthropisch gab und doch Palästina-Arbeit leistete, konnte ich leicht Mitglieder werben. Die Menschen, die meine zionistische Arbeit prinzipiell ablehnten, wollten mir ihre persönliche Freundschaft dadurch zu erkennen geben, dass sie in dieser neutral erscheinenden Sache auf meine Mitgliederwerbung eingingen. Als dann Jahre später, unter Verkennung der antizionistischen Grundeinstellung unserer Mitglieder, der Versuch gemacht wurde, mit der Mitgliedschaft ein zionistisches Bekenntnis zu verbinden, verloren

wir den grössten Teil der Mitglieder. Dass wir nicht alle verloren haben, lag einzig daran, dass es jetzt, zwanzig Jahre später, in München doch schon mehr Zionisten gab.

Immerhin war der Kulturverband der einzige Verein in München, der damals schon dem jüdischen Frauenbund angehörte, als er sich im Jahre 1910 rüstete, auch in Süddeutschland Fuss zu fassen. Zu diesem Zweck veranstaltete er im Frühjahr 1910 seine grosse Tagung in München. Der jüdische Frauenbund war im Jahre 1904, nach einer allgemeinen Frauentagung in Wien, von Bertha Pappenheim gegründet worden. Sie hatte dort gesehen, dass alle Fragen, die die jüdische Frau betreffen, nur von den jüdischen Frauen selbst behandelt werden können. Es waren vor allem die Fragen des Mädchenhandels, die auf dieser Tagung diskutiert worden waren. Es hatte sich gezeigt, dass unter den Händlern viele Juden waren, und auch unter den verhandelten Mädchen war ein unverhältnismässig grosser Teil jüdischer Mädchen. Bertha Pappenheim sah klar, dass das niedrige Niveau besonders der Mädchen aus Polen und Galizien sie zur Beute für den Mädchenhandel werden liess. In Galizien wuchsen viele jüdische Mädchen ohne jegliche Schulbildung auf, sie erlernten keinerlei Berufe, die ihnen ein Fortkommen im Leben ermöglichen konnten. Es war eine der ersten Aufgaben des neubegründeten «Jüdischen Frauenbundes», auch für jüdische, alleinreisende Mädchen einen Bahnhofsdiens einzurichten, wie er längst in allen grösseren Städten für evangelische und katholische Mädchen bestand. Jüdische Frauen mit gelbem Abzeichen sorgten für Unterkunft und Rat und, wo es nottat, für Hilfe. Natürlich geschah dies im engen Konnex mit der christlichen Bahnhofshilfe, die Frauen halfen und vertraten sich gegenseitig.

Aber bald wuchs dieser jüdische Frauenbund weit über seine anfänglichen Aufgaben hinaus. Bertha Pappenheim kam durch die erste Arbeit sehr bald in Berührung nicht nur mit «gefährdeten» Mädchen, sondern mit sogenannten «gefallenen» Mädchen. Sie war die erste, die den Mut aufbrachte, öffentlich davon zu sprechen, dass es auch im jüdischen Kreis uneheliche Kinder gab, für die niemand sorgte, die man samt den armen Müttern verkommen lasse. Es ist heute völlig unbegreiflich, dass sich solch ein Sturm der Entrüstung gegen Bertha Pappenheim erheben konnte, die es wagte, von unehelichen jüdischen Kindern, von den gefallenen jüdischen Mädchen und der jüdischen Dirne im Bordell zu schreiben. Man bestritt alles, man nannte alles Übertreibung, man hätte sie am liebsten mundtot gemacht. Aber Bertha Pappenheim war eine

unermüdliche Kämpferin für die Dinge, die sie als recht und notwendig erkannt hatte. Sie schwieg nicht. Sie scharte die jüdischen Frauen um sich und gründete Ysenburg, ein Heim für gefährdete Mädchen.

Ich habe das Heim in den zwanziger Jahren besucht, als es schon gross und schön ausgebaut war. Bertha Pappenheim selbst zeigte mir Haus, Heim und Garten. Ich hatte oft von der asketischen Strenge gehört, mit der sie das Haus leitete, es mehr zu einem Gefängnis machte als zu einem Heim. Ich kann mir natürlich von einem einzigen Besuch kein Urteil erlauben, aber ich habe vieles besser verstanden, nachdem ich alles gesehen und mit ihr besprochen hatte. Ich war im Säuglingsheim, wo die jungen unverheirateten Mütter ihre eigenen Kinder zu betreuen und so zu lieben lernten. Ich war bei den «Krabbelkindern», und es war rührend zu sehen, wie sie alle voll Glück auf Bertha Pappenheim zukrabbelten, sich an ihren Rock hängten und gar nicht von ihr lassen wollten. Ich war mit ihr bei den Kindern, die im Heim lebten, und bei den grösseren Mädchen, die vom Heim aus nach Frankfurt hineinfuhren, um die verschiedensten Berufe zu lernen. Ich kam damals gerade von dem Heim Hans Lubinskis, in dem straffällige jüdische Knaben erzogen wurden, und verstand sehr bald, wieviel leichter es war, den Knaben nach bestimmter Bewährungszeit mehr Freiheit zu lassen als diesen in ganz anderer Weise gefährdeten Mädchen. Ich sah aber auch, wie der Schönheitssinn von Bertha Pappenheim sich in der Verschönerung von Heim und Garten ausdrückte, wie es gerade jüdische Symbole waren, die sie den Kindern nahebringen wollte. Nie habe ich die Mesusa in so schönen Formen gesehen wie dort – Blumen und Ranken aus Holz geschnitzt. Schön soll dort jeder Freitagabend, feierlich und schön jeder Festtag gewesen sein.

Ich bin abgeschweift.

Vor jener Tagung in München im Jahre 1910 war der jüdische Frauenbund bei uns noch völlig unbekannt. So kam es, dass ich, als Beauftragte des Kulturverbandes Berlin, als einzige Delegierte von München an der Tagung teilnahm und ein Referat über die Arbeit unseres Verbandes hielt. Der Frauenbund hatte versucht, diese erste Tagung zu einem grossen jüdischen Ereignis zu gestalten. Zum Eröffnungsabend waren alle prominenten Gemeindemitglieder, Männer und Frauen, geladen. Dieser erste Abend, der nur der Propaganda diente, sollte nicht nur allgemeines Interesse erwecken, er sollte auch bewirken, dass viele Frauen als Zuhörerinnen an den Arbeitssitzungen teilnahmen, die, soweit ich mich erinnere, zwei Tage dauerten.



Es stellte sich während der Tagung heraus, dass gedacht war, eine Frau aus München in den Hauptvorstand des Jüdischen Frauenbundes zu wählen, um Süddeutschland und die süddeutschen Frauen enger mit dem Bund zu verknüpfen. Südlich der Mainlinie hatte der Bund bis dahin noch kaum irgendwelchen Einfluss gewonnen. Es war klar, dass man in erster Linie an mich gedacht hatte, die einzige, die man während der Tagung kennengelernt hatte: jung, Ärztin, eingeheiratet in eine weithin bekannte Familie – aber ich war Zionistin, ganz allgemein als solche bekannt. Eine Zionistin im Vorstand des Frauenbundes, das war völlig unmöglich. Was tun? Es war eine richtige Komödie, was man alles gegen mich vorbrachte, nur um nicht den wahren Grund zugeben zu müssen. Ich sei zu jung. Es stimmte, ich war dreissig Jahre alt, alle anderen sicher über vierzig. Ich konnte noch mehr Kinder bekommen. Es war richtig, meine älteste Tochter war acht Monate alt. Mein Beruf würde mich daran hindern, zu den Sitzungen zu kommen, und so fort. Bis endlich Frau Paula Ollendorf in ihrer offenen, geraden Art sagte: «Seien wir doch ehrlich, all das sind unsinnige Ausflüchte, wir wollen keine Zionistin im Vorstand, das ist der Grund, warum wir Frau Dr. Straus ablehnen.» Es gab zwar einen Sturm der Entrüstung über diese undiplomatische Offenheit – der Jüdische Frauenbund war offiziell unpolitisch und sollte jüdische Frauen aller Schattierungen umfassen –, aber die Atmosphäre war geklärt. Man wählte meine Freundin, Clem Krämer, die als Jüdin ein unbeschriebenes Blatt war, sich aber gerade dadurch empfahl. Die Wahl war trotzdem gut, denn Clem Krämer, eine reiche Frau ohne Kinder und ohne irgendeine soziale Beschäftigung, fand ein Arbeitsfeld, das sie anregte, sie förderte und ihre schlummernden Kräfte weckte. Sie hat zur Zufriedenheit aller viele Jahre im Hauptvorstand gewirkt.

Wieder einmal hatte mein Zionismus sich als Hinderungsgrund erwiesen, im jüdischen Kreise wirken zu können. Viele Jahre später erst, ich glaube, es war im Jahre 1925, wurde ich in den Hauptvorstand gewählt, und es war Ende 1932, als mich Bertha Pappenheim persönlich bat, für den Vorsitz des Bundes zu kandidieren. Doch davon später.

## ZIONISMUS

In der Ortsgruppe des Jüdischen Frauenbundes, in der ich vom ersten Tage an mitarbeitete, war es das gleiche: Arbeit, ja, die nahm man gerne an, aber den Vorsitz hätte ich nie bekommen, selbst noch nicht im Jahre 1933. Selbst damals war München noch antizionistisch. Es ist nicht so, dass ich das damals alles gleichgültig hingenommen hätte. O nein, ich habe mich oft darüber aufgeregt, vor allem verstand ich die grosse Gegnerschaft nicht recht. Heute und von hier gesehen habe ich viel mehr Verständnis dafür. Es war die Sehnsucht nach Sicherheit, die in jedem Menschen lebt, das Verlangen, ganz und für immer zu Hause zu sein in dem Land, in dem man geboren war, unter den Menschen, die man zu kennen glaubte, in der Kultur, in der man aufging, in der Sprache, die man liebte. Wir waren die Störenfriede. Schon die Tatsache allein, dass wir da waren, zeigte der Umwelt, dass es innerhalb des Judentums Menschen gab, die nicht an die Sicherheit glaubten, die eine Trennung sahen zwischen sich und dem Wirtsvolk. Die trotz der Liebe zur Heimat – denn Deutschland war uns Heimat – trotz des Erfülltseins mit deutscher Kultur – wir lebten ganz in ihr – trotzdem die deutsche Sprache unser einziges Ausdrucksmittel war und immer bleiben würde, doch darum wussten, dass es ein Judenschicksal gab, dem seit Jahrtausenden kein Teil des jüdischen Volkes entgangen war; dass eine tiefe Verbundenheit bestand zwischen den Juden der ganzen Welt, dass wir ein Volk waren mit eigener Tradition, eigener Geschichte, eigener Religion. Dass wir trotz aller innerer und äusserer Anpassung an unsere Umgebung doch anders waren als sie und von ihr als andersartig empfunden wurden. Sie wollten das alles nicht sehen, nicht wahrhaben. Sagten es die anderen, nun, so waren sie eben Antisemiten, Menschen, die man bekämpfte, bis eines Tages auch dieser Rest von Vorurteil, diese «Kulturschande» verschwunden sein würde. Nun sagten Juden etwas, was ähnlich klang. Das war wie ein Dolchstoss in den Rücken. Da gab es nur eines: heftigste geschlossene Abwehr. Es war die Zeit, in der man die Formel gefunden zu haben glaubte: der Jude war «deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens». Merkwürdig genug, dieser neue Begriff und seine Formulierung war von Mutters Bruder, meinem Onkel Rafael Löwenfeld, ausgegangen. Im Jahre 1893 hatte er eine kleine Broschüre veröffentlicht: «Schutzjuden oder Staatsbürger», in der er verlangt hatte, dass der Jude immer mehr und mehr «Deutscher» würde, «Staatsbürger» wie jeder andere Deutsche, unter-

schieden von ihm nur durch die Konfession. Dieses Buch gab den ersten Anstoss zur Gründung des «Centralvereins Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens» (C. V.). Mutter hat das Büchlein, als Onkel es uns schickte, sofort weggeschlossen, damit es uns Kindern nicht in die Hände falle, so unjüdisch fand sie es und so ganz entgegengesetzt dem, was sie für das jüdische Volk wollte und erhoffte.

Ursprünglich waren wir Zionisten auch Mitglieder des C. V. gewesen, denn Bekämpfung des Antisemitismus, Gleichberechtigung waren doch selbstverständliche Forderungen, denen wir zustimmten. Bald aber empfand der Centralverein die Zionisten mehr und mehr als den «inneren» Feind. Als er eines Tages in einer grossen öffentlichen Erklärung von den Zionisten abrückte, kam es zu offenem Bruch und zur Gegnerschaft, die noch das Jahr 1933 überdauerte und erst erlosch, als das Hitlerregime alle Juden aller Rechte beraubte. Jene Veröffentlichung des Centralvereins, die alle jüdischen Zeitungen in grosser Aufmachung brachten, natürlich vom Centralverein gut bezahlt, war auch im «Israelit» erschienen, dem Blatt der Agudah, das unser Schwager Jakob Rosenheim herausgab. Damals bestellte Eli den «Israelit» ab mit der Begründung, dass ein jüdisches orthodoxes Blatt niemals hätte einen Aufruf abdrucken dürfen, der einen Teil der Juden als schlechte Staatsbürger bezeichnete. Jakob Rosenheim wollte oder konnte es nicht verstehen und hat uns das Abbestellen seines Blattes jahrelang übelgenommen.

So gab es immer wieder Zusammenstösse, vorerst nur mit mir, denn Eli war, als wir heirateten, noch kein Zionist. Ich erzählte es ja schon einmal: die übergrosse religiöse Strenge des Vaterhauses hatte ihn vom jüdischen Lager weggetrieben. Aber er war so zutiefst in seinem Fühlen und Denken Jude, dass er, obwohl er in seinem Bewusstsein, in seiner kritischen Einstellung weit entfernt schien vom Judentum, ja obwohl er zeitweise alles hasste, was mit Judentum, Religion, Nation zu tun hatte, in Wahrheit ihm verbundener war als tausend andere. Er hat niemals, wie so viele andere aus frommen Häusern, aus Protest Trefe gegessen, es gab in seiner Studentenzeit keine Zeit, in der er nicht regelmässig zum Lernen gegangen wäre. Ebenso war er ärgerlich, als der «Verein jüdischer Studenten», von dem er nichts wissen wollte, gegründet wurde. Er hatte seinem unjüdischen Freund, der areligiös erzogen war, den Zionismus, zu dem er mit zwanzig Jahren neigte, für immer ausgedet. Er war während eines Zionistenkongresses zufällig in Basel, hatte Herzl gehört und gesehen – und war unberührt fortgegangen. Und doch, wenn in Versammlungen der Zionismus gar zu

heftig angegriffen wurde, so brach er, der Nichtzionist, eine Lanze für ihn.

München war damals, als ich im Jahre 1905 hinkam, fast ganz unberührt vom zionistischen Gedanken, viel mehr als z.B. Mannheim oder Karlsruhe, wo es doch immerhin schon Ortsgruppen gab, in denen auch einige angesehene Westjuden waren. Als ich fünfundzwanzigjährig, unerfahren nach jeder Richtung, unbekannt mit allen lokalen Gegebenheiten, nach München kam, erschienen zwei junge Zionisten bei mir, die mich baten, den Vorsitz der Ortsgruppe zu übernehmen. Die beiden jungen Leute waren Jakob Reich und Felix Teilhaber. Beide waren damals noch nicht zwanzig Jahre alt, beide voll jugendlicher Begeisterung, aber beide noch unreif und immer entgegengesetzter Ansicht. Meine ganze Energie verpuffte darin, den Streit zwischen meinen jungen Mitarbeitern nicht in Tätlichkeiten ausarten zu lassen. Zu einer wirklichen Ortsgruppe brachten wir es damals noch nicht. Es gab einige kleine zionistische Gruppen, es gab einige Schekelzahler, die aber ängstlich darauf bedacht waren, dass ihr Name nicht bekannt wurde.

Man wusste auch gar nichts vom Zionismus. Die jüdischen Zeitungen boykottierten ihn oder brachten Hetzartikel, die «Frankfurter Zeitung» – die «Bibel» der deutschen Juden – hatte von Anfang an nur ablehnende Artikel gegen Herzl und seine Idee veröffentlicht. Selbst Herzls Tod im Sommer 1904 hatte kaum die jüdischen Kreise berührt, während er uns tief erschütterte. Bei weiten Kreisen war wohl nur der eine Gedanke vorherrschend: der Tod Herzls ist wohl auch das Ende des Zionismus, dieses Schreckgespenstes für die grosse Mehrzahl der deutschen Juden. Darin aber hatten sie sich doch verrechnet. Zu tief schon waren wir alle, die wir Zionisten waren, mit dem neuen Gedanken verbunden.

Ich will nicht auf die Geschichte des Zionismus jener Zeit eingehen; es gibt genug Berichte darüber. Ich will diese Zeit nur schildern, wie sie auf mich und mein Leben wirkte. Mein Bruder Ernst und ich waren begeistert von dem Uganda-Plan. Es war nach Tausenden von Jahren erstmalig wieder die Anerkennung der Welt, dass wir Juden ein Volk waren, dass man uns als Volk, zur wirklichen Lösung der Judenfrage, ein Land anbot. Nicht wie bisher sollten die verfolgten Massen des Ostens von einem Land zum anderen ziehen. Sie sollten als Volk angesiedelt werden. Und mir schien und scheint es auch heute noch: wo Juden als Volk zusammen leben können in freier, von ihnen gestalteter Gemeinschaft, wird jüdischer Boden, wird jüdische Heimat entstehen.

Ausserdem schien uns, die wir damals noch frei und glücklich im vollen Genuss aller Rechte eines deutschen Bürgers lebten, völlig unverständlich, wie es unsere östlichen Brüder in Russland, Polen, Rumänien ertragen konnten unter ständiger Bedrückung, Diffamierung, eingepfercht im Ansiedlungsrayon, ohne Freizügigkeit, beschränkt in ihrem ganzen Leben. Und dazu waren gerade die Schrecken wilder Pogrome hinzugekommen. Im Jahre 1903 hatte der erste Pogrom in Kischinew stattgefunden, der das ganze Judenviertel zerstört hatte. Ein Schrei der Entrüstung war durch die ganze Welt gegangen. Im Jahre 1905 folgte ein zweiter Pogrom in derselben Stadt. Was dort geschah, war überall im Zarenreiche möglich. Witte war ein getreuer Schüler Pobjodnoszew's. Ich glaube, dass er das Wort geprägt hat: «Russland hat zuviel Juden, ein Drittel muss auswandern, ein Drittel muss man totschiagen, mit dem letzten Drittel kann Russland fertig werden.» So wussten alle Pogromhelden, dass ihnen nicht nur keine Strafe für ihre Verbrechen drohe, sondern dass sie ausführten, was die Regierung eigentlich wollte, ohne es selbst zu wagen. Diesen Juden die Möglichkeit zu geben, in Ruhe und Sicherheit eine Heimat aufzubauen, schien mir wichtiger als alle romantischen Zionsideen, die messianisch unterbaut waren, ohne dass ein wahrer religiöser Messiasglaube dahinter steckte.

Damals starb Herzl, herausgerissen aus dem Kampf. Der erste Kongress, den ich besuchen konnte, sollte ohne Herzl stattfinden. Das war ein echter Kummer für mich. Ich habe Herzl nie gesehen, nie seine persönliche Wirkung gefühlt. Ich konnte sie nur ahnen aus dem, was mir andere erzählten, Männer, ruhige, sachliche Naturen. «Zwei Männer haben mein Leben beeinflusst und gestaltet: mein Vater und Herzl», sagte Dr. Julius Moses. Dass auch mein Vetter Jakob Goitein sein Leben lang unter seinem Bann stand, wusste ich. Auch Schwager Bernardo hat immer mit tiefster Verehrung von ihm gesprochen. Es muss ein unglaublich starker Einfluss von seiner Persönlichkeit ausgegangen sein, dem sich kaum einer entziehen konnte, der mit ihm zusammentraf. Auf uns Badener machte die Depesche einen besonderen Eindruck, die der Grossherzog Friedrich von Baden anlässlich des Todes von Herzl geschickt hatte, worin er schrieb, er gedenke seiner mit tiefer Dankbarkeit. Wofür hatte der Grossherzog ihm zu danken? Doch nur dafür, dass er diese eindrucksvolle Persönlichkeit hatte kennenlernen dürfen.

Eli, der Nichtzionist, hatte mir versprochen, dass ich zu jedem Zionistenkongress fahren dürfe, zu dem ich fahren wollte. In unserem Hochzeitsjahr, 1905, fand der siebente Zionistenkongress in Basel statt. Eli

und ich führen hin. Es war fast auch ein Familienkongress: meine Mutter und Bruder Ernst waren da, Ludwig Frank mit seiner Frau, er war Vorsitzender des Misrachi, Bernardo Dessau mit Emma, er war einer der drei italienischen Delegierten, Adele war gekommen, und auf einer Wanderfahrt in die Alpen kreuzten die beiden jüngsten Brüder Gabor und Rafael Basel. Sie hatten vom Vormund Jakob Rosenheim den strikten Befehl, sich dem Kongress fernzuhalten. Das war eines der wenigen Male, in denen Eli eingriff und nicht nur das Verbot aufhob, sondern verlangte, dass die Jungen, die siebzehn und achtzehn Jahre alt waren, sich selbst ein Urteil bilden sollten. Es war ein sehr aufregender Kongress, der mir noch heute in allen seinen Phasen lebendig ist. Die Luft war mit Spannung geladen. Man verzieh den Leuten von Charkow nicht, dass sie Herzl so heftig angegriffen hatten; man sah in ihnen diejenigen, die an seinem frühen Tod schuld waren. Vor allem war es Ussischkin, der Führer der russischen Zionisten, dem die Feindschaft galt. Man warnte ihn: genug Jugend sei da, die eine Kugel für ihn bereit halte. Furchtlos war Ussischkin, spottlustig auch. «Wenn ein Jude auf mich zielt, sollen sich die Leute hinten im Saale in Acht nehmen. Das Schiessen haben Juden noch nicht gelernt.»

Ja, er war der Herr des Kongresses: ehrlich, gerade, felsenfest überzeugt – aber stiernackig und beschränkt, so schien er mir damals, so schien er mir immer. Eine Persönlichkeit, aber keine Grösse, eine Kraft, aber keine Einfühlung. Er und seine Gruppe beherrschten den Kongress, das war vom ersten Augenblick an zu spüren. Ihm zur Seite standen Weizmann und Tschlenow, Halpern und Simon. Wild war die Diskussion über die Uganda-Frage; da und dort wurde einer hinausgetragen, der vor Erregung zusammengebrochen war. Immer heisser wurde es im Saal, immer voller wurden die Galerien. Es hatte zwar jeder seine Karte, ohne die er nicht hineinkommen konnte, aber man hatte sich organisiert, sammelte Karten, trug sie hinaus, verteilte sie an die draussen Wartenden. So wurde die dreifache Menge von Menschen hereingelassen. Mitternacht war vorüber, keiner verliess den Saal. Endlich war die Diskussion beendet, es sollte abgestimmt werden. Uganda war abgelehnt, Zion hatte gesiegt. Auf der Tribüne umarmten sich die Führer und küssten sich. Drunten aber in der Mitte des Saales hatte sich eine Schar um Syrkin zusammengeballt, der sich auf einen Stuhl gestellt hatte, um allen sichtbar zu sein, und schrie, dass sie sich nie, nie mit dieser Abstimmung abfinden würden. Und sie begannen zu singen – wie ein Schwur klang es: Techesakna Jadeinu», dann verliessen sie den

Saal. Zangwill aus England schloss sich ihnen an. Ein wilder Tumult entstand oben auf der Galerie und unten im Saal. Der Präsident rief: «Die Galerie wird geräumt, wenn sie nicht sofort Ruhe gibt.» Schon kamen die Ordner, uns hinauszutreiben. Die Galerie wollte nicht, folgte nicht – immer aufgeregter wurde es unten wie oben – es war drei Uhr nachts. Jemand drehte das Licht aus, vielleicht um Ruhe zu schaffen. Das Gegenteil wurde erreicht. Einige bekamen es mit der Angst zu tun, riefen Polizei zu Hilfe. Mit viel Mühe gelang es einigen ruhigeren Delegierten, die Polizei zu überzeugen, dass ihr Eingreifen nicht nötig sei. Was wäre das für eine Blamage vor der ganzen Welt gewesen, wenn man am andern Morgen in allen Zeitungen gelesen hätte: «Der Zionistenkongress in Basel polizeilich aufgelöst.» Das Licht ging an, wir gingen auseinander, erfreut, bedrückt, je nach der Einstellung, aber alle tief erregt und aufgewühlt.

Am nächsten Tage wurden dann die endgültigen Prinzipien festgelegt, nach denen gearbeitet werden sollte: Nur Palästina durfte das Ziel der Zionisten sein, nicht nur wie bisher sollte zur Erlangung des Charters – Herzls Grundgedanke – ausschliesslich politisch gearbeitet werden, sondern es sollte sofort mit der praktischen Arbeit in Erez Israel begonnen werden. An die Spitze der Bewegung wurde David Wolffsohn berufen. Viele Kongresse habe ich noch besucht, kaum einen entscheidenderen als diesen. Entscheidend auch für uns. Eli, tief ergriffen von dem starken jüdischen Lebensstrom, wurde ein warmer, erfüllter Zionist und ist es immer geblieben.

Dass er damit sein Leben leichter gestaltet hätte, kann ich nicht behaupten. Nie werde ich sein erstes Auftreten als Zionist vergessen. Eine riesige C. V.-Versammlung war es, in der der Dichter Michael Georg Conrad, ein christlicher Philosemit, sprach. Solche Versammlungen, in denen «Judenfreunde» Dinge sagen, die dem jüdischen Ohr angenehm klingen, ohne inneres Wissen um die Dinge, ohne eine Ahnung zu haben von der Tragödie des jüdischen Seins, waren mir immer verhasst. Eli und ich sassen auf der Galerie und waren entsetzt über die ganze Veranstaltung, über die Rede und, wie uns schien, devote Begeisterung des Publikums. Eli meldete sich zur Diskussion. Ich habe ihn masslos bewundert, als er da unten auf dem Podium stand und wusste, dass er gegen ein Meer anging, das ihn verschlingen würde. Er kam auch nicht über den ersten Satz hinaus: «Niemand hier im Saal glaubt, dass wir von Teut abstammen!» Ein wilder Sturm brach los, den weder der Vorsitzende, Rabbiner Werner, noch der ganz verdutzte Redner des

Abends zur Ruhe bringen konnte. Die Versammlung musste geschlossen werden. Eli stand ganz ruhig da oben, ohne sich zu rühren, ich hatte schreckliches Mitleid mit ihm und war stolz auf ihn. Und das Merkwürdige war, dass er viele Freunde da unten im Saal hatte, die beschämt waren, dass man einen jungen Menschen nicht zu Wort kommen liess, und die doch nicht den Mut und die Kraft hatten, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten.

Bald nach diesem Auftreten bekam Eli einen anonymen Brief, der ihn aufforderte, sich an die Spitze der ostjüdischen Schnorrer zu stellen und sie nach Palästina zu führen. Dafür würden ihm alle deutschen Juden dankbar sein. Ja, das war es, was ihm die Münchner Juden nicht verziehen; dass er, ein echter deutscher Jude, aus bekannter guter Familie, reich, unabhängig, sich einer Bewegung angeschlossen hatte, die ihnen nur für ostjüdische Schnorrer möglich schien.

Trotzdem eine zionistische Ortsgruppe entstand – Eli hat sie jahrelang als erster Vorsitzender geleitet –, trotzdem die Bewegung in München und Bayern wuchs, so dass ein zionistischer Landesverband entstand, trotzdem im Jahre 1913 ein eigenes Organ, das «Jüdische Echo», geschaffen wurde – der Zionismus war in München gesellschaftlich verpönt und blieb es fast bis zur Hitlerzeit. Das ging so weit, dass selbst die Loge B'nai B'rith Eli hinausballotierte. Das war so gekommen: Immer und immer wieder war man an Eli herangetreten, er solle Logenmitglied werden. Er hatte es immer aus Zeitmangel abgelehnt, aber auch aus mangelndem Interesse an dieser Art von gesellschaftlich-bürgerlicher Wohlfahrtseinrichtung. Schliesslich besuchte ihn Kommerzienrat Siegmund Fränkel, ein Expräsident der Loge, um ihn zu drängen, in die Loge einzutreten. Da beging ich den Fehler, ihn zu warnen, da er als Zionist doch sowieso nicht aufgenommen werden würde. Eli verwechselte die wirklich grossen Sympathien, die er persönlich genoss, die seiner lautereren, gütigen Persönlichkeit galten, mit einer Zustimmung – mindestens aber nicht feindlichen Ablehnung – seiner politischen Ansichten. Er erklärte sofort: «Wenn du meine Ablehnung als Zionist für möglich hältst, dann melde ich mich sofort. So etwas muss geklärt werden.» Man musste für die Loge von zwei Mitgliedern vorgeschlagen und von zwei weiteren befürwortet werden. Zwei Expräsidenten schlugen ihn vor, die angesehensten Mitglieder befürworteten ihn, aber er war der erste und blieb der einzige Jude, der in München je hinausballotiert wurde.

Die Aufregung war gross und allgemein. Nicht bei uns beiden. Ich hatte



es nicht anders erwartet, und Eli empfand es nur als Schmach, die nicht seiner Person, sondern dem Zionismus angetan worden war. Innerhalb der Loge gab es einige Austritte, andere traten zwar nicht aus, aber besuchten keine Logenabende mehr. Der Präsident der Grossloge kam aus Berlin, wo man solche Enge doch schon nicht mehr verstand, und versuchte die Angelegenheit zu ordnen. Es wurde beschlossen, eine zwei B'nai B'rith-Loge für die Jüngeren, Liberaleren zu gründen, die auch sofort eine Anzahl Zionisten aufnahm. Eli ist aber trotz aller Bit-ten nicht beigetreten. Er wurde nie Logenbruder.

Die dritte Ablehnung, die ihm der Zionismus einbrachte, war die Ablehnung seiner Wahl zur Gemeindevertretung. Zweimal stellten ihn die Zionisten auf, und zweimal setzte die Gemeinde Himmel und Hölle in Bewegung, um zu verhindern, dass ein Zionist in die Gemeindevertretung einziehe. Diese Angst vor dem einzigen zionistischen Kandidaten war geradezu lächerlich. Die Zionisten und Ostjuden hatten im Jahre 1913 Eli zur Gemeindevahl aufgestellt. Es wäre ein leichtes gewesen, ihn in die Gemeinde hineinzubringen, wenn nicht die Ostjuden und Zionisten in ihrem Eifer einen grossen taktischen Fehler begangen hätten: sie kamen alle gleich am frühen Morgen in das leere Wahllokal. Im Allgemeinen pflegten die Wahlen ohne grosse Beteiligung, ohne Interesse von Seiten der Gemeindeglieder zu verlaufen. Als aber an diesem Morgen immer mehr den Gemeindegrossen Unbekannte zur Wahlurne kamen, da packte die anderen die Angst, und sie schleppten von allen Seiten Leute herbei, die sich nie um Judentum und jüdische Gemeinde gekümmert hatten, die man nur mit dem Schreckgespenst der «zionistischen Invasion» zur Wahlurne brachte – und Eli fiel durch.

Das wiederholte sich ein zweites Mal. Er war offiziell aufgestellt worden. Man hatte ihn vor die Wahlkommission der Gemeinde zu einer Besprechung gebeten. Der Vorsitzende der Kommission war Bankier Auerbach, ein wilder Zionistenfresser, dem alle zionistischen Probleme völlig unbekannt waren. Ich war dagegen, dass Eli überhaupt hinging; die Aussprache verlief auch völlig negativ: «Ein Mann mit Ihren Ansichten gehört nicht in unsere Gemeinde, wir werden alles tun, Sie nicht hineinkommen zu lassen.» Und so geschah es. Herr Bankier Auerbach hat umgelernt. Er lebt heute im Hause seines Schwiegersohns in Pardess Channah – und ist glücklich, seinen Lebensabend in Erez Israel verbringen zu können.

Erst die Revolution und die Republik, die für alle öffentlichen Körper-

schäften das Proportional-Wahlrecht einführte, gab den Zionisten Sitz und Stimme in der Gemeinde. So kam Eli schliesslich an die Stelle, an der er am meisten und intensivsten öffentlich wirken konnte.

## CHRISTLICHE FREUNDE

Das klingt nun so, als ob unser Leben sich in ständigem politischem Kampf aufgerieben hätte. Das war durchaus nicht der Fall. Viele politische Gegner waren unsere guten Freunde, und die jours-fixes, die wir eingeführt hatten, sahen die verschiedenartigsten Menschen in unserem Hause, Juden und Nichtjuden.

Es gehörte zu den sonderbaren Dingen, die den meisten Juden gar nicht auffielen, dass im Allgemeinen der Verkehr zwischen Juden und Nichtjuden doch nur ein sehr geringer war. Das war keine Judenfeindschaft, nur eine Fremdheit und ein sich Fremdfühlen, das wohl gegenseitig war. Ich habe dies Gefühl eigentlich nie gehabt; vielleicht, weil ich schon im Gymnasium als einzige Jüdin nur christlichen Verkehr hatte, vielleicht auch, weil ich auch während der Studienzeit meistens mit Nichtjuden zusammen war. Die Mehrzahl meiner christlichen Freunde stammten aus meiner Studienzeit, kamen dann in mein Haus und wurden auch Elis Freunde.

Ein zweites, was mich mit meinen christlichen Freundinnen verband, war unser ähnlicher Entwicklungsgang. Unter jüdischen Frauen gab es damals in meinem Kreis nicht eine, die berufstätig war, ja die nur daran gedacht hätte, sich für einen Beruf auszubilden. Ganz anders meine christlichen Freundinnen, die zum Teil mit mir in Heidelberg studiert hatten und entweder in München weiter studierten oder schon im Berufsleben standen. Da war G. Sch.-M., eine Philologin aus dem Heidelberger Kreis, die sich nach München verheiratet hatte, mit der mich jahrelange Freundschaft verband. Ich betreute sie und ihre Kinder medizinisch, und in gefährlichen Zeiten, wie sie im Jahre 1923 und 1933 kamen, war es ganz selbstverständlich, dass sie meine Kinder in ihr Haus nahm, um sie zu beschützen. Sie hat, obgleich selbst ganz liberal und demokratisch gesinnt – ihr Schwager war der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete David – doch in Hitler den Helden gesehen, der Deutschland aus der «Schmach» des Versailler Vertrags wieder zu Ehren und Achtung in der Welt führen sollte. Sie wurde Führerin der Hitler-

Frauengruppe, besuchte mich aber selbstverständlich auch noch weiterhin. Für sie war, wie für viele Deutsche, der Antisemitismus im Nazismus nur eine Nebenerscheinung ohne Bedeutung.

Ähnlich wie ihr erging es meiner anderen Freundin Else, mit der ich noch viel intimer stand. Sie war eine sehr talentierte Malerin, die durch ihre entzückenden Kinderfriese bekannt wurde. Als Leiterin der «Deutschen Werkstätten» hatte sie ihren künstlerischen Geschmack zur Geltung gebracht. Es gab eigentlich nichts Kunstgewerbliches, das sie nicht verstand. Ich habe mit ihr Freud und Leid miterlebt, auch das Auseinandergehen ihrer zu Beginn glücklichen Ehe. Sie war oft zum Ausruhen bei uns, ihr Junge aus erster Ehe war täglich mit meinen Kindern zusammen, nachdem sie den Mann verlassen hatte. Sie ist ganz ins Hitlerlager abgeschwenkt, ich habe sie seit Hitlers Regierungsantritt nicht mehr gesehen. Ein sehr kurzer, aufschlussreicher Briefwechsel zwischen uns war das letzte. Ich habe die Beziehungen zu ihr abgebrochen. Leider habe ich unsere beiderseitigen Briefe verbrannt – sie wären wert gewesen, als Dokumente aufgehoben zu werden. So schrieb sie unter anderem: «Ich habe es ja von Dir und Deinem Zionismus gelernt, treu zu seinem Volk zu stehen, gerade, wenn es verachtet und erniedrigt ist.» Ich versuchte ihr klarzumachen, dass mein Nationalismus nur einen Aufbauwillen für mein Volk bedeute, keine feindliche Einstellung aber gegen irgendein anderes. Ob sie es verstand? Ich erinnere mich noch sehr wohl an ein anderes Gespräch, das wir Jahre vorher geführt hatten. Ihr schöner, blonder Junge spielte täglich mit meiner nicht minder schönen Isa. Wir schauten ihnen voll Vergnügen zu, da sagte Else plötzlich: «Die passen doch herrlich zusammen, die sollten sich einmal heiraten.» Sie merkte, dass ich schwieg, und fragte: «Wärscht du nicht damit einverstanden?» Ich stammelte etwas von verschiedener Religion usw. Sie sagte: «Sieh, ich hätte gar nichts dagegen, dass mein Sohn deine Tochter, eine Jüdin, heiratete, aber du wärscht dagegen?» Ich lenkte ab, es wären ja noch Kinder. Aber sie hatte natürlich recht: ich war dagegen, ich hatte abgelehnt. Sie hat dieses Gespräch sicher ebenso wenig vergessen wie ich.

Unsere gemeinsame Freundin N. F., Tochter eines preussischen Gesandten, ebenfalls Malerin, war vielleicht dadurch, dass sie schon als Kind durch die ganze Welt gekommen war, freier und unbeeinflussbarer im Denken; sie liess sich von den Phrasen der Nazis nicht blenden und blieb mir durch all die Jahre hindurch treu, wenn sie mir auch erst zu schreiben wagte, als sie auf einer Sommerreise in der Schweiz war; zu

gefährlich schien es ihr, von dem kleinen Platz im Isartal aus zu schreiben, wo alle Nazi-Spitzel gleich gewusst hätten, dass sie mit einer Jüdin korrespondierte.

Eine andere christliche Freundin war Frau Dr. R., ein sehr begabter Mensch, Malerin, Wissenschaftlerin, eigenartig, der Typus der protestantischen Offiziersfrau. Sie hat in der Hitlerzeit ihren freien und unabhängigen Sinn bewiesen, besuchte mich in dieser Zeit womöglich noch öfter als zuvor, um mir ihre Freundschaft zu zeigen, für mich zu jeder Hilfeleistung bereit. Interessant war, wie sie auf Hitler und die Nazis reagierte: «Ich gehe ausser Landes», sagte sie zu mir, «ich ertrage dieses Deutschland nicht.» Und tatsächlich versuchte sie, in Oberitalien zu leben. Bald aber kehrte sie, tief deprimiert, zurück: «Als deutscher Mensch kann man es da unten doch nicht aushalten. Man muss in der Heimat bleiben und wirken, ob einem das Regime gefällt oder nicht. Du findest überall Menschen, Juden, die zu dir gehören, ein Deutscher steht einsam da draussen.» Wie oft habe ich an diese Worte gedacht, wenn ich über Deutsche schimpfen hörte, die sich dem Nazi-Regime beugten und nicht auswanderten. Es gibt wohl nichts, was den Menschen so bindet wie Heimatboden und Vaterland. Nicht umsonst ist der Ursinn des Wortes «elend sein» – ausser Landes sein. Meine Freundin hat sich oft sehr exponiert, denn sie hatte zu viel Temperament, um immer zu schweigen. Im November 1938 – wir, ihre jüdischen Freunde, waren seit Jahren schon fern von ihr – hat sie sich nach der Pogromnacht in der jüdischen Gemeinde eingefunden und ihre Hilfe angeboten. Sie nahm zwei Frauen, die obdachlos geworden waren, in ihr Heim, sie sammelte Geld zur Hilfe für jüdische Familien. Sie ging zum Stadtgewaltigen Major Epp, um einen jüdischen Maler aus dem Konzentrationslager zu befreien. Mit all ihrem Tun machte sie sich so verdächtig, dass ihr Bruder ihr half, für einige Monate aus Deutschland zu verschwinden. Er hatte in Korfu ein Bauernhaus, in dem sie lebte. Von dort aus konnte sie mir auch nach Palästina schreiben, um mir das alles zu erzählen. Besuchen wollte sie mich hier nicht, es gäbe zu viele Menschen hier, die sie als Deutsche hassen müssten, und das mit Recht. Sie ist wieder heimgekehrt – trotz allem: der Mensch gehört in seine Heimat. Wie es ihr ergehen mag? Ihr und meinen liebsten Freunden da drüben: Edgar und Lulu Dacqué und meiner lieben Trudel?

Mit Dacqués verband uns vom Beginn unserer Münchner Zeit eine in-nige Freundschaft. Ein gemeinsamer Freund aus den Heidelberger Studentenjahren hatte uns zusammengeführt, Ludwig Jakob, Jaköbli nann-

ten wir ihn. Er war später Leitender Arzt des städtischen Krankenhauses in Bremen. Er blieb mir und uns ein treuer Freund bis zu seinem viel zu frühen Tod im Jahre 1932. Aber da er immer nur kurze Ferientage in München verbrachte, so ward bald das Verhältnis zu Dacqués, die im Isartal wohnten, ein viel innigeres. Wir haben uns zusammen weiterentwickelt, uns zusammen an den heranwachsenden Kindern gefreut. Da ich natürlich auch dort behandelte, so war es noch selbstverständlicher, dass wir Freud und Leid miteinander teilten. Die Jahre, in denen er im Feld war, liessen ihn neben all dem Schweren, das er dort erlebte, doch heranreifen zu dem, was all die Jahre sich in seinem Innern entwickeln wollte und noch nicht zur Reife gelangt war: aus dem sachlich und wissenschaftlich fundierten Gelehrten, dem Paläontologen, wurde der Künstler und Seher. Seine Laufbahn als Professor der Paläontologie hat er dadurch zerstört – mit vollem Bewusstsein –, seine Persönlichkeit aber und seine Wirkung auf die Menschen wuchsen dabei zu ungeahnter Grösse. Er war und blieb dabei immer derselbe liebe, bescheidene, treue Freund. Interessant war es, wie ein Vortrag von Leo Baeck auf ihn wirkte, zu dem wir ihn mitgenommen hatten. Ich erinnere mich nur noch ungefähr an das Thema: «Der Weg und das Geheimnis.» Als wir hinausgingen, sagte er tief erregt zu mir: «Der Vortrag hat Töne in mir aufgeschlossen, heute beginne ich mein Werk.» Wir haben ihn mit Baeck und Buber zusammengebracht; er schickte uns das Werk von Goldberg: «Die Wirklichkeit der Hebräer»; wir haben uns oft und viel über jüdische Fragen unterhalten, und ich habe durch ihn vieles erfahren, was wir Juden sonst kaum erfahren: wie ein feiner, gebildeter christlicher Deutscher den Juden erlebt; wie wenig er ihn wirklich kennt; wie verzerrt das Bild des Juden ihm schon in früher Jugend aus den Erzählungen der Mutter entgegentritt, die vom Jesuskindlein erzählt und dem bösen Juden Judas Ischariot, der ihn verriet, und den schlechten Juden, die ihn gekreuzigt haben. Niemand sagt dem lauschenden Kind, dass auch Jesus und die Apostel Juden waren. Das zweite, was das deutsche Kind vom Juden sah, war der Hausierer, der von Haus zu Haus zog und Ware anbot, eine aufdringliche, nicht immer angenehme Erscheinung. Und die dritte Begegnung war, besonders im Hessischen, Badischen und der Pfalz, wo Dacqué herstammte, der Viehhändler und Güterschlächter. Der Viehhändler, von dem man sagte: der schwindelt dem Bauern die schlechte Kuh in den Stall und die gute heraus. Der Güterschlächter, der so lange dem Bauern Geld zu hohen Zinsen lieh, bis seine Schulden Haus und Hof unter den Hammer kommen liessen. Oft fiel das Anwesen dann

auch dem Juden zu, der es in vielen kleineren Parzellen wieder weiterverkaufte; so dass, wie Dacqué mir einmal ehrlich zugab, beim Wort «Jude» nur zwei Bilder in ihm auftauchten, Judas Ischariot, der Verräter, und der betrügerische Handelsjude.

Er war einer der wenigen, der sich klar war über die Ungerechtigkeit, die in diesem fast unbewussten Fühlen lag. Er wusste es seit seiner Privatdozenten-Zeit, in der zum ersten Mal eine jüdische Frage an ihn herantrat. Dacqué war Vorsitzender einer freien wissenschaftlichen Vereinigung der Naturwissenschaftler, einer Studentenvereinigung, wie sie fast jede Universität hatte und die im Gegensatz zu anderen studentischen Verbindungen Juden als Mitglieder aufnahm. In dieser Zeit nun kam eine Abordnung zu ihm mit der Forderung, die Juden auszuschliessen. Auf seine Frage «warum» kam die Antwort, es wären ihrer zu viele, die Vereinigung verjude. Er erzählte mir, dass er lange darüber nachgedacht habe und zu dem Resultat gelangte: es gebe keinerlei berechnete Gründe, Juden auszuschliessen. Nun lernte er in der Freundschaft mit uns viele Juden und jüdisches Leben und Denken kennen. Er hat Eli in seiner Lebenshaltung richtig verehrt. Er war der einzige von allen Freunden und Verwandten, der mir hierher noch ein Blümlein schickte, das er auf Elis Grab gepflückt hatte. Seine Frau, meine Freundin, war eine fein empfindende, künstlerische Natur. Ich denke gerade in diesen Zeiten oft und viel an sie. Was ist wohl aus ihnen geworden? Aus ihnen und ihren drei Kindern? Der grosse blonde Andreas, der eine angeborene Begabung für alles Technische hatte, ging, unberührt vom Nazi-Rummel, seine Wege. Aber ob das nach 1933 noch möglich war, weiss ich nicht. Die beiden viel jüngeren Tochter habe ich auf ihrem Lebensweg nicht mehr verfolgen können.

Da ich hier von meinen christlichen Freunden – nur den wirklichen Freunden – spreche, so will ich auch zweier meiner liebsten Menschen gedenken, wenn ich sie auch erst später kennenlernte, nicht mehr in jener ruhigen, glücklichen Vorkriegszeit, da unsere jours fixes stattfanden und einen frohen Kreis bei uns versammelten. Es waren zwei katholische Freundinnen: Schwester Oberin Annunziata und meine liebe Trudel H. Mit Schwester Annunziata kam ich durch einen getauften Juden zusammen, einen Bildhauer, der für die Klosterkapelle zwei Holzstatuen zu schnitzen hatte. Ich behandelte seine Familie und fing an, ihn menschlich sehr zu schätzen. Ich kannte ihn nur als frommen Katholiken und habe erst, als ich ihm pekuniär helfen wollte, von ihm erfahren, dass er früher Jude gewesen sei. Er wollte nicht, dass ich ihm helfe, ohne das

zu wissen. Er sagte mir wörtlich: «Ich weiss, meine alte Mutter, eine fromme ungarische Jüdin, würde sagen: ‚Du bist weggegangen von deinem Gott und deinem Volk, aber wenn es dir schlecht geht, da gehst du wieder zu den Juden, damit sie dir helfen?« Er nahm wirklich von mir keine Unterstützung an. Er hatte Schwester Annunziata von mir erzählt, sie kam als Patientin zu mir, und es entwickelte sich daraus eine innige Freundschaft. Sie stammte aus einer der ersten Adelsfamilien Bayerns, sie war wie eine Prinzessin erzogen. Sie erzählte mir einmal: «Keine Türklinke habe ich angefasst, ein Diener riss die Türe vor mir auf. Hinter jedem Stuhl stand ein Bedienter, der auf jeden Wink wartete» – und dies alles verliess sie und gründete ein Kloster am Ammersee, in Sankt Alban. Hefe Frömmigkeit trieb sie dazu und das Gefühl, dass sie die Sünden ihres Vaters, ihrer Brüder sühnen müsste, indem sie ihr Leben ganz Gott weihte. Sie arbeitete von früh bis spät. Sie nahm Schwestern aus den ärmsten Kreisen auf, unehelich geborene, die die Klöster im Allgemeinen ausschlossen. Bei ihr fanden sie Aufnahme, Belehrung, Erziehung. Und sie nahm es ernst damit. Sie lebte ihnen ein vorbildliches Leben vor, voll Güte und Milde. Der Vater hatte sie enterbt, nur ihre Apanage musste ihr ausgezahlt werden. Das war der Grundstock, von dem das Kloster lebte. Sie waren sehr arm, was sie durch ihr Erholungsheim für Erwachsene, ihr Heim für Ferienkinder verdienten, reichte nie aus. Sie nähten und strickten – alles zu wenig. Sie lebten einen ganzen Winter ohne einen Bissen Brot, nur von Kartoffeln und Breien. Dabei litt sie nicht, nur eines trug sie schwer, sie war der einzige gebildete Mensch im Kloster. Treue Seelen waren um sie herum, aber keine, die sie verstand. Vielleicht kam es daher, dass sie sich so innig an mich anschloss. Erschüttert war ich, als sie mir einmal sagte: «Ich habe keinen Menschen auf der Welt, den ich so lieb habe wie Sie.» Als die Hitlertage kamen, sagte sie zu mir: «Mein Kloster steht Ihnen und Ihrer Familie offen. Es ist sichere Zuflucht, denn meine Schwestern sind absolut verschwiegen. Ein Schiffer, der auch zum Kloster gehört, fährt Sie über den See, so erfährt niemand etwas, und Sie sind in Sicherheit.» Es kam nie dazu. Sie starb in den Junitagen, als Eli todkrank darniederlag und ich mich keine Minute mehr von ihm trennen wollte. Ich habe auf ihre Bitte hin mich doch noch einmal aufgerafft – die Behandlung hatte ich einer befreundeten Kollegin übergeben –, habe meines Mannes Krankenbett einen halben Tag verlassen. Es war ein trauriges Wiedersehen im Bewusstsein, dass es ein Abschied für immer war. Ich habe ein Schuldgefühl ihr gegenüber nie verwinden können, dass ich ihr in den schwersten

Tagen ihres Lebens nicht mehr habe beistehen können. Die Verhältnisse waren stärker als mein Wollen, mein Platz war damals an der Seite meines Mannes.

Meine andere katholische Freundin war ganz anders, jung, mitten im Leben stehend. Und in welch schwerem Leben! Sie, die so zart und gebrechlich aussah, meine liebe Trudel H., welch schwere Last trug sie auf ihren schwachen Schultern, die dabei stark wurden. Wie und wann ich sie näher kennenlernte? Ich weiss es nicht mehr. Sie hatte ihr Häuschen zwei Häuser von dem unsrigen entfernt, in Starnberg droben auf unserer schönen Ludwigshöhe. Ich hatte die zarte junge Frau mit den beiden blonden Mädchen oft gesehen. Wir waren mit stummem Gruss – wie unbekannte Nachbarn es tun – stets aneinander vorbeigegangen. Und dann war die traurige Nachricht ins Haus gekommen, der Mann, der Vater der kleinen Mädchen, ein aktiver Hauptmann, war gefallen. Wenige Wochen später fiel der einzige Bruder. Da lebten nun da drüben im Haus zwei ältere Frauen, deren einzige Söhne nicht mehr waren, zwei Kleinkinder, vaterlos, und die zarte, junge Frau, die in ihrem Mann alles verloren hatte und die nun Stütze, Beraterin, Helferin sein sollte für zwei Mütter und zwei Kinder. Damals lernte ich sie kennen, und sie wurde mir eine liebe Freundin, obgleich sie zehn Jahre jünger war als ich. Wieviel schöne Stunden haben wir miteinander verbracht. Sie war ein Mensch voll künstlerischen Empfindens, ihre Novellen, ihre Gedichte waren sprachlich schön, gut in der Form und voll tiefer Gedanken. Sie wäre eine Künstlerin geworden und hätte Anerkennung gefunden, hätte nicht der Alltag mit seinen schweren Pflichten sie so ausgesogen, dass sie nur selten Zeit und Ruhe für sich selbst fand. Vielleicht war sie nicht einmal unglücklich darüber, denn «ihre Pflicht zu tun» war ihr das Wichtigste. Zwei grosse Dinge gab es in ihrem Leben: ihre Liebe zu Gott, ihre Liebe zum deutschen Vaterland. Für beides hatte sie zu leiden und zu kämpfen, was sie noch mehr verinnerlichte und vertiefte. Sie sah klar und verurteilte die neuen Wege, die Deutschland unter Hitler ging, und sah doch, wie ihre Kinder hineinverstrickt wurden in dieses neue Denken, ohne es ändern zu können. Da sie gerade in der Hitlerzeit täglich zu mir kam, so sah und hörte sie in meinem Hause Dinge, die kein christlicher Deutscher erfuhr. Sie sah die Tochter eines Juden bei mir, den die Nazis im Braunen Haus verprügelt und für tot auf die Strasse geworfen hatten. Sie sah zwei erschreckte kleine Kinder, deren Vater von der Arbeit nicht heimgekehrt war. Die Nazis hatten ihn geholt. Sie brach in Tränen aus und sagte mir immer wieder: «Keiner in



unserem Kreise weiss etwas von diesen Dingen. Darf ich sie denn nicht weitererzählen?» «Besser nicht, du bringst dich und uns ins Konzentrationslager. Aber merke dir die Dinge für eine spätere Zeit.»

Bis zum Jahre 1938 standen wir in ständigem Briefverkehr; dann durfte sie nicht mehr nach Palästina schreiben und keine Briefe mehr von mir erhalten. Unser Abschiedsgruss ging über Schwester Emma, über Italien. Wie sie und ihre beiden Töchter den Krieg überstanden haben, werde ich hoffentlich eines Tages erfahren, wenn ich sie und meine anderen deutschen Freunde wiedersehe. Wie wird solch ein Wiedersehen sich gestalten? Kann man sich noch gegenseitig in die Augen sehen? Zu viel Leid und Unglück hat Deutschland über uns gebracht, zu viel furchtbare Verbrechen haben die Deutschen besonders an uns Juden verübt. Schuldgefühle auf der einen Seite, Feindschaftsgefühle auf der anderen Seite könnten trennend zwischen uns stehen. Aber ich bin überzeugt, dass meine Freunde so geblieben sind, wie sie waren: gut, ehrlich, treu – so überzeugt wie ich bin, dass alles äussere Geschehen mich im Innersten nicht verwandelt hat. Gerade weil ich so gute deutsche Freunde habe und weiss, wie schön und bereichernd eine Freundschaft zwischen Juden und Nichtjuden sein kann, weiss ich auch, wie schwer doch ein Kollektiv-Verstehen ist – nicht nur zwischen Juden und Nichtjuden, sondern überhaupt zwischen zwei verschiedenen Völkern. Man kann die gegenseitige Kultur bewundern, man kann sich aus politischen Gründen verbinden, aber ein wirkliches, volles Verstehen der Eigenart eines anderen Volkes gelingt immer nur durch das Medium einer Einzelperson, einer Freundschaft, die durch die Seele des Einzelnen uns die Volksseele verstehen lehrt. Und das noch besonders beim jüdischen Volk, das durch seine Religion und seine religiösen Sitten und Gebräuche dem christlichen Kulturkreis doppelt fremd erscheint. Zweimal fiel mir das ganz besonders auf.

Zu Isas Trauung hatte ich natürlich Trudel geladen. Sie war den ganzen Vormittag bei Isa, half ihr beim Anziehen, sorgte dafür, dass sie nie allein blieb beim häuslichen Trubel, aber vor der Trauung ging sie weg. «Bitte mich nicht zu bleiben», sagte sie, «du weisst, wie nah du und deine Kinder mir sind. Aber dann, wenn die fremden Gebräuche und die fremden Laute um euch sind, dann kommt etwas Fremdes zwischen uns.» Ich liess sie gehen. Ähnliches sagte mir eine Studienfreundin, Amalie v. S., die vierzehn Tage einmal mein Logiergast war. Auch sie sagte mir: «Sieh, es ist doch sonderbar. Ich fühle mich völlig zu Hause bei dir. Aber neulich am Abend, als du viele Gäste hattest, da war es

mir, als ob ich unter ganz fremden Menschen wäre, nicht unter Deutschen.» Dasselbe aber sagten mir auch zwei sehr kultivierte jüdische Frauen, die mit Christen verheiratet waren. Sie lebten und verstanden sich gut mit ihren Männern; aber in deren Kreis fühlten sie sich immer fremd, niemals heimisch.

Zurück zu unserem geselligen Leben in München in den ersten Jahren unserer Ehe. Von den vielen jüdischen Freunden, die bei uns ein- und ausgingen, will ich nicht so ausführlich erzählen. Dafür bietet sich wohl noch da und dort Gelegenheit. Dass wir als fast einziges zionistisches Haus in München viel studentische Jugend um uns sahen, war ja selbstverständlich. Ganze Generationen K. J. V.er sind in den Jahren 1905 bis 1933 durch unser Haus gegangen. Die Freitagabende, die Sederabende in unserem Haus, sind vielen von ihnen noch in der Erinnerung, wie ich immer wieder erfahren habe. Besonders unsere lustigen K. J. V.er-Abende in den ersten Jahren, wo die ganze Verbindung zum kalten Imbiss eingeladen war. Wir waren kaum älter als unsere studentischen Gäste und jung und vergnügt mit ihnen. Da wir das einzige zionistische Haus waren, so besuchte uns alles, was mit Zionismus zu tun hatte. Es kamen sowohl Weizmann wie Sokolow, Buber und Magnes, Ruppin und Fodor, Biram und Professor Bodenheimer, Helene Hanna Thon und Esther Calvari, Mathias Acher und Morris Rosenfeld, um nur die bekanntesten Namen herauszugreifen. So war immer Leben in unserem Haus, und Anregung floss von den verschiedensten Seiten zu. Da wir beide noch nicht so eingespannt waren in Beruf und Pflichten wie in späteren Jahren, hatten wir viel Zeit dafür, Anregungen aufzunehmen, uns weiterzubilden durch gemeinsames Lesen, durch gemeinsam besuchte Vorlesungen, durch schönes Theater und durch wundervolle Reisen. Unsere schönste und interessanteste Reise aber war unsere Fahrt nach Erez Israel im Februar 1907.

## **DIE PALÄSTINA-REISE**

Schon als Hochzeitsreise hatten wir die Palästinareise erwogen, ausgeführt haben wir sie zwei Jahre später, gemeinsam mit Sandlers, die nun ihre Hochzeitsreise dorthin machten. Welche Aufregung schon vorher! Palästina war damals doch noch so weit entfernt. Die Reise erschien allen als ein grosses Wagnis. Schon, dass man einen Pass zu dieser Reise

brauchte, war zu damaliger Zeit ungewöhnlich. Nur Eli war in dem Dokument beschrieben und abgebildet, irgendwo unten stand: reist mit Frau. Wie die aussah, war nirgends angegeben, jederzeit war sie auswechselbar.

Unser Weg führte über Neapel; wir wollten bei dieser Gelegenheit einen kurzen Besuch bei Schwester Emma machen. Wir waren in unseren Gedanken so auf den Orient eingestellt, dass uns nicht einmal Rom lockte. Wir nahmen uns auch keine Zeit mehr für Neapel, sondern gingen gleich auf das Schiff, das uns nach Alexandrien bringen sollte. Die Überfahrt war stürmisch. Stromboli mit seinem feurigen Lavastrom war das letzte, was ich vom Deck aus sah, dann verschwand ich in der Unterwelt, um erst wieder aufzutauchen, als das Schiff im Hafen lag. Ich habe ärztlich dabei übrigens die Beobachtung gemacht, dass nicht das Übelsein oder das Erbrechen die Haupterscheinung der Seekrankheit ist – Erbrechen fehlte völlig bei mir –, sondern eine Apathie mit vollkommener Willenslähmung, die zu tiefer Depression und Todesgedanken führt. Aber alles war vergessen, als wir im Hafen von Alexandrien lagen und das bunte Bild des Orients uns zum ersten Mal entgegentrat. Es war zuerst ein Erschrecken, als mit wildem Geschrei und furchteinflössenden Gesten eine tolle Schar bunter, in Fetzen gekleideter Gestalten die Schiffstreppe heraufstürmte, sich auf unsere Gepäckstücke stürzte, sich um sie raufte, um sie stritt – man hätte glauben können, unter eine Horde von Seeräubern geraten zu sein – und dabei waren es harmlose Gepäckträger, die mit diesem Lärm und Geschrei sich ihr armseliges Brot verdienten. Am erschreckendsten aber war für mich, dass keiner von all den grossen, kräftigen, zum Teil noch sehr jungen Männern zwei gesunde Augen hatte. Alle waren mindestens auf einem Auge blind, viele konnten, nach dem Aussehen ihrer Augen, höchstens noch einen Lichtschimmer haben. Da hatte ich sofort einen Begriff von dem Schrecken der «ägyptischen Augenkrankheit», dem Trachom, von dem wir in Deutschland zwar viel gehört hatten, die wir aber, dank der Hygiene und der guten Behandlung kaum mehr zu sehen Gelegenheit gehabt hatten. Ich hatte später in Kairo, in der Sprechstunde eines bekannten jüdischen Augenarztes aus Palästina, Dr. Sachs, Gelegenheit, viele Fälle von Trachom zu sehen, und hörte zu meinem Erstaunen, dass Leute, die nur noch einen Lichtschimmer hatten, sich voll zufrieden erklärten mit dem, was der Arzt mit der Behandlung ihrer Augen erreicht hatte. Die grosse Masse des Volkes waren Analphabeten, Lesen und Schreiben kam für sie doch nicht in Frage. Für das, was sie zu tun

hatten, reichte ihr Sehvermögen aus. Für uns aber blieb es immer wieder ein Erschrecken, all diese prachtvollen Gestalten so entstellt zu sehen. Die Ägypter sind in ihrer Mehrheit grosse, schöne Menschen mit breiten Schultern, schmalen Hüften. Es ist erstaunlich, wie sie noch immer den Gestalten gleichen, die die alten Ägypter in so grossartiger Schönheit als Statuen, als Halbreliefs, als vertiefte, feingezeichnete Figuren auf den Wänden ihrer Tempel, ihrer Gräber geschaffen haben. Ägypten war für uns eine Entdeckung wie aus Tausendundeiner Nacht in seiner Buntheit, seiner Farbenfülle, seinen Bazaren mit ihren Schätzen aus alter und neuer Zeit und der Art der Händler, zu verkaufen. Der Käufer kam als Gast, den man mit Gastlichkeit aufnahm, Kaffee wurde in silbernen Schälchen serviert, Zigaretten angeboten. Erst wenn man behaglich sass, zeigte einem der Ladenbesitzer so langsam seine Herrlichkeiten, eine nach der andern. Er war zufrieden, wenn man seine Sachen schön fand – er drängte nicht zum Kauf, und ging man ohne Kaufabschluss, so wurde man am nächsten Tag mit derselben Herzlichkeit begrüsst. Es war eine Freude am Spiel, und am Ende hatte er ja doch erreicht, was er wollte: man hatte «billiger» eingekauft, und er hatte immer noch genug verdient.

Ich will von Ägypten keine Einzelheiten erzählen, wir sind ihm hier in Palästina so nahegerückt, dass es nichts mehr von dem Glanz des Exotischen hat, das es für uns damals noch hatte. Nur das Besondere will ich heraus Schälen, das vielleicht vergänglich und einmalig war. Die herrliche Kunst der alten Ägypter beeindruckte mich tief. Ich kann mir nichts Grösseres vorstellen, als was sie geschaffen hat. Was ich von griechischer Kunst sah, ist anders, massvoller vielleicht, aber nicht grösser. Das ägyptische Volk sah in seinen Pharaonen Götter und wollte für diese Götter das Grösste und Schönste schaffen.

Wir teilten unsere Zeit zwischen dem alten und dem neuen Ägypten. Die Vormittage gehörten dem Museum, die Nachmittage der Stadt, dem Nil, der Umgebung, den Pyramiden. Es ist für uns Juden, die wir ja immer in zwei Zeiten leben, dem Jetzt und der Zeit vor Tausenden von Jahren, ein doppelt merkwürdiges Gefühl, auf ägyptischem Boden zu sein – alles so vertraut aus frühesten Kindertagen: da der Nil, der das Binsenkörblein des kleinen Moses getragen und die Leichen so vieler neugeborener jüdischer Knaben ans Meer geschwemmt, dort die Pyramiden, die schon das Staunen unserer Ahnen erregten, damals, als sie Sklaven in Ägypten waren. Wir standen an der Stelle, an der Pharao Necho sich rühmte, die Juden vom Erdboden vertilgt zu haben, – und da standen

wir vier Juden und lasen das und wussten, dass wir hinüberfahren in die alte Heimat, um an ihrem Aufbau zu helfen. Es waren merkwürdige, wunderbare Tage, wie man sie in dieser Art nur einmal erlebt. Und dann wieder das Heute: ein Nachtkaffee mit Bauchtänzerinnen, für uns unbegreiflich, unschön, auch für unsere Männer, aber wilde Verzückerung für die Männer dort – es war ein reines Männerkaffee –, die sich Abend für Abend daran ergötzten. Von dort aus führte uns unser ärztlicher Freund in ein anderes Kaffee. Da sassen Männer dichtgedrängt und lauschten der Stimme des blinden Erzählers, der auf einem erhöhten Podium sass, würdig und feierlich. Rechts und links von ihm sassen zwei schöne Knaben, und immer, wenn in seiner Erzählung Stellen kamen, die in einen Gesang übergingen, griff der Alte in seine Leier, die er im Arm hielt, spielte und sang, und die beiden Knaben fielen mit ihren hellen Stimmen ein. Es war wundervoll zu sehen und zu hören. Wir verstanden natürlich kein Wort und konnten uns doch kaum trennen. Es war sehr unklar, ob all die Hörer ihn verstanden. Unser Wirt glaubte es nicht, denn diese Rhapsoden singen altarabische Weisen in einer Sprache, die von der heutigen Umgangssprache ganz verschieden ist. Aber sie sassen und lauschten wie wir, tranken Kaffee aus winzigen Tässchen und rauchten ihre Wasserpfeifen.

Weiter ging es durch die Mondnacht – Kairo ist wach in den Nächten – durch Strassen, wie ich sie noch nie gesehen habe: den Frauenmarkt. Jedes Fenster hell erleuchtet, ohne Vorhang, und dahinter in lockender, leichter Kleidung auf der Ottomane ausgestreckt die Schöne, die den Mann anlocken will. Wie schöne, wilde Tiere im Käfig erschienen sie mir, erschreckend und unheimlich und so unwirklich, so märchenhaft wie diese ganze blaue Nacht, wie die Buntheit und Vielfarbigkeit der Märchenstadt Kairo. Ich war im Sommer des Jahres 1937 noch einmal dort. Kairo ist eine moderne Stadt geworden, europäisiert, ob es noch jene Märchen dort gibt? Wir jedenfalls haben sie nicht mehr gefunden.

Eine andere Nacht: «Hassan Hussein-Fest». Ein Zug wilder Derwische braust durch die Stadt. Nackte Schwerter sausen auf nackte braune Rücken, Blut fliesst herab. So ziehen sie zur Moschee. Wir Frauen, Adele und ich, konnten nicht mit, zu aggressiv wurden die Araber, trotzdem wir am Arm unserer Männer gingen. Wir retteten uns in eine Apotheke. Aber Eli und Schwager Aron Sandler gingen mit in die Moschee, wo ein Ulam, alt und ehrwürdig, die Geschichte von Hassan Hussein erzählte, von zwei Jünglingen, die im Kampf miteinander umkamen, Neffen oder Grossneffen des Propheten – er schluchzte, alle weinten mit

ihm, ergriffen von der alten Geschichte, als ob sie heute geschehen wäre.

Ein anderer Tag: wir besuchten die Pyramiden, die Sphinx. Gross ist sie, schön nicht mehr; die Mamelucken haben ihren einst wunderbaren Kopf als Zielscheibe benützt. Erst Jahre später hat man im Wüstensand weitergegraben und den Tempel gefunden, der zwischen den riesigen Löwentatzen ruht; jetzt steht sie in ganz anderer Grösse und Mächtigkeit da. Wir sind auf die Pyramiden hinaufgeklettert, der Weg ins Innere war damals im Jahre 1907 noch unbekannt. Keine leichte Arbeit, über diese riesigen Felsblöcke zur Spitze hinaufzukommen. Ein Beduinenstamm hatte das Recht gepachtet, Fremde zur Pyramide zu geleiten und ihnen auf den Gipfel hinaufzuhelfen. Das war ein recht einträgliches Geschäft, der Stamm lebte gut davon. Lustig war, wie sie sofort erkannten, welch Volkes jeder sei. Uns als Deutschen boten sie ihre Eselchen, die uns tragen sollten, als «Bismarckesel» an. Eine Reminiszenz an vergangene politische Zeiten. Drei Mann halfen je einem Kletterer auf die Pyramide hinauf. Je einer rechts und links, und der dritte half noch von hinten nach. Es ging rasend schnell und mit grosser Sicherheit. Als wir einmal rasteten – wir hatten wohl noch ein Drittel bis zur Spitze – und ich hinunterschaute, packte mich der Schwindel; ich bekam Angst, verzichtete auf den Ruhm, auf dem Gipfel gewesen zu sein, und liess mich schleunigst hinunterführen. Was hatte ich es auch nötig, dem alten Cheops auf dem Kopf herumzutanzeln!

Ich sah auch Juden in Kairo, war bei einer Brith Milah. Frauengemach natürlich. Die Beherrscherin: die Grossmutter, einen Schal mit Stickerien auf dem Kopf, unter dem zwei lange, dünne Zöpfe zum Vorschein kamen. Sie rauchte die ganze Zeit. Ein merkwürdiger jubelnder Kehllaut kündete das Kommen des kleinen Opfers an; sonst gab es in unserem Raum nicht viel zu sehen.

Es drängte uns nach Palästina. Wir fuhren darum nicht mehr nilaufwärts, verzichteten auf all die Wunder der Königstadt, der Königsgräber – das alles habe ich Jahre später erst mit meinem jüngsten Sohn Ernst gesehen. Damals trieb uns die Sehnsucht weiter. Wir hatten das Bild von Ägypten in uns aufgenommen: der Nil, ein silbernes Band, rechts und links ein schmaler grüner Saum und dann unendliche Strecken von gelbem Sand, ein trockenes Meer, die Wüste. Nun wollten wir wie unsere Väter aus Ägypten ins «Gelobte Land».

Den Landweg von heute gab es damals noch nicht; übers Meer wollten wir in wenigen Stunden von Port Said in Jaffa sein. Klein war unser

italienischer Küstendampfer und wild gingen die Wogen. Nach wenigen Minuten lag ich seekrank in der Kabine und merkte auch nicht, dass wir an Jaffa vorbeifuhren – das Schiff konnte an dem ganz unmöglichen Hafen nicht anlegen –, merkte auch nicht, dass wir an dem immerhin viel besseren Hafen von Haifa vorbeifuhren. Auch dort war es für eine Landung zu stürmisch. Das Schiff fuhr weiter nach Beirut. So landeten wir in Syrien und nicht in Erez Israel. Ein sehr einfaches «jüdisches» Hotel nahm uns auf. Aber die Nähe Palästinas machte sich schon bemerkbar: wir trafen dort die erste nur Hebräisch sprechende Familie. Wir lernten auch Dr. Jacobsohn und seine Frau kennen, die sich, verbannt von Palästina, im Exil fühlten. Er, der eigentlich Chemiker war, leitete jetzt eine Bank. So erlebten wir schon da, was uns in Palästina auf Schritt und Tritt begegnete: kaum einer von all den Menschen, die wir trafen, war in seinem ursprünglichen Beruf geblieben. Diese merkwürdige Sache war nur so erklärbar, dass jeder Einwanderer das Gefühl hatte, er sollte hier im neuen Land ein neues Leben beginnen. Es war weder gut für den Einzelnen noch für das Land.

Auch von dieser Palästinareise will ich nur das erzählen, was damals so anders war als heute. Mittlerweile ist ja Erez Israel unsere neue Heimat geworden, ist uns so nahe, ja in vieler Beziehung viel zu nahe, als dass wir noch ein objektives Urteil darüber haben könnten. Auch ist es heute ein schwieriges, kompliziertes Gebilde geworden. Damals war es noch leicht übersehbar, in zwei Teile geschieden: der alte Jischuw, das Chalukah-Judentum, und der neue Jischuw, der Siedler in den jüdischen Dörfern, die der Baron Edmond Rothschild gegründet hatte und subventionierte. Beide lebten von Unterstützungen. Aber erst auf unserer Reise durch das Land wurde uns das klar.

Da wir nun in Beirut gelandet waren statt, wie vorgesehen, in Jaffa, hiess das den ganzen Reiseplan auf den Kopf stellen: nicht mit Jerusalem beginnen, sondern mit ihm abschliessen. Wieder wollte es der Himmel anders: dreimal waren wir an dem kleinen Bahnhof, um über Libanon und Antilibanon erst nach Baalbek und dann nach Damaskus zu fahren. Dreimal erfuhren wir, dass die Passstrassen oben im Gebirge so eingeschnitten seien, dass die kleine Lokomotive nicht hindurchkommen könnte. Der Zugverkehr fiel einfach aus, bis es Gott gefallen würde, den Schnee schmelzen zu lassen. Es war im türkischen Reich alles noch so einfach. So fuhren wir denn, als die Stürme sich gelegt hatten, wieder mit dem Schiff der Küste entlang gegen Süden, nach Haifa. Es war ein sonderbares Völklein, das sich da auf dem Schiff zusammengefunden

hatte, keine Juden, sondern Pilger aus aller Herren Ländern, die meisten aus Amerika. Es war die Zeit vor Ostern, und sie wollten das Fest der Auferstehung des Herrn an seiner Stätte begehen. Da war, ich habe sie so gut in Erinnerung, eine grosse, stattliche Deutschamerikanerin. Sie hatte ihr ganzes Leben gearbeitet, um das Geld für diese Pilgerfahrt zu ersparen. Ihr Herz war voll Liebe und Frömmigkeit. Dass wir vier Juden auch «Pilger» waren, wenn auch aus anderen Motiven, machte tiefen Eindruck auf sie. Ihre Gruppe fuhr direkt nach Jaffa-Jerusalem, und als sie hörte, dass wir das Heilige Land in Haifa betreten würden, schloss sie mich in ihre Arme und küsste mich: «Wir sehen uns wieder», sagte sie, «wenn nicht im irdischen, so gewiss im himmlischen Jerusalem.»

Auch wir waren erregt, als wir Palästinas Boden betraten. Aber Haifa und die türkischen Behörden wirkten zuerst etwas abkühlend. Haifa war damals ein kleines Fischerdorf. Nur die deutsche Kolonie bot für Europäer Wohnmöglichkeiten. Die schwäbischen Templer waren glücklich über uns. Wir waren damals für sie nur Menschen aus der alten, doch immer geliebten Heimat. Ihre blonden, blauäugigen Kinder sangen dieselben Lieder wie wir, deutsche Volkslieder, und waren sofort mit uns vertraut. Juden gab es kaum in Haifa; man sprach von zehn oder elf sephardischen Familien und dem europäischen Juden Pewsner, dem Schwiegersohn Achad Haams, und dem Ingenieur Wilbuschewitz. Sie hatten den Versuch gemacht, in Haifa eine Seifenfabrik zu gründen. Ob sie Erfolg damit hatten, weiss ich nicht mehr.

Von Haifa fuhren wir in einem kleinen Stellwagen nach Galiläa. Autos gab es noch nicht. Man erzählte uns, der Sultan, der Dynamo und Dynamit verwechsle, erlaube nichts in seinem Land, was mit Motoren oder ähnlichem zu tun habe, und so sei auch das Auto nicht erlaubt. Nebenbei bemerkt, auch in Deutschland zu jener Zeit beherrschte noch die Pferdedroschke das Strassenbild. Die Wege waren erbärmlich, man konnte sie kaum Wege nennen, und jetzt zur Regenzeit so voll tiefer Wasserpfützen, dass wir oft aussteigen mussten, damit die Pferde den leichten Wagen besser durch den aufgeweichten Boden ziehen konnten. Der erste Teil des Weges bot eine trostlose Landschaft. Kein Baum, kein Strauch, kein Haus, kein Dorf. Selten einmal ein wild aussehender Araber auf seinem Pferd oder ein würdig aussehender Greis mit seiner Herde. Hohe Disteln und Dornen am Wege. Es war, als ob man um Jahrtausende zurückversetzt wäre und Abraham mit seinen Herden reiten sähe: dieselbe Kleidung wie einst, unverändert die schwarzen



Zelte der Beduinen. Eine ganze Tagfahrt brachte uns am Abend nach Nazareth.

Wie anders reist man heute! Einige Stunden im Bus bringen uns durchs ganze Land. Aber mehr gesehen und erfasst vom Lande haben wir bei unserem Schneckentempo. Nazareth, voller Klöster und Kirchen, war damals eine rein christliche Stadt. Nur ein Jude wohnte dort, bezeichnenderweise der Beamte der ICA (Jewish Colonisation Association), der Verwalter eines bestimmten Teiles der nördlichen jüdischen Kolonien. Ich hatte in Naumanns Buch «Asia» gelesen, wie ihm in Nazareth mit Erschrecken wie in einer Vision klargeworden war, dass Christus für diese Menschen hier gelebt und gewirkt hatte, dass es diese Menschen waren, zu denen er gesprochen hatte, nicht zu ihm, dem Europäer, und seinesgleichen. Erst auf schweren gedanklichen Umwegen findet er den Christus wieder, der zu ihm und seinem Leben gehört. Mir erging es ähnlich, nur umgekehrt. Auch ich empfand hier, dass Christus ein Mann aus unserem Volke war, der zu uns und nur zu uns hatte sprechen wollen. Wir hatten ihn nicht verstanden, und so ging uns seine Gestalt verloren.

Wieder war es der deutsche Templergasthof, der uns aufnahm. Schwierig genug, denn er war voll mit Pilgern, Geistlichen. Wir lernten auf dieser Reise die ungeheure Anziehungskraft kennen, die dieses Land auf Tausende und aber Tausende ausübt. Juden, reisende Juden, die religiöse oder nationale Gefühle zu solcher Palästina-Fahrt veranlassten, trafen wir auf dem ganzen Wege nicht.

Der nächste Tag brachte uns hinunter nach Tiberias. Erst wieder die gleichförmige, öde Ebene Jesreel, dann wurde es schöner, es ging bergab, und im Abendrot lag der herrliche See vor uns mit den rotglühenden Bergen des Hauran. Durch einen malerischen alten Torbogen fuhren wir in die Stadt hinein, die von Ferne im Abendrot wie eine Märchenfestung gewirkt hatte. Nein, bei Gott, sie war, um beim Märchen zu bleiben, höchstens eine von einem bösen Zauberer in ein schmutziges Untier verwandelte Prinzessin: Spuren alten Glanzes noch am Saum des Gewandes, aber innen voll Schmutz und Unrat. Der Baedeker erzählte von Tiberias, dass darin der König der Flöhe wohne.

Wieder wohnten wir im deutschen Hotel. Am Abend, wir saßen auf der Terrasse, kamen viele Halbwüchsige und boten uns dieses und jenes zum Kauf an: Spitzen und Ketten und sonderbare getrocknete Fische aus dem See. In der Ferne standen jüdische Jungen mit Peioth und langem Rock. Ich ging zu ihnen – sie sprachen jiddisch – und fragte sie,

ob sie uns denn gar nichts zum Kauf anzubieten hätten. Wir seien Juden und wollten auch sie etwas verdienen lassen. Was schleppten sie an? Verblichene Photographien von alten Rabbanim. Kaufmännischer Geist war nicht in ihnen. Warum wir nicht bei Juden wohnten? Eli sagte ihnen, dass wir dazu bereit wären, wenn sie uns eine Unterkunft nachweisen könnten. Sie führten uns zu einer furchtbaren Spelunke. Damals lebten in Tiberias zweitausend Araber und gegen fünftausend Juden. Wovon lebten sie? Wohl nur von der Chalukah. Tiberias gehörte zu den drei heiligen Stätten – Jerusalem, Tiberias, Safed – und das Grab und die Jeschiwah des Rabbi Meir Baal Haness brachten einen ununterbrochenen Geldstrom ins Land. Es war trotzdem zu wenig, den Menschen ein gutes Leben zu ermöglichen, aber immer noch so viel, dass sie, ohne zu arbeiten, ärmlich leben konnten. Dort sah man deutlich, zu welcher Unmoral die Chalukah führte. Der Baron Rothschild hatte versucht, die Menschen, wenigstens die jungen, zur Arbeit zu bringen. Er hatte bei Tantura eine Glasfabrik gegründet, er hatte Maulbeerbäume pflanzen lassen und Seidenraupen hingebracht, um Seidenkulturen einzuführen. Alles missglückte.

Wir gingen Donnerstag Mittag gegen zwölf Uhr zu den heißen Quellen. Sie liegen unterhalb des Grabes und der Jeschiwah des Rabbi Meir Baal Haness. Wir trafen die Bachurim mit ihrem Rebbe an der Spitze, wie sie gemütlich nach Tiberias wanderten. Eli, der die Jeschiwah hatte besuchen wollen, hielt den Rebbe an und fragte, wieso die Jeschiwah heute geschlossen sei. «Es ist doch Erew Schabbat», war seine Antwort. «Wieso, es ist doch erst Donnerstag?» «Ja, wir beginnen mit der Vorbereitung schon einen halben Tag früher.» In dem Gespräch, das sich entwickelte, versuchte Eli ihm klarzumachen, dass sie alle nicht mehr nach dem Sinn unserer Weisen lebten, die sich ihr Brot mit einem Handwerk verdient und nur nebenbei «gelernt» hätten. Das bestritt der Rebbe nicht, aber er hatte gleich seine Theorie bereit: «Ja, das war, solange das Beth Hamidrasch stand; damals hatten die Menschen Kraft für beides; aber jetzt sind wir schwach geworden, darum die Teilung: Ihr draussen arbeitet und verdient, wir hier lernen und leben von eurem Geld.» Er war von seiner Theorie sehr überzeugt.

Bei den heißen Quellen war gerade Badestunde für die Frauen. So konnten nur wir weiblichen Wesen hinein. Ein runder Kuppelraum von Säulen getragen, buntes Glas in der Decke lässt spärliches Licht hinein; wir stehen zuerst im heißen Nebel, durch den man nicht hindurchsehen kann, dann erkennen wir langsam. Hunderte von nackten Frauen

in allen Lagen und Stellungen, teils im Wasser, teils zwischen den Säulen auf der niederen Brüstung. Die Frauen kommen auf uns zu und wollen uns ermuntern, auch zu baden. Uns schauderte, in diesen Pfuhl mit einzutauchen, und wir verschwanden schleunigst. Es ist die einzige Badegelegenheit, aber unmöglich für einen halbwegs zivilisierten Menschen. Man spricht davon, die Bäder auszubauen, ein Weltbad zu errichten, wie es zur Zeit der Römer bestand. Sehr grosse Pläne. Noch heute, nach sechsendreissig Jahren, ist das Bad weit davon entfernt, europäischen Ansprüchen zu genügen.

Aber ewig gleich schön ist der wunderbare blaue See mit seinen bergigen Ufern im Osten. Wir gingen an ihm entlang. Braune, nackte Fischer stehen etwa hundert Meter vom Ufer im See bis über die Hüften im Wasser, werfen ihre Netze aus und ziehen sie vollbeladen mit ihrer zappelnden silbernen Last wieder heraus. Kisten stehen am Ufer, in die die Fische hineingeworfen werden. Man versteht die Geschichte vom Fischzug Jesu – denn auch uns ist es wie ein Wunder, diese Fülle von Fischen zu sehen, die jeder Zug mit dem Netz herausholt.

Wir kommen an eine Stelle am Ufer, wo gerade eine alte Synagoge ausgegraben wird, es soll das alte Kapernaum sein, wo Christus seine Bergpredigt gehalten haben soll. Ein freundlicher Pater zeigt und erklärt uns, was er bisher gefunden hat. Schöne Simse aus Stein mit Traubengewinden und Granatäpfeln. Wir beginnen unser Gespräch Französisch, merken aber bald, dass er wohl auch Deutsch versteht. Ja, er versteht es sogar sehr gut. Er ist aus Köln am Rhein, ein ehemaliger Offizier. Nun ist er Klosterbruder in Jerusalem und wohl im Nebenberuf Archäologe, denn er leitet die Ausgrabungen und ist sehr zufrieden mit seinen Resultaten.

Der nächste Tag bringt uns als kleine reitende Karawane nach Safed hinauf. Wir haben keine Pferde, nur Maultiere. Sie haben keinerlei Sattel, und richtige Zügel gibt es auch nicht. Eine einseitig angebrachte Schnur muss als Ersatz dienen. Die Tiere haben auch gar nicht die Absicht, sich von uns dirigieren zu lassen, dahin zu gehen, wo wir hinwollen. Sie steigen auf dem schmalen Pfad vorwärts in dem Tempo, das ihnen beliebt. Wenn es sie plötzlich gelüftet, auf den Berg hinaufzuklettern, sind wir völlig machtlos. Nur ein Schnalztönen ihres Herrn ruft sie zurück. Aber es ist wundervoll, trotzdem immer höher und höher ins galiläische Bergland hinaufzuklettern; drunten der tiefblaue See, droben der Schneegipfel des Hermon, in der wunderbaren Klarheit der palästinensischen Luft, die uns damals so ungewohnt und neu war. Die Luft war

warm, aber noch gar nicht drückend, und je höher wir hinaufkamen, umso erfrischender wurde sie. Sieben Stunden ging der Ritt, bis Safed auf dem Gipfel eines Berges vor uns lag. Ich war so begeistert vom Anblick der Stadt, dass ich gar nicht merkte, wie mein Reittier mit mir unter einem Ölbaum dahinging. Ehe ich mich versah, hatte ein Zweig mich vom Maultier heruntergestreift, und ich sass sehr verduzt auf dem Boden. Es war aber gut, dass der Ritt bald zu Ende war. Sieben Stunden auf ungesatteltem Tier. Adele und ich waren wie gerädert, und es dauerte, bis wir unsere Beine wieder gebrauchen konnten. Im «Grand Hôtel de Galilée» stiegen wir ab; es war eine greuliche Spelunke. Um einen offenen Hof lagen ein paar niedrige Zimmer mit primitivstem Mobiliar. Aber in Safed gab es keine «Deutschen», bei denen man hätte wohnen können. Safed war damals eine fast rein jüdische Stadt, 8'000 Juden, 2'000 Araber. Dasselbe trostlose Bild wie in Tiberias; nur alter Jischuw, der von Chalukah lebte und lernte, lernte – ob seit Jahrhunderten aus dieser Stadt ein wirklicher Gelehrter gekommen ist, bezweifle ich. Aber zur Arbeit waren sie nicht zu haben. Alles, was der Baron versucht hatte, war fehlgeschlagen. Sie wollten nicht arbeiten. Wovon lebten die Menschen wirklich? Man erzählte uns droben die drollige Geschichte: «Wovon wir leben? Ja, seht, im Sommer ist es bei uns schön kühl, da kommen die Leute von Tiberias, wo es viel zu heiss ist, zu uns herauf; davon leben wir.» Und als man die Leute von Tiberias fragte: «Wovon lebt ihr eigentlich?» antworteten sie: «Ja seht, im Winter ist es bei uns schön warm, da kommen die Leute von Safed, wo es sehr kalt ist, zu uns hinunter; davon leben wir.»

Ja, so ähnlich mag es wohl gewesen sein. Schmutz und Armut auch hier. Es ist etwas Merkwürdiges um solch orientalische Städte: aus der Ferne sehen sie wundervoll aus, einheitlich aufgebaut. Aber in der Nähe sind sie winklig, eng und düster. Kommt noch Schmutz und Unrat dazu, dann verschwindet noch der letzte Rest von Schönheit, und nur Trostlosigkeit bleibt zurück. Erhebt man aber den Bick, dann liegt leuchtend in Schönheit das weite Land da drunten: nach Norden der Hule-See, im Süden der See Genezareth und über allem das schneeige Haupt des Hermon. Dem Kaimakam, dem türkischen District Commissioner, der seinen Sitz in Akko hatte, erging es nicht besser als uns. Er musste auch mit dem «Grand Hôtel de Galilée» vorliebnehmen und war sichtlich glücklich, in den europäischen Gästen angenehme Gesellschaft zu finden. Unsere Unterhaltung war nicht gerade fliessend, und er war restlos entzückt von dem noch ganz primitiven Grammophon, das er dort

vorfand, so dass wir den ganzen Abend mit ihm der Musik zuhören und Kaffee trinken mussten, bis lange nach Mitternacht.

Am Schabbat sah der Ort doch besser aus, und viele schöne, etwas verweichlichte Männerköpfe begegneten uns mit Peioth und Streimel und farbigen Samtkaftanen. Es sah recht malerisch aus. Es hielt uns nicht lange in dieser trostlosen, zukunftslosen Umgebung; es drängte uns, den neuen Jischuw zu sehen, eine der Rothschild'schen Kolonien. Die nächstgelegene war Rosch Pinah am Abhang des Berges. Für acht Uhr war unser Mukari-Maultiertreiber bestellt; wir waren natürlich pünktlich fertig – wer aber ganz gemütlich gegen elf Uhr anrückte, war unser Treiber. Er begriff unseren Ärger und unsere Ungeduld nicht. «Warum bist du zornig, Elje», sagte er, «ich hab schon fertig gedawnet.» Zeit spielt im Orient keine Rolle, das hatten wir ungeduldigen Europäer noch zu lernen. Unser Treiber war überhaupt ein sonderbarer Junge, halb Sepharde, halb Aschkenase, und ganz arabisiert. Er verstand etwas Jiddisch, und so konnten wir uns ein wenig verständigen. Als wir einmal die Hatikwah sangen und er mit einfiel, fragten wir ihn, ob er Zionst sei, und bekamen die uns ganz unerwartete Antwort: «Das ist nur etwas für reiche Leute.» Was hätten unsere deutschen Juden wohl dazu gesagt?

Er lehrte mich aber auch mancherlei. Wenn wir assen und ihm von unserem Essen anboten, lehnte er immer ab. Er zog seine «Pittah» heraus und suchte sich – es war Frühling und alles grün – Kräuter dazu, die er ass. Es war wilder Lauch und wilder Spargel und Stengel einer wilden Distelart, die ich nicht kannte, und er schien recht zufrieden damit.

Unser Weg ging nun bergab, und voll Freude sahen wir die roten Dächer durch grüne Bäume schimmern; wir ritten in das erste jüdische Dorf ein. Der Mughtar – Bürgermeister –, dem uns unser Treiber vorstellte, war unfreundlich genug. Er habe nicht gedacht, dass wir Juden seien, war seine Entschuldigung, als er uns am Nachmittag reuevoll einen Besuch abstattete. Man merkte wohl, dass man da oben keinen Besuch gewöhnt war. Man musste in jedes Haus eintreten, musste sich bewirten lassen mit Mandeln, Rosinen und Wein, alles eigene Produkte. Sie alle erzählten von ihrem Leben, ihrer Arbeit, ihren Freuden und ihren Enttäuschungen. Immer wieder fiel uns eines auf: die Frauen waren bedrückter als die Männer; und das fanden wir in allen Kolonien, die wir späterhin noch besuchten. Ich glaube, es war nicht die schwere Arbeit, die sie bedrückte, es war mehr die Umstellung ihres Lebens; sie vermissten das Städtel, in dem sie aufgewachsen waren, das städtische

Leben überhaupt. Denn nur die allerwenigsten unter ihnen hatten, wie ihre Männer, als Ersatz dafür ein zionistisches Ideal. Sie waren nur als gehorsame Frauen ihren Männern in das ferne Land gefolgt. Und das spürte man. Vieles, was wir aus dem Leben der Kolonisten erfuhren, wurde uns dann von dem Verwalter der Nordkolonien, Kalvarisky, der in Rosch Pinah wohnte, bestätigt oder berichtigt. Die Verwaltung der Kolonien, die von Paris aus dirigiert wurde, machte viele Fehler: auf der einen Seite verwöhnte sie die Siedler dadurch, dass sie im Notfälle doch immer alles von der Verwaltung erhielten und dadurch das Verantwortungsgefühl verloren, andererseits hemmte sie die eigene Initiative, indem sie den Siedlern nicht freie Hand liess, nach eigenem Gutdünken zu arbeiten. Beides wurde uns von einem ganz unbeteiligten Berichterstatter bestätigt.

Am Nordende des Tiberias-Sees, bei Tanchum, war ein Kloster, das jeden Fremden, der vorbeikam, freundlich aufnahm und bewirtete. Ein Liebesdienst, der in jener Zeit, da es nirgends eine Unterkunft, nirgends ein Gasthaus gab, wohl eines Klosters würdig war; der freundliche alte Pater dort, der die Entwicklung der jüdischen Siedlungen in ihren Anfängen miterlebt und mitbeobachtet hatte, erzählte uns viel davon. Er meinte, dass die Türkei einen Fehler mache, diese jüdischen Siedlungen nicht mehr zu stützen und zu stärken. Es seien ja die einzigen europäischen Siedler, die nicht mit politischen Gedanken und Aspirationen ins Land kämen, sondern die sich hier in der Türkei einbürgern wollten und an deren Gedeihen interessiert seien. Dann erzählte er uns, wie schwer es gewesen sei, bis diese Juden aus der kleinen Stadt sich als Bauern eingewöhnt, bis sie die rechte Liebe für ihre Tiere aufgebracht hätten. Oft hätten er ihnen gesagt, sie sollten ihre Pferde nicht so zuschanden reiten, und immer habe er die Antwort erhalten: «Oh, das macht nichts, wenn das Her krepirt, dann gibt eben der Baron ein neues Pferd.»

Wir bekamen jedenfalls ein wenig Einsicht in das Leben der Siedler, vor allem durch Kalvarisky, der uns zu einem Ausflug in die nördlichen Kolonien einlud. Bis Metulla sollte die Reise gehen. Aber wir gelangten nicht bis dorthin, zu stark setzte der Regen ein. Diesmal ritten wir auf Pferden mit richtigem Sattel. Bald brannte die Sonne, bald goss es vom Himmel herunter. So sahen wir nicht viel von der Landschaft. Machnajim war gerade einmal wieder von einem Grossteil seiner Siedler verlassen worden und war verödet. Jesod Hamaalah, unten am Hule-See, war mit seinen fünfundzwanzig Siedlern auch noch recht armselig. Es war Nacht, als wir müde und völlig durchnässt in Jesod Hamaalah

einzogen. Ein Siedlerhaus nahm uns auf. Die Herren schliefen im grossen Essraum auf den Bänken, uns hatte man ein Schlafzimmer zurechtgemacht. Da es stockdunkel war – nur eine kleine Wachskerze erhellte notdürftig das Zimmer – schliefen Adele und ich gut und zufrieden in unseren Betten. Als wir am anderen Morgen bei Tageslicht sahen, wo wir geschlafen hatten, da packte uns noch nachträglich ein Grauen. Jesod Hamaalah konnte unmöglich ohne die ständige Unterstützung der ICA existieren. Die Nordkolonien, die keine jüdischen Konsumenten für ihre Produkte hatten, waren wohl überhaupt eine Fehlleitung. Die Juden von Safed und Tiberias waren viel zu arm, um als solche in Betracht zu kommen, und sie lagen zu weit ab von jedem Verkehr. Die kleine Kolonie bestand damals etwa zwanzig Jahre. Ich bin im Jahre 1935 wieder dort gewesen und habe festgestellt, dass selbst der grosse Einwandererstrom, der im Jahre 1933 ins Land kam, spurlos an dieser Kolonie vorübergegangen war.

Eine Fahrt über den See brachte uns an das Südende, an die kleine Bahnstation Zemach. Dort herrschte wirklich «türkische Ordnung». Niemand wusste, ob und wann der Zug kommen würde. Die Sonne brannte, man sass am Strassenrand und wartete. Ein kleiner Bungalow in der Nähe schien mir wie ein Erfrischungsraum. Wir traten ein, man gab uns Liegestühle, brachte Kaffee und Kuchen. Als endlich spät am Nachmittag das Bähnchen kam, und wir bezahlen wollten, war man sehr überrascht, nahm keinen Pfennig an. Wir waren in ein Privathaus gekommen, und man hatte uns mit echt orientalischer Gastlichkeit aufgenommen. Wieder war der Zug fast nur von reisenden Pilgern besetzt, einer von den beiden Personenwagen war für solch eine Reisegesellschaft reserviert. Im zweiten Wagen, der fast leer war, sassen wir, der Pater, den wir von den Ausgrabungen kannten, und höchstens noch zwei bis drei Personen. Langsam fuhr unser Bähnchen in die dunkle Nacht hinaus – und plötzlich blieb es stehen. Erst allmählich wurde uns klar, was passiert war: die kleine Lokomotive hatte die beiden Wagen nicht bergauf ziehen können. Da hatte man einfach unseren Wagen abgehängt, und die Lokomotive war fröhlich mit der leichteren Last nach Haifa gefahren. Wir standen da, mitten in der Nacht in gottverlassener Gegend. Gegenüber am Bahndamm wurde es langsam lebendig. Verwegen aussehende Gestalten hockten dort im Dunkeln und schauten neugierig zu uns herein – es war etwas unheimlich. Vielleicht täuschten wir uns, aber die Beduinen mit ihren wilden Augen konnten einem schon gefährlich erscheinen. Der Pater, der sich im Lande besser auskannte, war uns ein

rechter Trost. Nach Mitternacht endlich kam die Lokomotive wieder angeschnaubt und nahm uns nun mit nach Haifa. Von dort ging es mit dem Stellwagen durchs Land, am ersten Tag auf einem herrlichen Höhenweg bis Sichron Jakob. Die grossen Weinkellereien, die weit sich hinziehenden Weinberge liessen diese Kolonie reich und blühend erscheinen. Im Weinkeller lernten wir die Gefährlichkeit und Stärke des Palästinaweins kennen. Ein Pröbchen nur aus jedem Fass, aber als wir herauskamen, drehte sich die Welt.

Wieder dauerte es fast eine halbe Tagfahrt durch die Scharon-Ebene, bis, ganz in Eukalyptus eingebettet, Chedera vor uns lag. Wir wussten, welch ein Malariaherd Chedera war, und wollten auf keinen Fall dort übernachten. Aron Sandler und ich unterhielten uns mit dem Koloniarzt und fragten ihn, ob er uns bei einem Patienten eine durch Malaria vergrösserte Milz zeigen könnte. Er meinte lachend, er könne jeden Juden oder Araber von der Arbeit hereinrufen, jeder habe eine Riesensmilz. Und es war wirklich so. Ein schreckliches Zeichen von ständiger, immer erneuter Malaria.

Eigentlich sollte unsere Fahrt nur noch bis zu einem Khan gehen, der zwischen Chedera und Petach Tikwah lag. Als aber unser Wagen in das schmutzige, alte Gemäuer einfuhr, das mehr einer Räuberhöhle als einem Gasthof glich, zogen wir es vor, lieber in die Nacht hineinzufahren, als hier zu übernachten.

Auch Petach Tikwah war voll von Eukalyptusbäumen, ein Zeichen, dass auch hier ein Malariaherd gewesen sein musste. Aber es war doch schon viel mehr saniert und aus der Zeit der schwersten Gefahr heraus. Petach Tikwah war auch eine der ältesten Siedlungen im Lande. Hier sahen wir die ersten Pardessim – man nannte sie Bojaren – mit Knospe, Blüte und der goldenen riesigen Frucht an ein und demselben Strauch. Man riss gerade damals viele Weinstöcke heraus, um Zitrusgärten anzulegen. Traubenzucht war nicht mehr rentabel. In die herrlichen Mandelbaumanlagen war eine Mittelmeerfliege gekommen, die ganze Anlagen vernichtet hatte. Europäisches Obst wie Äpfel, Birnen, Pflaumen wuchsen damals überhaupt noch nicht im Lande. So langsam lernten wir vieles von den Schwierigkeiten zu Beginn der Kolonisation verstehen, wo noch jede Erfahrung mangelte, alles noch im Stadium des Versuches steckte. Viel Kraft und Geld ist vergeudet worden, und nur die Liebe zur neuen alten Heimat konnte die Menschen hier ausharren lassen. Alle kamen uns mit grosser Freundlichkeit entgegen, aber alle sagten dasselbe: «Ihr müsst hierbleiben, mitarbeiten, nicht wieder nach



Hause fahren. Wir brauchen Menschen, viele, viele Menschen.» Sie hatten recht. Ich wäre wohl geblieben, aber Eli sah hier noch keinen Platz für sich. Es war alles noch zu klein und beengend, und was wir in Safed und Tiberias gesehen hatten und verdreifacht in Jerusalem wiederfanden, kennzeichnete auch diesen Ort: Not, Elend, Armut. Eli, der, wie ich immer sagte, alles Leid der Welt auf sich nahm, fühlte, dass ihn das Leid um ihn her erdrücken würde, ohne dass er wirklich Hilfe bringen könnte. Damals gab es noch keinerlei zionistische Arbeit, kaum irgendwelche europäischen Juden im Lande. Es war die Zeit, bevor Ruppin ins Land kam und das Palästina-Amt eingerichtet hatte. Sicher hatte Eli recht mit seinen Bedenken. Wir waren damals siebenundzwanzig und neunundzwanzig Jahre alt, wir wären der Sache nicht Herr geworden.

Aber unsere erste Reise im Jahre 1907 war wirklich nur als Informationsreise gedacht. Wir wollten alles kennenlernen, um beurteilen zu können, ob unser Ideal auch zu verwirklichen sei, welche Mittel an Geld und menschlichem Einsatz notwendig seien, um dem Ziel näher zu kommen; wo positive Ansätze waren, die es zu fördern galt, wo Negatives, das unterdrückt und umgestaltet werden musste. Wir waren weit davon entfernt, das alles wirklich erfasst zu haben, aber es blieb uns ein viel besseres Verständnis für alles, was in Erez Israel geschah, eine viel tiefere Verbundenheit mit Land und Leuten und eine grosse Liebe für alles, was mit Erez Israel zusammenhing.

Von Petach Tikwah kamen wir nach Jaffa, der ersten grösseren Stadt des Landes, einer arabischen Stadt in Aufbau und Charakter; die wenigen Juden fielen gar nicht auf. Aber immerhin war es die erste Stadt, in der es ein jüdisches Hotel gab, in dem man wohnen konnte, ein Ableger des Hauses Kaminitz in Jerusalem, das in der Hauptstrasse Jaffas lag. Diese Stadt am Meere war auch nur aus der Feme schön. Aber es war Frühling, Palmen ragten über die Kuppeldächer und der Duft der Orangenblüten lag betäubend über der Stadt. Das beste Wohnviertel war auch hier wieder die deutsche Templerkolonie mit ihren Blockhäusern. In einem dieser Häuser wohnte damals Davis Trietsch. Er hatte wieder einmal einen neuen Plan, aber einen, den er diesmal selbst ausführte. Wer Davis Trietsch kannte, wusste ja, dass in seinem unruhigen Kopf immerfort neue Pläne, neue Ideen auftauchten. Oft recht interessante, recht wertvolle, aber wenn er sie selbst ausführen wollte, so waren sie schon zum Misslingen verurteilt. Damals nun war er unter die Schreiner gegangen, eine phantastische Sache, wenn man bedenkt,

dass er von Schreinerei nicht das mindeste verstand. Er führte uns in seiner Werkstatt herum, wo fürchterliche Dinge entstanden: Tausende von kleinen Rähmchen im orientalischen Jugendstil; er nannte es «Fremdenindustrie». Die Freude hat nicht lange gedauert, bald war die Werkstatt bankrott. Aber damals war er voller Enthusiasmus und Hoffnung. Die einzige Familie, an die ich mich erinnere, war die des Bankleiters Levontin, die zu den Biluim gehörte. Levontin war wie die meisten enttäuscht von dem schlecht vorbereiteten landwirtschaftlichen Versuch und ging nochmals nach Russland zurück, um sich weiter auszubilden. Nach seiner Rückkehr aber wurde er Leiter der zionistischen Bank. Weit draussen in den Dünen lag der moderne Cheder von Raw Kuck. Raw Kuck hatte seinem Cheder Werkstätten angegliedert, um die Jugend nach alter Methode nicht nur zum Lernen zu erziehen, sondern sie zu Handwerkern zu machen. Wir, Eli und ich, besuchten ihn. Er empfing Eli sehr herzlich und erfreut, mich sah er gar nicht an. Er winkte nach hinten, ohne sich nach mir umzusehen: «Kennts euch aach setzen.» Es gab mir eine Ahnung von der Stellung der Frau hier im Lande, denn Raw Kuck war bei aller traditionellen Orthodoxie modern und fortschrittlich. Aber so sah der Fortschritt hier noch aus.

Nun ging es per Bahn nach Jerusalem. Man kann sich heute keine Vorstellung mehr davon machen, was damals Jerusalem für uns bedeutete. Dass man mit der Bahn an einen Ort kommen sollte, an dem, wie anderswo «Karlsruhe» oder «München» angeschrieben stand, «Jerusalem» stehen sollte, schien genauso, als ob ein Wegweiser den Weg ins Paradies anzeigen könnte. Jerusalem, Gan Eden, beides waren Märchenbegriffe für uns aus frühen Jugendtagen, ganz ohne Realität. Aber die Tatsache bestand, wir fuhren durch das jüdische Gebirge, an Bitir vorbei, der Heldenstadt, hinauf nach Jerusalem. Wunderbar war der erste Eindruck, als wir unten an der machtvollen Mauer vorbei durchs Gehinnom hinauffuhren. «Jerusalem, du hochgebaute», das war das erste Gefühl.

Im Hotel Kamenitz wurden wir schon erwartet. Das Hotel stand an dem Platz, an dem im Jahre 1933, als wir ins Land kamen, die alte Post stand. Feierlich war der Empfang, denn der Jischuw war so klein, dass unsere Ankunft in ganz Jerusalem bekannt war. Zehn feierlich gekleidete Rabbanim aus dem «Straus»-Haus waren mit einer Torte und einer Riesenflasche Wein zum Empfang erschienen. Die Herren, Eli und Aron Sandler – wir Frauen hatten wieder nichts dabei zu suchen – mussten die Ehrensitze einnehmen und Begrüßungsansprachen über sich ergehen lassen. Das «Straushaus» oder Chazer Straus, wie es hier ge-

nannt wurde, war in den achtziger Jahren vom Grossvater Straus mit einem Freund zusammen erworben worden und diente in all den Jahren armen Talmidei Chachamim als Freiwohnung. Es war im arabischen Stil gebaut, mit luftigen Wohnräumen, dicken Wänden und gewölbten Decken. Merkwürdig primitiv waren die Küchenverhältnisse. Wie die Frauen in diesen winzigen Räumen kochten, war mir unklar. Man kochte wohl wirklich am Wochentag sehr wenig, und das «Schalles-Essen für Schabbat wurde irgendwie eingestellt. Die Einwohner dieses Hauses hatten natürlich allen Grund, Eli feierlich zu empfangen, war er doch nach seines Vaters Tod der Verwalter dieses Hauses, dem Gemeinschaftsbesitz aller Geschwister.

Es war Freitag, als wir ankamen, so führte unser erster Gang am Abend zur Klagemauer. Es war eine wundervoll klare Sternennacht, als wir durchs Jaffator zum erstenmal die alte Stadt betraten, die enge Davidsstrasse hinabgingen, verwirrt vom geschäftigen Treiben dort selbst zur Abendzeit, und endlich in die stille enge Strasse einbogen, die zur Klagemauer führt. Lärm und Getriebe blieben zurück, nur festlich gekleidete Juden in bunten Kaftanen, mit pelzbesetzten Hüten, mit langen Schläfenlocken eilten vor uns, neben uns, hinter uns zur Klagemauer, zum Gebet.

Warum der Eindruck der Klagemauer auf mich so mächtig war, so erschütternd, so aufwühlend, kann ich nicht sagen. Ich weiss nur, dass ich mich nie so eins mit meinem Volke gefühlt habe wie damals vor dem traurigen Rest eines Heiligtums, das vor fast zweitausend Jahren zerfallen war. Es war Schmerz, es war Mitleid, es war ein Hineingestelltsein in die unendliche Reihe der Generationen vor mir, es war mir Symbol für mein Volk. Nie wieder hat es ähnlich auf mich gewirkt.

Sonst haben wir Jerusalem nicht so sehr als «Heilige Stadt» empfunden. Nein, es erschien recht unheilig, trotz oder gerade wegen der vielen Menschen mit Bart und Schläfenlocken und bunten Kaftanen. Vierzigtausend Juden lebten damals in Jerusalem. Alle lebten von «Chalukah», dem Geld, das aus der ganzen Welt für die Juden in die drei «heiligen» Städte strömte. Jede jüdische Frau, die ihren Chalah-Teig bereitete, ihre Hebe davon nahm und ins Feuer warf, legte jede Woche ihr Geldstück auf die Seite für die Juden in Erez Israel. So habe ich es noch jede Woche meine Mutter tun sehen. Hier im Lande nun sah ich, dass, wenn es schon Feindschaft erzeugt, mehr zu verdienen als der andere, es noch weit mehr Hass und Missgunst hervorruft, mehr unverdientes Geld zu erhalten als der Nachbar. Die Chalukah, die nach «Kolelim»-Gemein-

den verteilt wurde, war sehr unterschiedlich. Reiche russische Gemeinden schickten viel mehr Geld als z.B. ärmere polnische oder deutsche, bei denen die Sitte der Palästina-Spende schon sehr in Vergessenheit geraten war. Am reichsten waren damals die ungarischen Gemeinden, da aus Ungarn sehr viel Geld kam und es wenige ungarische Juden gab, an die es verteilt werden musste. Jeder, aber auch jeder, auch wenn er eigenes Geld besass, nahm die Chalukah. «Bin ich denn kein Jude? Wohne ich nicht in Jerusalem?», das waren die ständigen Antworten auf die Frage: «Warum nimmst du Chalukah, du verdienst doch genug, du hast es doch gar nicht nötig.» Keiner empfand es als Erniedrigung, Almosen anzunehmen. Niemand merkte, wie korrumpierend es auf die ganze Gesellschaft wirkte. Die deutsch-holländische Palästina-Verwaltung hatte, um endlich den Geldstrom produktiver und konstruktiver zu gestalten, unter Leitung von Grossvater Samuel Straus einige Jahre vorher begonnen, für das Geld Häuser und das Krankenhaus Schaare Zedek bauen zu lassen. Bis zum Zusammenbruch des deutschen Judentums wurde dieses Krankenhaus aus deutsch-jüdischen Chalukah-Geldern gespeist.

Damals haben wir, Aron Sandler und ich, einer poliklinischen Sprechstunde beigewohnt, die ich nie vergessen habe. Fünf bis sechs Patienten wurden auf einmal hereingelassen, untersucht wurde keiner. «Bei wem habt Ihr schon Refue genemt?» war die stereotype Frage; schon schrieb die Hand ein Rezept, ein paar kleine Geldmünzen, die am Rand des Tisches lagen, wurden dem Patienten zugeschoben, und er war entlassen. Die Behandlung im Krankenhaus schien besser, obgleich ich darüber nichts Genaues sagen kann. Die Operationen lagen in den Händen des deutsch-christlichen Chirurgen, der sicher seine Sache verstand. Es gab noch das alte Rothschild-Spital, an dem Dr. Masie wirkte, und Misgav Ladach in der alten Stadt. Sonst gab es nur Missionsspitäler aller Völker und Religionen, die natürlich auch von Juden besucht wurden. Die Mission und die Art, wie sich die Juden zu ihr stellten, waren ein trauriges Kapitel. Es gab wenig Schulen: die der Alliance, die die Kinder in französischer Sprache zu Franzosen erzog, so dass deren höchstes Ziel es war, nach Frankreich, nach Paris zu kommen. Dann gab es die Schulen und Kindergärten des Hilfsvereins der deutschen Juden mit deutscher Unterrichtssprache. In den Kindergärten hatte man gerade begonnen, hebräisch als Hauptsprache einzuführen, weil man für die Vielfalt der Sprachen dieser Kinder eine einheitliche Sprache schaffen musste, die sie alle miteinander verbinden sollte. Elfriede Bambus hatte damals die

Leitung der Kindergärten und die Ausbildung der Kindergärtnerinnen in Händen. Sie war sehr jung und sehr einsam. Wir wohnten im gleichen Hotel, und aus dieser Bekanntschaft wurde eine langjährige innige Freundschaft. Sie hat es drüben nicht lange ausgehalten, sie kam später nach München als Leiterin des dortigen Kindergartens.

Der Leiter der Schulen des Hilfsvereins war damals Ephraim Kohn, ein geborener Jerusalemer, der die Schule dort besucht hatte und als begabter Schüler seine weitere Ausbildung in Berlin erhielt. Eine Mädchenschule, von den englischen Rothschilds – Evelyne de Rothschild – gegründet und unterstützt, lag schon damals in den Händen von Miss Landau, die es besser verstanden hatte als alle anderen, sich und ihrem Lehrkörper ein behagliches Heim zu schaffen und so einheitlich zu wirken. Es waren besonders nette Stunden, die wir bei ihr verbrachten. Man kann nicht behaupten, dass die Schule auf der Höhe war. Es war sicher sehr schwer, diesen verwahrlosten Kindern Zucht und Ordnung beizubringen. Die Unterrichtssprache war englisch. Ausser Miss Landau selbst war wohl keine vollausgebildete Lehrerin an der Schule. So herrschte sie ganz selbständig und drückte der Schule ihren Stempel auf.

Zu all dem ist noch zu sagen, dass damals noch auf jeder Schule, die weltliche Dinge lehrte, der Bann lag, ein Cherem in einer ganz mittelalterlichen, schrecklichen Form, alle Flüche des Himmels auf diejenigen beschwörend, die ihre Kinder in weltliche Schulen schickten. Da es kurz vor Schulanfang war, so stand an jeder Schulhaustüre der Cherem angeschlagen, versehen mit der Unterschrift aller Rabbanim. Dabei war es allgemein bekannt, dass viele jüdische Kinder in die Missionsschulen gingen, wo sie nicht nur kein Schulgeld zu zahlen hatten, sondern noch genährt und bekleidet wurden. Wurde ein Kind gar der Taufe zugeführt, so hatten die Eltern überdies materielle Vorteile davon, Anreiz genug, es zu tun, um dann die Taufe nicht ernst zu nehmen. Für alle, die sich dem Cherem beugten, gab es nur Cheder und Jeschiwah. So wuchs eine Generation nach der anderen ohne Fortschritt, ohne Kenntnisse, ohne Berufsarbeit heran. Vom Zionismus spürte man in Jerusalem noch so gut wie nichts. Die hebräische Sprache machte ihre ersten Versuche, sich durchzusetzen. Elieser Ben Jehuda hatte vor Kurzem den plötzlichen Entschluss gefasst, nur noch hebräisch zu reden – und er hat diesen Entschluss fanatisch durchgeführt. Seine Frau, die kein Wort verstand, soll acht Tage geweint haben, dann ergab sie sich, lernte ihren Mann verstehen und selber sprechen. Ein kleiner Kreis Getreuer folgte ihm auf seinem Weg.

Nur in der neugegründeten Bezalel-Schule wehte zionistische Luft. Boris Schatz war vor etwa einem halben Jahr nach Jerusalem gekommen, um die orientalische Teppichknüpferei einzuführen, die er im Auftrag der bulgarischen Regierung auch in Bulgarien eingeführt hatte. Er war voller Begeisterung und Schwung; nicht nur Teppiche sollten in seiner Schule hergestellt werden, sondern auch Kunstgegenstände in Holz, Elfenbein und Silber. Er eröffnete sofort eine Kunstklasse, in der die Künstler ausgebildet werden sollten. Er war so liebenswert in seiner Schaffensfreude, in seinem kindlichen Glauben, dass man Kunst aus dem Nichts hervorrufen könnte, dass man mit Lächeln hinweg sah über das Unvollkommene, Halbe, Kitschige und Geschmacklose, das da zum Teil geschaffen wurde. Ich weiss noch, wie er uns auf einem Ritt weit draussen vor die Stadt hinausführte: «Hier auf diesem Hügel muss meine Schule einmal stehen und mein Museum, und vom Dache des Hauses muss die Menorah weithin sichtbar sein.» Und er hat es geschafft. Die Häuser stehen dort, die Menorah grüsst vom Dach, das Museum erweitert sich ständig, und die Kunstschule ist wirklich eine Schule, die ihren Namen verdient. Die Sehnsucht und der Wille eines Einzelnen haben dies bewirkt und geschaffen. Wir waren viel und gern mit Boris Schatz zusammen; wir ritten zusammen auf den Ölberg, wo der Russenturm schon damals hoch und spitz gen Himmel ragte, wir fuhren zu Rahels Grab am Wege und besuchten mit ihm die Davidstadt Bethlehem. Immer war er voll Begeisterung und Überschwang. Wie liebte er die Landschaft, die kahlen Höhen, die sich so wunderbar klar vom Himmel abhoben, die silbernen Olivenhaine, die sich terrassenförmig aufbauten, die blauen Berge von Moab – am meisten aber liebte er Jerusalem. Und wir genossen durch ihn das alles mit tiefer Liebe mit. Ich grüsse dich, Boris Schatz, über Zeit und Raum hinweg in warmem Gedenken.

Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft fand sich zu Pessach in unserem Hotel ein: Jakobsohn war mit seiner Frau aus der «syrischen Verbannung» zum Fest gekommen. Eine Freundschaft fürs ganze Leben ist aus diesen Pessachtagen hervorgegangen. Ein merkwürdiger russischer Jude, Salmoniak, war da, der einzige Jude im auswärtigen russischen Dienst. Er hatte diese Beförderung durchgesetzt, als sein Vorgesetzter, ein Baron, gestorben war, und er bis zur Ernennung des neuen Vorgesetzten die Vertretung übernehmen sollte. Er weigerte sich, drohte mit sofortiger Amtsniederlegung, wenn er nicht in die höhere Stelle auf rücke. In ihrer Zwangslage erklärte sich die Regierung einverstanden.

Salmoniak hatte die Überwachung aller Poststationen Russlands im Vorderen Orient unter sich. Ferner war ein Rabbiner aus San Franzisko mit seiner Frau anwesend, echte Ostjuden, die aus Polen über Holland nach Amerika eingewandert waren. Ihre Tochter, innerlich und äusserlich Vollamerikanerin, überragte die Eltern um zwei Köpfe. Nie habe ich so deutlich empfunden, wie stark das Land, der Boden den Menschen formt. Ein junger Rabbiner Karlebach, später Rabbiner in Altona, war als Lehrer da, und Elfriede Bambus, die Kindergärtnerin. Jeder Tag brachte neue Gäste, denn es war Brauch im Land, zu Pessach wie einst nach Jerusalem hinaufzuziehen.

Die Stadt war zu Ostern, zu Pessach, unheimlich voll. Christliche Pilger aus allen Ländern waren herbeigeströmt, um die Karwoche, die Ostage hier zu erleben. Den tiefsten Eindruck machten die Russen auf mich. Sie fuhren nicht wie die Amerikaner, Franzosen und andere in der Eisenbahn durchs Land und wohnten in Hotels, sie waren wirkliche Pilger, die jeden Schritt im Heiligen Lande zu Fuss gingen. Es waren einfache Leute, arme Leute, Bauern und kleine Gewerbetreibende. Jeder trug einen Sack mit Brot und den Wasserkrug zum Tee. So wanderten sie durch die Hitze über die staubigen Strassen. Ich sah sie den Golgathaweg gehen; aber gehen ist kaum das Wort dafür. Sie rutschten auf den Knien, sie küssten die Steine. Ich sah sie am Eingang der Grabeskirche flach am Boden liegend. Ich sah sie an der Taufstelle Christi am Jordan. Sie zogen ihre Sterbehemden an und tauchten unter in den Wassern, die ihnen heilig waren. Sie waren rührend und erschreckend zugleich, denn für diese einfachen Menschen war es, als ob Christus gestern diese Wege gegangen wäre, als ob er gestern gelitten hätte und am Kreuze gestorben sei. Man sah neben der innigen Frömmigkeit und Liebe zum Heiland den Hass auflodern gegen die Juden, die ihn gekreuzigt hatten. Und es waren wieder die Juden von heute. Historische Zeiten gab es für diese Menschen nicht.

Die Luft war überhaupt mit Fanatismus geladen. Da war die Grabeskirche, die von türkischen Soldaten bewacht werden musste, die allein den Schlüssel hatten, um Mord und Totschlag unter den vielen christlichen Sekten, die jede einen bestimmten Platz, eine bestimmte Gebetsfrist hatte, zu verhüten. Protestanten hatten als Ketzer keinen Platz und kein Recht, in der Grabeskirche zu beten. Kaiser Wilhelm II. hatte darum mitten in der alten Stadt eine Kirche für Protestanten erbaut, damit sie wenigstens in der Nähe des Grabes eine Gebetsstätte hätten. Juden durften die Grabeskirche überhaupt nicht betreten. Wir kamen aber

doch hinein. Der deutsche Konsul gab uns seine Konsulatsdiener mit, Kawassen hiessen sie, in prächtiger, mit Gold und Silber bestickter Uniform. Der hatte zur Bedingung gemacht, dass kein Jude mitginge, der schon einige Zeit hier wohnte. Die Grabeskirche ist ein merkwürdiger Bau, ganz uneinheitlich; Jahrhunderte haben an ihr gebaut. Die orientalische Kuppel wechselt mit dem Langschiff ab, hier eine romanische Krypta, dort Spitzbögen; man geht um eine Säule und steht vor der nackten Felswand mit uralten Gräbern. In der Haupthalle befindet sich eine kleine gotische Kapelle aus Marmor: das Grab Christi. Von hier aus geht jede Ostern das Wunder des heiligen Feuers aus, das aus dem Grab auflodert, an dem alle ihre Kerzen entzünden und ein Lichtmeer die ganze Kirche erfüllt. Gerne hätte ich das miterlebt, aber das wagte nicht einmal der Konsul zu erlauben: «Wenn einer dich erkennt, kann dich keiner davor bewahren, gelyncht zu werden.» So verzichtete ich lieber.

Aber auch die mohammedanische Welt hatte Angst vor der Menge fanatisierter Christen, die in der Osterzeit in Jerusalem zusammenströmten; ein Handstreich konnte gar zu leicht die Stadt in christliche Hände fallen lassen. Darum veranstalteten auch die Mohammedaner ein Wallfahrtsfest, das mit den christlichen Ostern zusammenfiel, das Nebi Musa-Fest. Von allen Seiten zogen die Araber an diesem Tage hinauf nach Jerusalem, um am Grabe Moses' und in der Omar-Moschee zu feiern. Auch sie waren fanatisiert, genau wie die christlichen Pilger.

Wie herrlich ist der alte Tempelplatz! Es gibt sicher in der Welt nicht viele seinesgleichen an Pracht und Schönheit. Der weite Platz ist von Säulentoren umgrenzt, durch die immer neue wunderbare Ausblicke geschaffen werden. Der Felsendom in der Mitte ist in seiner achteckigen Form mit bunten, blauen und grünen Majolika-Kacheln belegt. Der Felsen wird von einer herrlichen Kuppel überdeckt, die durch bunte Gläser Licht auf den Stein fallen lässt und ihn merkwürdig belebt. Ein einzigartiges, grossartiges Heiligtum. Daneben befindet sich das einzige Brunnlein mit lebendigem Wasser in ganz Jerusalem, wo sonst nur das Zisternenwasser – gesammeltes Regenwasser – als Trinkwasser diene. Die El-Aksa-Moschee hat keinen grossen Eindruck auf mich gemacht, dagegen der Platz selbst mit seinem Blick auf die Wüste Juda und den dunkelblauen Spiegel des Toten Meeres, hinüber nach Moab, auf die Stadt Jerusalem mit ihren Mauern und Türmen und auf das Bergland von Judäa. Kaiser Wilhelm II. hatte das Jaffator aufbrechen lassen, um feierlicher in die Heilige Stadt einziehen zu können. Ihm zu Ehren war



eine schöne Strasse hinunter nach Jericho gebaut worden, die uns nun zugute kam. Der Begriff der Oase ging uns da unten in Jericho auf, der Palmenstadt, die durch die Elischaquelle aus Wüstenboden zum Leben erwacht war. Herrlich war die Mondnacht, alles fremd und abenteuerlich, die Frauen mit königlichem Gang, die Wasserkrüge tragend, die Männer auf ihren niedrigen Stühlen ruhig ihre Nargileh-Pfeife rauchend, eine warme, milde Luft – das war der Orient.

Keine Wege, keine Strassen führten von da zum Toten Meer. Wild ging es auf hügliger Bahn, man glaubte jeden Augenblick mit dem Wagen umzustürzen, aber unser arabischer Kutscher fuhr gut. Vor uns das Tote Meer, wirklich tot, keine Spur von Menschen, keine noch so kleine Hütte, kein Beduinenzelt, keine Herden, kein Vogel. Gelber Sand, blaues Wasser, dick wie Öl, mit kleinen Wellen. Es brannte wie Feuer auf der kleinsten Wunde; so schwer war das Wasser, dass man darauf sitzen konnte, eine Salzkruste bedeckte uns, als wir uns von der Sonne hatten trocknen lassen.

Der Seder-Abend war eine Enttäuschung. Wir feierten ihn bei Dr. Grünhut, der damals der Waisenvater für Knaben in der alten Stadt war. Er und seine Frau, ungarische Juden, waren sehr enttäuscht vom Leben in Jerusalem, deprimiert über ihren geringen Einfluss auf die Erziehung der Waisenkinder, Dinge, die ich heute besser verstehe als damals. Wir hielten den Seder bei ihnen in dem Glauben, dass es bei so viel jungem Volk eine schöne Feier sein müsste. Aber da war eine Dollarmillionärin anwesend, eine Christin, die gerne einmal einen echten Seder in Jerusalem miterleben wollte, und so wurde alles Theater, keine echte Feier. Das einzige, was ich als schönes Erlebnis in Erinnerung habe, war der Heimweg in einer wundersamen Vollmondnacht, die die malerische Stadt noch unwirklicher und zauberhafter erscheinen liess.

Schwer wurde uns die Trennung von Jerusalem. Die kurze Fahrt durch die Südkolonien, Rehovoth, Ekron, Ness-Ziona, bot uns nicht viel Neues. In Jaffa schifften wir uns zur Heimfahrt ein. Eine herrliche Fahrt durchs Ägäische Meer, spiegelglatt wie ein Binnensee, bald leuchtend blau, bald in allen Farben schimmernd. Dazwischen wie mit feinstem Stift auf Seide gezeichnet die Silhouetten immer neuer Inseln, die auftauchten und verschwanden. Bis endlich der Bosphorus vor uns lag und die weisse Pracht Konstantinopels. Noch acht Tage lebten wir im Orient in malerischer Schönheit, in bunter Farbenpracht, in Schmutz und unter Bettlervolk. In der Nacht schritt man über Hunde hinweg, die auf allen Strassen herumlagen. Man stand an der Brücke, die nach

Pera führte. Menschen aller Farben zogen an uns vorbei, die Hagia Sophia wölbte ihre herrliche Kuppel über uns, tanzende Derwische drehten sich wie bunte Kreisel, heulend schrien sie ihren monotonen Sang zum Lobe Allahs, bis sie mit Schaum vor dem Mund zusammenbrachen. Stille Friedhöfe mit hohen Zypressen waren der liebste Aufenthaltsort verschleierter Frauen mit ihren Kindern, Tod und Leben vereinigend. Bazzare, so grossartig, wie wir sie nur in Kairo gesehen hatten, verführerisch, verlockend. Wir waren nur noch halb aufnahmefähig, zu sehr weilten unsere Gedanken noch in Erez Israel. Durch alle Balkanländer führte uns der Orientexpress nach Budapest.

Seit meiner Kindheit hatte ich die ungarischen Verwandten nicht mehr gesehen. Wir wollten nicht an ihnen vorbeifahren. Der Onkel, der Högyeszer Raw, war schon lange gestorben, seine Frau lebte bei ihrer einzigen Tochter in der Nähe von Budapest, Rakos Palota, wo ihr Mann, Duschinski, Rabbiner war. Wie hatte sich alles verändert! Kein jüdisches Kind sprach mehr deutsch, alles war «national» geworden. Man sprach nur noch ungarisch. Ein Teil meiner Vettern hatte auch den Namen magyarisiert, deutsche Namen waren nicht mehr modern. Wir fragten in Budapest einen Herrn nach dem Weg – er ging achselzuckend weiter. Ein älterer Herr, der es mit angesehen hatte, gab uns freundlich Auskunft: «Der hat Sie genau verstanden, er spricht deutsch, er will Sie nicht verstehen.»

Die Juden waren die wildesten Patrioten. Jeder Fünfte in Budapest war ein Jude. Das war im Jahre 1907. Als ich im Jahre 1931 wieder in Budapest war, gab es den Numerus clausus in Schulen und Universitäten, war wilder Antisemitismus in der Beamtschaft, im Gesellschaftsleben, überall.

Drei Monate waren wir auf Reisen gewesen. Etwas vom Glanz und der Freude dieser Zeit ist immer in uns geblieben, und das Band, das uns an Erez Israel knüpfte, ist nie wieder abgerissen. Eine Heimkehr nach so langer, inhaltsreicher Reise ist nicht so einfach, ein sich Einfinden in den Alltag mit seinem Gleichmass fällt schwer. Das empfanden wir wohl beide. Es war gut, dass wir Beruf und Arbeit vor uns hatten. Eli hatte seine Kanzlei richtig aufzubauen, und ich hatte die feste Absicht, mich nun niederzulassen und neben der Klinikarbeit mit eigener Arbeit zu beginnen. Zuvor aber begann ich mich für eine Doktorarbeit zu interessieren. Da ich nicht allzuviel Zeit mehr darauf verwenden wollte, ich kam mir ja mit meinen siebenundzwanzig Jahren schon so alt vor, so kam nicht viel Gescheites dabei heraus. Nur «Einen Fall von ...» Nach

drei Monaten machte ich ohne viel Aufregung mein Examen, und gleich danach, im Jahre 1908, liess ich mich nieder. Das «Fremdenzimmer» wurde mein Sprechzimmer, und der letzte Teil des schönen breiten Ganges wurde ein reizendes kleines Wartezimmer.

## FAMILIENGLÜCK UND FAMILIENLEID

Haushalt, Praxis, Klinikarbeit, Geselligkeit füllten mein Leben so aus, dass ich gar nicht gedacht hatte, dass für irgendetwas noch Raum sein könnte - und dann, als es kam, war es das, was meinem Leben neuen Reichtum, neues Glück und viel neue Arbeit brachte: mein erstes Kind! Ich habe oft gefunden, dass in der Lebensbeschreibung eines Mannes, auch in der von ihm selbst geschriebenen, seine Kinder kaum erwähnt werden. Und das ist leicht erklärlich. Auch für den Mann, den Vater, ist das Kind ein neues, grosses Glücksmoment, aber es steht doch neben seinem Leben, das sich in nichts ändert. Grössere Verpflichtungen erwachsen ihm durch seine Kinder: er muss sie ernähren, für sie sorgen. Das führt ihn noch tiefer und intensiver in sein Berufsleben hinein. In seinem äusserlichen Leben, in seiner Tageseinteilung, in seiner Arbeit ändert sich nichts. Eine ganz andere Rolle spielt das Kind im Leben der Frau. Schon sein Werden, sein Kommen erfasst die ganze Persönlichkeit, wandelt sie äusserlich, wandelt sie innerlich. Das Erlebnis der Geburt geht nur an der stumpfen Frau spurlos vorüber. Sie fühlt sich plötzlich der ganzen Grausamkeit alles Naturgeschehens gegenübergestellt, vor der es kein Entrinnen gibt. Es muss durchgehalten werden. Sie ist ganz nahe dem Tode, ganz nahe dem Leben, Werden und Vergehen gehen ineinander über, bis plötzlich der erste Schrei des Kindes ein grosses Glücksgefühl auslöst. Das ist ein Erleben, das nur die Frau kennt und das ein Mann wohl nie ganz verstehen wird.

Wenn das Kind dann da ist, steht vor der Mutter die neue, grosse Aufgabe, für das kleine hilflose Wesen zu sorgen, ihm alles zu sein: Hilfe, Glück, Liebe, die Quelle alles Guten. Ein Kind ändert das Leben einer Frau von Grund auf: ihre Zeit und Arbeitseinteilung, ihre Freuden und ihre Sorgen.

Ich habe bis zur letzten Minute meine Kranken in der Sprechstunde behandelt, und als Eli eine Vertreterin bat, meine Patienten zu übernehmen, war ihr gar nicht klar, warum, da sie mich die Tage vorher oft auf

meinen Wegen zu meinen Kranken getroffen hatte. Nach vier Wochen begann ich wieder mit der Arbeit in der Sprechstunde, nach sechs Wochen mit Krankenbesuchen. Und doch: frei war ich nie mehr. Das beste Mädchen war mir keine wirkliche Beruhigung, und der Gedanke an das Kind begleitete mich immer. Dieses wirkliche «Freisein» habe ich nicht mehr gekannt, solange die Kinder klein waren. Es gab keinen Weg, von dem ich nicht zu Hause angerufen hätte, keine Reise, die nicht eine innere Unruhe bedeutete, bis ich all meine Schätze wieder gesund und munter um mich hatte. Ob das Übertreibung war? Ich weiss es nicht. Ich weiss nur, dass einer Mutter Leben und Gesundheit, Körper und Seele eines kleinen Wesens anvertraut ist, und dass es gar nicht genug ist, was man tun kann, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Ich wusste es immer, dass gerade ich, die ich doch ein volles Berufsleben führen wollte, doppelt zu sorgen hatte, dass es den Kleinen an nichts fehle, dass sie nichts vermissen sollten. Ob es mir gelungen ist, könnt ihr, meine Kinder, für die ich dies schreibe, besser beurteilen als ich selbst. Beim ersten Kind geht ja alles noch verhältnismässig leicht. Isa, meine Älteste, im Sommer 1909 geboren, schlief bei uns im Schlafzimmer, ich badete sie am Morgen selbst, ich legte sie am Abend, wenn es möglich war, selbst ins Bett. Ihr Stühlchen stand im Wohnzimmer, ihr Ställchen neben meinem Schreibtisch; mit anderen Worten, sie wuchs wirklich unter meinen, ja, bei Isa kann ich sagen, unter unseren Augen auf, denn auch Eli kümmerte sich mehr um dieses erste Kind als um irgendeines der späteren. Er hatte noch viel freie Zeit, und er hat es voll genossen, ein kleines Menschenwesen aufwachsen zu sehen. Vielleicht hat diese elterliche Nähe – auch im geistigen Sinn – zu einer erstaunlich schnellen Entwicklung gerade dieses Kindes geführt, das mit einem Jahr schon sprach und ging und vieles verstand, was wir sprachen. An das sogenannte «dumme» Vierteljahr des Kindes glaube ich sowieso nicht. Das haben mich viel mehr meine eigenen Kinder als die Erfahrung der Praxis gelehrt. Selbst dem Arzt ist die Beobachtung des Kleinkindes nur ganz ausnahmsweise gegeben; um wirklich das geistige Erwachen eines Kindes zu erleben, muss man täglich um das Kind sein, nicht nur einige Minuten. Jede Mutter, die zu sehen versteht, erkennt bald, wie schnell ein Kind die wichtigsten Dinge erfasst. Wie es schon nach vierzehn Tagen die Stellung oder Lage kennt, in der es seine Nahrung bekommt, wie es schon in der dritten Woche im stärksten Schreien ruhig wird, wenn eine freundliche ruhige Stimme zu ihm spricht, wie schnell es merkt, wenn sein Schreien ihm dazu verhilft, auf den Arm genommen zu werden, und wie schnell

es zu diesem Mittel greift, um seine Umgebung zu tyrannisieren. Freud, der die Angstpsychose auf die Urangst der Geburt zurückführt, der also annimmt, dass schon vom ersten Lebensaugenblick Eindrücke aufgenommen werden, wird sicher mit mir übereinstimmen, dass die Lebensgrundlagen eines Menschen in den ersten Jahren gelegt werden, ich möchte fast sagen, in den ersten drei Lebensjahren, in denen das Kind mehr in sich aufnimmt als später in einem Jahrzehnt. Immer wieder stehen wir darum voll Staunen vor der «Klugheit» des Kindes. Aber man muss ihm die Möglichkeit zum Aufnehmen geben. Man muss mit dem Säugling schon in Ruhe und mit Liebe sprechen. Ich habe das Experiment des Kaspar Hauser zweimal in nächster Nähe miterlebt. Einmal, als eine überbildete jüdische Mutter, die, fest davon überzeugt, dass ihr Kind besondere Intelligenz schon mit auf die Welt gebracht habe, eine zu schnelle Entwicklung verhüten wollte. Sie liess im ersten Lebensjahre keinen Menschen an das Kind heran, aber buchstäblich keinen. Sie selbst sprach, um das Kind nicht zu erregen, bewusst kein Wort zu ihm. Sie unterliess es mit schauerlichem Erfolg. Noch mit zwei Jahren wirkte das Kind wie ein Idiot, und nur die Entfernung von der Mutter, seine Übergabe an eine geschulte Pflegerin rettete das Kind. Ganz normal ist es nie geworden. Doch wird hier immer die Frage offen bleiben, was angeboren und was Milieuwirkung war. Einen anderen kleinen Jungen, dem ich in diese Welt geholfen hatte, sah ich nach sechs Jahren wieder: gesund, kräftig, fast brutal – geistig ein unbeschriebenes Blatt. Der Vater, ein studierender oberbayrischer Bauernjunge, der eine sehr hässliche, wohl auch überkultivierte norddeutsche Jüdin geheiratet hatte, erlaubte bis zum fünften Jahre nicht, dass man zu dem Kinde sprach. Was aus dem Jungen geworden ist, weiss ich nicht, damals war er geistig leer, ohne Begriffe, ohne Worte, ohne richtige Form der Denktätigkeit.

Im Gegensatz dazu sah ich, wie meinem Kinde die Begriffe nur so zuflogen. Viele Beweise gab es uns davon schon im dritten Lebenshalbjahr. Eli kam nach Hause und fragte: «Ist die Post gekommen?» «Nein, bis jetzt noch nicht», antwortete ich. Plötzlich steht das kleine Mädchen, das auf dem Teppich gespielt hatte, neben dem Vater, eine alte Zeitung in der Hand: «Hier Post». Sie hatte also den Begriff «Post» erfasst. Das Erwachen eines solchen kleinen Wesens mitzuerleben, ist immer eine neue Quelle von Freude und Überraschung und belohnt reichlich für die viele Zeit, die man dem Kinde widmet. Und ich widmete mich ihm täglich zu ganz bestimmten Stunden, die es immer als Glücksstunden genoss. Die

Trennung war jedesmal so schwer, dass ich oft schnell und heimlich verschwand.

Aber einmal zeigte mir die Zweijährige, wie sie es verstand und wie übel sie es mir nahm. Wir waren im Sommer in Mittenwald. Die Köchin, die das Kind besonders liebte und von Geburt an kannte, betreute das Kind, wenn Eli und ich Spaziergänge machten. Da wir den Kummer des Kindes kannten, wenn es uns allein fortgehen sah, entfernten wir uns ganz heimlich. Das Kind, so erzählte uns das Mädchen, spielte froh, als ob es uns nicht vermisse. Da kam Besuch und fragte: «Sind deine Eltern zu Hause?» Und das Kind sagte: «Mein Vater Eli und meine Mutter Rahel sind böse, sie sind ausgegangen und haben mir nicht adieu gesagt.» Da wusste ich, dass ich es nicht wieder tun durfte, ohne das Kind zu kränken. Diesem Kinde, das schon mit einem Jahr sprach, war früh die Gabe gegeben, sich auszudrücken, zu sagen, was es fühlte, empfand, für recht hielt. An vielem konnte ich merken, wie das Weltbild aussah, das sich in dem kleinen Köpfchen gebildet hatte. Wenn es, noch im Kinderwagen, es ablehnte, einer ihr fremden Dame die Hand zu geben mit der Begründung: «Du hast zerrissene Handschuhe», oder einem kleinen Besuch sagte: «So schmutzig liess mich meine Mutter nicht fortgehen», so zeigte das, wie selbstverständlich ihr Ordnung und Sauberkeit geworden waren. (Es blieb, weiss Gott, nicht immer so.)

Wir hatten ihr so lange vom Brüderchen erzählt, das kommen sollte, dass sie eigentlich sehr enttäuscht hätte sein müssen, als das zweite Kind, Hannah, auch ein Mädchen war. In ihrem rührend kindlichen Optimismus schaute sie auf das Neugeborene, das der Vater ihr zeigte, und sagte: «aber ein bisschen ein Brüderchen ist's doch», und damit hatte sie das Schwesterchen in ihren Lebenskreis eingereicht.

Die beiden kleinen Mädchen waren äusserlich und innerlich von Grund auf verschieden. Isa war die viel schönere, Hannah, die sich später sehr reizvoll entwickelte, war in den ersten Jahren nur drollig, gar nicht hübsch. Die beiden, nun ins Kinderzimmer verbannt, einte innige Liebe, aber die Entwicklung der Zweiten war eine viel langsamere. Ich habe oft gedacht, dass es am Kinderzimmer lag. Aber solche Dinge lassen sich nicht beweisen, denn schon ein drittes Kind, das mit im Kinderzimmer aufwächst, findet in den älteren Geschwistern wieder ganz andere Vorbedingungen für seine Entwicklung. Hannah war im Jahre 1912 geboren, im Jahre 1914 wurde ein drittes Kind erwartet. Das Jahr 1914 aber sollte für uns, sollte für die Welt ein Jahr des Schreckens werden.

Mit einer kleinen Enttäuschung begann es. Die Fahrt nach Hamburg zur Hochzeit des dritten Straus-Sohnes konnte ich nicht mitmachen, das erwartete Söhnchen erlaubte es nicht. Das war umso eher zu verwinden, als das junge Paar auf seinen geplanten langen Reisen, die für Albert, den Landwirt, zugleich Studienreisen sein sollten, auch über München kommen wollte. Das Ziel der ersten Reise war Palästina, Albert wollte zu einer Entscheidung kommen, wo er sich endgültig niederlassen sollte. Bisher war er Inspektor, die letzten Jahre auf einem Riesengut in Friesland, nun wollte er ein selbständiger Landwirt werden, auf eigener Scholle. Wo dies aber sein würde, das sollte diese Reise entscheiden. Eine Entscheidung, die ja nicht nur eine ökonomische war, sondern eine, die sein und seiner Kinder Leben bestimmen sollte.

Da kam für uns alle die schreckliche Nachricht, dass Elis jüngster Bruder Gabor in Palästina sich das Leben genommen hatte. Wir standen erschüttert vor einem Rätsel. Gabor, der jüngste der Geschwister, war unser aller Liebling gewesen. Noch heute, wenn ich an ihn denke, sehe ich ihn mit strahlend frohem Lächeln, mit seinen guten, fröhlich blickenden blauen Augen, gross, schlank, das Bild eines starken, frohen Jungen – und nun war er freiwillig aus dem Leben gegangen. Wir konnten es damals nicht fassen, wir haben nie eine andere Erklärung dafür gefunden, als dass einer plötzlichen Depression ein Revolver zur Verfügung stand. Ich habe schon früher von Gabor erzählt, wie tief ihn der Tod des Vaters erschüttert hatte, wie er, um ganz in dessen Geist zu leben, die Schule verliess, um in die Breuersche Jeschiwah zu gehen, wie er seelisch aber so litt, dass aus dem frohen Jungen ein nervöser Kopfhänger wurde, den erst die Rückkehr ins Gymnasium wieder aufleben liess. Nach dem Abitur ging er dann nach Hamburg, um in ein Geschäft einzutreten. Nur ein Jahr hielt er es dort aus, dann kam er zu Eli, seinem Vormund, mit der Bitte, studieren zu dürfen. Was wollte er studieren? Er hatte wohl zu keinem Fach eine besondere Neigung, so wurde es Nationalökonomie, ein Studium, das zu verschiedenen Berufen führen konnte. Er war ein sehr weicher Junge, zu früh ohne Elternhaus, zu früh mit dem Wissen um ein Vermögen aufgewachsen, das ihm gehörte, wenn es auch noch von Eli verwaltet wurde. Er litt unter seiner Unbeständigkeit, er schämte sich seines immerwährenden Berufswechsels, und er scheint sich im neuen Studium wieder nicht befriedigt gefühlt zu haben. Dabei waren es sicher frohe, glückliche Zeiten, die er bei uns in München an der Universität verbrachte. Ein Freundeskreis, der ihm gefiel, nette Mädchen, die er bei uns kennenlernte, er schien zufrieden zu sein. Dann hei-

ratete sein Bruder Rafael, mit dem er fast wie ein Zwillingenbruder aufgewachsen war. Das junge Paar machte seine Hochzeitsreise nach Palästina. Gabor begleitete sie – und blieb dort. Es war wieder ein Wechsel, diesmal nicht nur des Berufes, sondern seines ganzen Lebens. Er zerschneidete Bande, die sich um ihn gewoben hatten, er sprang heraus aus allem, er wollte Bauer werden, Siedler in Erez Israel. Im Jahre 1912 war er, der deutsche, gebildete Junge aus reichem Hause, der hier siedeln wollte, eine völlige Neuerscheinung. Seine offene, frohe Art gewann ihm alle Herzen, und noch heute gibt es viele, die sich seiner mit Liebe erinnern. Er nahm es ernst mit der Arbeit. Er begann bei einem Bauern in Sarona, die deutschen Bauern waren damals noch unsere guten Freunde. Später arbeitete er in Rechowoth, auch dort fand er guten, schnellen Anschluss. Aber am meisten freute er sich, als im Jahre 1913 mein Bruder Ernst ins Land kam, um im Palästina-Amt mit und unter Ruppin zu arbeiten. Wie Brüder waren sie zusammen aufgewachsen, brüderlich standen sie miteinander.

Es war Feststimmung im Land. Edmond de Rothschild war gerade angekommen, der «Vater» des Jischuw, mit Jubel begrüßt in Stadt und Land. Auch Gabor war zum Empfang nach Tel-Aviv hinübergefahren. Jubelnd klang sein Brief, der uns von diesem Empfang erzählte: «Der Baron ist hier, er will für viele Millionen Land kaufen, wir werden es bebauen!» Er verabredete mit meinem Bruder Ernst, dass sie sich jede Woche einmal treffen wollten, um stets in engster Fühlung zu sein – und zwei Tage später hörte sein Hausherr aus der Oberstube einen Schuss und fand Gabor tot auf seinem Bett. Ein kleiner, mit fester Hand geschriebener Zettel gab Elis Adresse an: «Nicht telegraphisch, nur brieflich mitzuteilen.» Mehr stand nicht darauf.

Das war alles, was er hinterliess. Dabei wusste er, dass in einigen Tagen sein Schwager Aron Sandler ankommen sollte, dass sein Bruder Albert mit seiner jungen Frau schon in Italien war, um von dort nach Erez Israel zu fahren. Ob er plötzlich gefühlt hat, dass auch dieser selbstgewählte Beruf ihn nicht befriedigen werde? Ob er sich gescheut hat vor einem neuen Wechsel? Wir werden es nie wissen. Eine Schreckenskunde war es für das kleine Land, wo noch alle Juden, wenn sie sich auch nicht kannten, doch voneinander wussten. Meinen Bruder Ernst hat es tief getroffen. Noch liegt sein Brief vor mir, der uns die traurige Nachricht brachte. Wie unbegreiflich, wie unglaublich es ihm erschien, wie er wortlos stand vor dem brüderlichen Freund. Sie haben ihn in Rechowoth zur letzten Ruhe gebettet. Ernst hat Kaddisch an seinem Grab ge-



sagt, ohne zu ahnen, dass er diese Stätte niemals wiedersehen sollte, dass er ein Jahr später in fremder Erde ruhen sollte, fern von der Heimat, fern von Erez Israel.

Die Nachricht war für uns alle erschütternd, für Eli war sie katastrophal. Er als Ältester, als Vormund, hatte sich immer für seine jüngeren Brüder verantwortlich gefühlt, ganz besonders für diesen Jüngsten. Er empfand irgendwie ein Schuldgefühl, das Gefühl, wohl doch etwas versäumt zu haben, als er ihn so allein in die weite Ferne gehen liess. Es war Elis Art, alles sehr schwer zu nehmen und bei allen Dingen zu suchen, ob ihn nicht eine Schuld treffe. Bei Tag in der Arbeit ging es noch. Aber seine Nächte waren furchtbar. Er schlief kaum, ging ruhelos auf und ab, alles Zureden half wenig.

Wir hatten sofort eine Depesche an das junge Paar geschickt, dass sie nicht nach Palästina fahren, sondern zu uns kommen sollten. Sie kamen, Rafael und seine Frau lebten damals auch schon in München, und wenn die Geschwister alle beisammen waren, so half dies Eli ein wenig über die trübe Stimmung hinweg. Aber nicht einmal die Geburt unseres ersten Sohnes – etwa drei Wochen nach der Nachricht – hatte die Wirkung, ihn wieder froh zu machen.

Am 7. März 1914 wurde unser drittes Kind geboren, ein Sohn, Samuel Friedrich, von uns Peter genannt. Isa, die bald fünf Jahre alt war, genoss schon alle Freuden, die so ein Neuankömmling mit sich bringt, mit vollem Bewusstsein. Das ist ja das Schöne an der alten Sitte, die Kinder nicht in der Klinik zur Welt kommen zu lassen, sondern in den vier Wänden des eigenen Heims. Eine normale Geburt ist keine Krankheit. Sie gehört zum Leben der Familie. Ich verstehe es gut: für den Arzt ist es viel bequemer, eine Entbindung im gut geleiteten Krankenhaus zu leiten, aber für eine Frau in normalen Verhältnissen ist es ein ganz anderes Gefühl, in ihrem Heim zu sein. Man ist nicht eine Nummer wie im Krankenhaus. Ich jedenfalls habe alle meine Kinder zu Hause bekommen und war immer froh darüber. Ich wurde gut gepflegt, aber ich leitete doch vom Bett aus den Haushalt, dirigierte alles zur Feier der Brith Milah, ich war eben zu Hause.

Hannah, die so ganz anders war als Isa, war immer ein Feind alles Neuen; ein Paar neue Schuhe bewirkten, dass sie zwei Tage keinen Schritt ging; der Sitzkinderwagen, den sie bekam, damit der richtige Kinderwagen für das Brüderchen hergerichtet werden konnte, löste Tränenströme aus, und erst nach zwei Tagen Vorübung im Hausgang konnte man es wagen, sie damit auf die Strasse zu bringen. Auch das

neue Brüderchen war ein Anlass zum Erschrecken und zu Tränen, die Feier der Brith Milah solche Aufregung, dass ich nur dafür zu sorgen hatte, dass sie möglichst nichts davon sah und hörte. Nachdem aber die ersten Schrecken überwunden waren, waren beide Schwestern froh mit dem neuen Mitbürger im Kinderzimmer. Auch ich hätte mich freuen können, wenn nicht Elis innere Unruhe und Schlaflosigkeit mir Sorge bereitet hätten. Früher als sonst dachten wir daran, Ferien zu machen. Wir hatten am Starnberger See ein Häuschen gemietet, und Ende Juni schon zogen wir hinaus. Eli war über Samstag und Sonntag mitgekommen, Montag wollte er zur Arbeit wieder in die Stadt fahren, und ich wollte ihn begleiten, um vielerlei, besonders Medikamente, Instrumente und Verbandzeug noch herauszunehmen.

Die zwei ruhigen Tage am See, die veränderte Umgebung, das engere Zusammensein mit den Kindern, alles dies tat seine Wirkung. Ich hatte Eli seit Wochen nicht mehr so froh und ruhig gesehen. Und dann kam Montag in der Frühe der Zusammenbruch. Es war eine plötzliche Embolie in einem Lungengefäß, mit solcher Schockwirkung, dass Eli ein absolutes Vernichtungsgefühl hatte. Ich stillte gerade den Kleinen, hörte ein Husten im Nebenzimmer, und als ich hineinkam, fand ich meinen Mann in einem schauerlichen Zustand. «Warum hast du nicht gerufen?» «Ich dachte, du findest mich noch früh genug, wenn ich tot bin.» Er übertrieb nicht, ich sah es mit einem Blick. Keine Spritze, kein Medikament da, kein anderer Arzt zur Stelle, er musste vom Nachbarort geholt werden. Er half mir, Eli ins Bett zu legen, gab ihm eine Morphium- und eine Digitalisspritze. Auf meine Bitte liess er mir Spritze und Medikamente da. Aber der Zustand wurde von Minute zu Minute schlimmer. Das Morphium war zu alt und wirkungslos, keine Apotheke in der Nähe. Ich schickte die Köchin in den nächsten Ort, um neues Morphium zu holen und um nach München zu telephonieren, dass unser Arzt und Vetter möglichst sofort mit einem Rot-Kreuz-Automobil kommen solle. Der Kleine schrie, es war seine Essenszeit. «Gebt ihm Tee!» Ich ging keinen Schritt von Elis Seite, ein Lungenödem setzte ein mit blutigem Auswurf, er atmete immer schwerer, wurde immer blauer im Gesicht – und ich allein! Es war verzweiflungsvoll.

Endlich kam das Morphium, zusammen mit einem Herzmittel brachte es ihm eine halbe Stunde Ruhe und Schlaf. Am späten Nachmittag traf endlich August Feuchtwanger ein. Er hatte meinem Bericht am Telefon nicht geglaubt, hatte er doch Eli immer gesund gesehen. Eine Embolie ohne vorausgegangene Krankheit, Infektion, Operation, er glaubte

es einfach nicht. Er war per Bahn gekommen, kein Auto wartete vor dem Haus. Er verlor kein Wort mehr, als er Eli gesehen hatte, das Herz hatte sich in den wenigen Stunden um fünf Zentimeter verbreitert, die Lunge war voll von Geräuschen. Ich hatte kein Herzmittel mehr da, er hatte nur wenig mitgebracht. Ein Taxi wurde beschafft, wir trugen Eli hinunter, stützten ihn mit Betten und Kissen, denn nur aufrecht sitzend konnte er atmen. Ich packte mein Büblein ein – es war ja noch ganz auf mich als Nahrungsquelle angewiesen –, nahm es auf den Schoss, und so fuhren wir heim. An jeder Apotheke auf dem Weg hielten wir an, um Herzspritzen zu geben. Wir fuhren direkt in die jüdische Klinik, wo telephonisch alles bestellt war. Als Eli endlich im Bett lag, eine Schwester neben ihm, und August mir versprochen hatte, ihn die Nacht über nicht zu verlassen, als ich dem Kind seine letzte Mahlzeit gegeben hatte, da verliessen mich meine Kräfte. Ich versank in einen schweren, tiefen Schlaf, der mich das grausige Geschehen des Tages vergessen liess. Es war noch nicht Tag, als ein Geräusch mich weckte und mir sofort wieder alles zum Bewusstsein brachte. «Um Gottes willen, was ist?» «Nichts, nichts», sagte August, «ich gehe jetzt, ich komme so bald wie möglich mit Professor Fr. v. Müller wieder.» Schon war ich an Elis Bett; wie ich es fertig gebracht hatte zu schlafen – ich verstand es nicht. Die Natur war stärker gewesen.

Die Prognose von Professor Müller lautete: «Fast aussichtslos.» August hatte ohne mein Wissen angeordnet, dass in der Synagoge Tehillim gesagt wurden, Schwager Jakob Rosenheim liess im Straus-Haus und an der Klagemauer für Eli beten. Ich erzähle es nur, weil sie alle annahmen, dass Menschenhilfe vergeblich sei, dass nur Gott noch retten könne. Ich kümmerte mich um gar nichts; ich war für niemanden zu sprechen. Ich sass an Elis Bett und rang mit Gott um sein Leben. Jede Stunde eine Spritze, wenn die Fingernägel blau wurden, Sauerstoffatmung. Für den kleinen Buben hatte ich eine Pflegerin, denn nur die kurzen Minuten zum Stillen hatte ich für ihn, von meinen beiden Mädchen hörte ich gar nichts. Ich wusste, irgendeiner meiner vielen Freunde würde sich um sie kümmern. Wie ich nachher erfuhr, waren Aufregung und Teilnahme an Elis so plötzlicher und schwerer Erkrankung allgemein. Am dritten oder vierten Tag sagte Müller: «Wenn wir ihn noch vierundzwanzig Stunden durchbringen, ist er gerettet.» Wie ich mich an dieses Wort klammerte, wie ich es für unfehlbar wahr hielt! Damals – aber erst nachher bei ruhiger Überlegung – habe ich erfasst, wie Worte eines Arztes wirken. Wie vorsichtig er mit seinen Äusserungen sein muss, wie sie für den Kranken

und seine Umgebung mehr bedeuten, als er sich im Augenblick bewusst ist. Ich sass immer neben meinem Manne und zählte die Stunden. Meine Mutter rief aus Mannheim an – ich hatte angegeben, dass ich für niemanden zu sprechen sei. Dass Mutter anrufen würde – im Jahre 1914 für einfache Bürgersleute eine ganz aussergewöhnliche Sache –, damit hatte ich nicht gerechnet.

Die vierundzwanzig Stunden gingen herum, ich hatte des Professors Wort, ich glaubte an seine Rettung, und er war gerettet. Noch war er schwer krank, aber ich konnte, ich durfte hoffen. Der Arme fühlte seine Krankheit erst jetzt so ganz, wo es ihm besser ging. Solange er in Lebensgefahr schwebte, war er wohl nicht klar genug, es zu empfinden. Ich weiss, wie er mir einmal ganz vorwurfsvoll sagte: «Du glaubst, ich sei viel gesünder, als ich bin; ich fühle mich sehr krank.» Er ahnte ja nichts von dem grossen Glücksgefühl in mir darüber, dass er gerettet war. Ich war wieder ein Mensch, der um sich schaute, der auflebte.

## DER GROSSE KRIEG

Wir waren vom eigenen Erleben so erfüllt, dass wir von den drohenden Gewitterwolken, die sich über Deutschland zusammenzogen, nichts gemerkt hatten. Ich hatte keine Zeitung gelesen, nur ganz flüchtig mit Menschen gesprochen. Nun stand die Kriegsdrohung vor uns, das törichte Gerede des Kaisers von Nibelungentreue und dann das Erschrecken, dass das Säbelrasseln ernst genommen wurde, dass der Krieg vor der Türe stand. Die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde, die Bevölkerung hatte keine Ruhe mehr, die Massen drängten durch die Strassen. Am 2. August zogen mittelalterlich gekleidete Herolde durch die Stadt und verlasen die Erklärung des Königs, dass Krieg zwischen Deutschland, Frankreich und Russland ausgebrochen und allgemeine Mobilmachung angeordnet sei.

Ich konnte die Massenpsychose, die die Menschen ergriffen hatte, nicht verstehen. Die Kriegsbegeisterung ergriff jeden. Eli und ich in unserer Krankenzimmeratmosphäre begriffen nicht, verstanden nicht. «Krieg», eine furchtbare, eine nicht auszudenkende Sache. Warum die Begeisterung, warum der Jubel? Wir hatten so gar nicht mehr an die Möglichkeit eines Krieges in Europa geglaubt. Waren wir so kurzsichtig, dass wir nicht sahen, was sich vorbereitete? Ich habe vor Kurzem in Church-

ills Jugenderinnerungen gelesen, dass er auf der Offiziersschule nur die eine Angst hatte, es werde keine europäischen Kriege mehr geben, nur Gefechte mit Indern, Asiaten und Negern. Da war es uns Bürgern doch noch eher zu verzeihen, dass wir glaubten, es würde auch diesmal, wie schon so oft seit 1870, alles in Frieden geregelt werden. Trotz aller Dinge, die uns vielleicht hätten aufmerksam machen können, waren wir völlig überrascht vom Ausbruch des Krieges. Ein jüdischer Kollege meines Mannes, der ihn besuchte, sagte damals halb scherzend, halb ernsthaft: «Was für ein Wahnsinn, dieser Krieg, zwei gute jüdische Rechtsanwälte hätten ihn beilegen können.» Nein, da war nichts mehr beizulegen: die Wogen des Patriotismus, die Wogen der Angstpsychose gingen schon viel zu hoch. Ich will und kann diese Zeit nicht schildern, das müssen Berufenere tun als ich. Nur wie sie unser Leben verwandelte, wie sie auf uns wirkte, kann ich versuchen wiederzugeben.

Eli war noch lange nicht gesund, sein Herz noch sehr schwach; an Aufstehen, an Gehen, ja sich bewegen war noch nicht zu denken. Aber da das Fieber vorbei war und die Witterung schön, konnte er im Freien im Gartenstuhl sitzen, und jeder durfte zu ihm kommen. Die ersten, die kamen, waren junge russisch-jüdische Studenten; sie kamen in den Tagen vor der Kriegserklärung, die ja von Deutschland ausging. Was sollten sie tun? Das Konsulat hielt sie hin, gab keine rechte Auskunft. Eli sagte ihnen: «Geht fort, so schnell wie möglich, am besten in die Schweiz, ihr werdet die russische Grenze nicht mehr rechtzeitig erreichen.» Aber es war kein Geld da für die Reise und den ersten Aufenthalt in der Schweiz. So gingen die letzten Goldstücke, die ich seit dem Kriege gesehen hatte, in die Hände der Studenten über. Zwei Studentinnen, mit denen wir befreundet waren, wählten den direkten Weg nach Russland. Das letzte, was wir von ihnen erfuhren, war eine auf ein Notizbuchblatt gekritzelte Nachricht: «Wir sitzen hier auf unseren Koffern zwischen zwei feindlichen Heeren und wissen nicht wohin.» Lange Jahre nach dem Kriege habe ich durch einen Zufall erfahren, dass sie doch glücklich in russisches Gebiet gelangt waren.

Für Elis noch sehr geschwächtes Herz war dies alles viel zu erregend, und ich versuchte, ihm alles so gut wie möglich fernzuhalten. Aber wie konnte ich das? Es gab eine Menge geschäftlicher Dinge zu regeln, Eli verwaltete viel fremde Gelder, und ich verstand ja so gar nichts davon. Jede Sitzung mit den Leuten von den Banken liess ihn erschöpft zurück. Und doch war es ganz unmöglich, diese Sitzungen einzustellen, zu viel hing für ihn und andere davon ab.

Die Kinder waren immer noch draussen am Starnberger See. Eine gute Freundin rief mich an: «Ich habe deine Kinder hereingeholt, sie sind bei uns, bis die Mädchen das Haus zur Aufnahme der Kinder gerichtet haben.» Es war ein Glück; einen Tag später waren alle Bahnstrecken für den Zivilverkehr gesperrt, nur Militär durfte fahren. So konnten wir also alle wieder in unsere Wohnung einziehen, Eli im Krankenwagen, noch konnte und durfte er keinen Schritt gehen. Er, der im Krankenzimmer eingeschlossen gar nichts von der Strasse, ihrer Erregung, ihrer patriotischen Begeisterung gesehen hatte und so gar nicht von ihr beeindruckt wurde – wir anderen alle verfielen ihr etwas, ob wir wollten oder nicht –, sah alles mit tiefstem Pessimismus und nur als furchtbares Geschehen. Dazu kamen die ihn persönlich berührenden Dinge: welche der Brüder mussten ins Feld? Albert und seine junge Frau waren in England auf ihrer langausgedehnten Hochzeitsreise. Eine Depesche, die sie zurückrufen sollte, verstanden sie gar nicht. In den stillen englischen Landwinkel war noch kein Gerücht vom drohenden Krieg gedrungen. Erst eine zweite, noch dringlichere Depesche veranlasste sie zurückzukehren. Kaum in der Heimat, hatte Albert sich zu stellen, am dritten Mobilmachungstag, so lautete seine Order. Er brachte seine junge Frau ins Elternhaus zurück. Sie war schwanger, sollte bald ein Kind gebären; er hatte noch keine eigene Wohnung für sie. Sie sollte nie eine haben. Das Vaterhaus hatte sie wieder aufgenommen, das Vaterhaus behielt sie, bis Hitler uns alle vertrieb. Albert war der erste, der fort musste. Der zweite war Elis Bruder Isak. Er hatte nie gedient, und er kam auch nicht zum Militär. Die Regierung suchte einen Juden, den sie nach Amerika schicken konnte, um dort die jüdischen Massen zu beeinflussen, im Krieg gegen das zaristische, antisemitische Russland, gegen das Russland der Pogrome, auf deutscher Seite zu stehen. Neben den Deutsch-Amerikanern und den Iren, die schon aus Feindschaft gegen England auf deutscher Seite standen, hoffte man, über die Juden die Sympathie auch weiterer amerikanischer Kreise zu gewinnen. Mehrere Juden hatte man gefragt, sie hatten abgelehnt; sie wollten in diesen Zeiten von ihren Familien nicht getrennt sein. Isak war voller Optimismus, er glaubte dem Kaiserwort: «Wenn die Blätter fallen, sind wir wieder daheim!» So liess er seine Frau mit drei kleinen Kindern allein zurück und fuhr hinüber. Optimistisch klang auch sein Lebewohl an Eli: «Gerne hätte ich dich noch besucht, um zu sehen, wie es dir geht. Aber ich hoffe, bis ich im Dezember wiederkomme, auch dich wieder ganz gesund anzutreffen.» Wie hat er sich getäuscht! Im Jahre 1916 liess er Frau und Kinder nach-

kommen, im Februar 1917 brach Amerika die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab. Die deutsche Botschaft kehrte mit ihrem gesamten Stab heim – Isak, der eng mit der Botschaft liiert war, wurde nicht mitgenommen, da er nicht zum Botschaftspersonal gehörte. Im April kam Amerikas Kriegserklärung. Isak wurde als einer der ersten in ein Internierungslager gebracht. Es muss eine schreckliche Zeit für ihn gewesen sein; noch nach Jahren vermochte er kaum davon zu sprechen. Edith irrte mit den Kindern – ein viertes Kind war mittlerweile noch dazugekommen – in New York umher, um Wohnung zu suchen. Nirgends fand die Deutsche, deren Mann interniert war, Aufnahme, so stark war auch drüben die Kriegspsychose, der Hass gegen den Feind, dass er sich gegen eine hilflose Frau und vier kleine Kinder richtete. Endlich brachten Juden Edith auf einer einsamen Farm unter, zwei bis drei Stunden von New York entfernt, wo sie bis Kriegsende blieb.

Der dritte, der in den Krieg ziehen musste, war mein Bruder Ernst. Er kam aus Palästina, in Constanza bestieg er die Eisenbahn. Ein Jahr vorher war er nach Erez Israel gegangen, um zu sehen, wie er sich dort einleben würde, wie er arbeiten, für sein Ideal wirken könne. Nach einem Jahr wollte Mutter mit ihm zusammen hinüberfahren, um für immer drüben zu bleiben. Damals hat er den Weg durch den Gotthard gewählt, um Emma in Perugia zu besuchen. Ein Jahr später sollte ihn der Rückweg über München führen – ich aber habe ihn nicht wieder gesehen. Ich stand am Bahnhof, ich wartete und schaute aus: vielleicht konnte er einen Moment ans Gitter kommen, er wusste ja, dass ich ihn erwartete. Es ging nicht mehr. Seine Militärpapiere lauteten auf Stellung am sechsten Tag. Es war wohl schon der siebente. Er durfte aus dem Wagen nicht mehr heraus. Sein Koffer, der nach München aufgegeben war, blieb da. Eine junge Dame, die mit ihm zusammen gefahren war, brachte mir den Kofferschlüssel und seine Grüsse. Ich sah ihn damals nicht, ich habe ihn nie mehr gesehen, ihn, meinen einzigen, geliebten Bruder.

Täglich zogen Soldaten aus, jubelnd, geschmückt; die Strasse jubelte ihnen zu; ich weinte, wenn ich all diese jungen Menschen hinausziehen sah; hinter ihnen die Ambulanzen mit dem Roten Kreuz. Wer von ihnen wird zurückkehren?

Es lag so nahe, dass ich mich zur Arbeit meldete, ärztlich oder wo immer. Es ging nicht. Meine Pflicht war es, bei Eli zu sein, er war noch sehr krank, bei den Kindern zu sein, für die ich keine gute Kraft im Hause hatte. Ohne meine treue jüdische Köchin, die schon seit Jahren bei mir war, hätte ich überhaupt nicht gewusst, wie ich fertig werden sollte. Eli

sollte ins Sanatorium, ich musste das Büblein abstillen, um bei Eli sein zu können, der keine Stunde ohne mich bleiben wollte. Kaum, dass ich mich einmal zu einer wichtigen Sitzung freimachte. Es sollten Frauen-Komitees gebildet werden, die in der Heimat arbeiten sollten. Um sie zu schulen und den Ernst der Situation klarzumachen, sprachen Lujó Brentano, der berühmte Professor der Nationalökonomie der Münchner Universität, und Rubner, der Hygieniker, zu uns. Sie sprachen – das war in den ersten Wochen des Krieges – von der Lebensmittelknappheit, die unweigerlich eintreten würde, und wie wir sie bekämpfen oder wenigstens mildern könnten, indem man jetzt schon jeden Überverbrauch einschränkte und die Bevölkerung, ohne sie zu erschrecken, langsam darauf vorbereitete. Das «Hurra» des Krieges fing an, dem Ernst Platz zu machen. Leider noch nicht im Bewusstsein der Massen.

Alle weiblichen Hände bewegten sich, um warme Wollsachen an die Soldaten zu schicken, die nicht mehr aus noch ein wussten vor der Fülle der Kopfwärmer, Knieschützer, Pulswärmer, die sie von Müttern, Tanten, Freundinnen und Schulkindern erhielten. Wie nötig wäre die Wolle in den späteren Kriegsjahren gewesen, als es im ganzen Land davon kein Stückchen mehr gab. Noch jubelte das Volk, rechnete mit dem kurzen Krieg. Noch sangen die Soldaten aus voller Kehle «Frankreich, o Frankreich, wie wird's dir ergehen, wenn du die deutschen Soldaten wirst sehn»! Und an jedem Eisenbahnwagen standen Verslein, die die gute Laune der Soldaten und ihre Siegesgewissheit verrieten: «Jeder Schuss – ein Russ, jeder Stoss – ein Franzos, jeder Tritt – ein Britt!» Das blieb mir in Erinnerung. Noch gab es alles, noch dachte keiner an vier lange Kriegsjahre.

Deutschland verstand zu organisieren. Für Kriegerfrauen, Kriegerkinder wurde gesorgt; für jedes Viertel gab es ein eigenes Büro; und überall arbeiteten jüdische Frauen. Sie hatten sich sofort zur Arbeit gemeldet. Da sie zum Teil sehr tüchtig waren, ihre Haushalte von Dienstmädchen versorgt wurden, so konnten sie leichter als andere Hausfrauen diese neue Arbeit übernehmen. Sie arbeiteten trotz Freiwilligkeit wie Festangestellte. In den Kliniken, in den Lazaretten arbeiteten viele Frauen als Hilfsschwestern, der Prozentsatz an Jüdinnen war dabei sehr gross. Dasselbe war der Fall bei den freiwilligen Meldungen zum Heer. Viele Juden, die zurückgestellt worden waren, versuchten es immer wieder, ins Heer aufgenommen zu werden. Junge Burschen waren nicht zurückzuhalten. Es gab keinen Unterschied zwischen assimilierten Juden und Zionisten. Ich erinnere mich noch an Debatten: Sollen, ja dürfen sich



Zionisten freiwillig melden? Nutzloses Gerede. Ebensowenig wie die Sozialdemokratische Partei gegen das Kriegsbudget gestimmt hatte – es gab einige weltfremde Ideologen, die es nicht erwartet hatten –, ebenso wenig wie die «Unabhängigen Sozialisten» dagegen stimmten, ebenso wenig dachte ein deutscher Jude, der in Deutschland lebte, an etwas anderes, als für sein Vaterland zu kämpfen, denn damals war Deutschland unser Vaterland.

Ich stand abseits von all der Arbeit und Betriebsamkeit. Ich sass mit Eli im Sanatorium Ebenhausen. Wir waren noch mit dem Krankenwagen hinausgefahren, jetzt, nach vier Wochen, machten wir die ersten Gehversuche. Zehn Schritte, dann hinsetzen. Jeden Tag zehn Schritte mehr, ganz langsam unter ständiger Kontrolle der Herzaktion. Die Feiertage waren vorüber, der Oktober zur Hälfte vorbei, als wir es wagten, nach Hause zurückzukehren, um zu sehen, wie Eli ein wenig Arbeit vertragen würde. Es ging noch ganz und gar nicht. Nach wenigen Tagen schon war es zu merken, wie schwach Herz und Nerven noch waren. Jetzt, wo ich ärztlich nötiger gebraucht wurde denn je, konnte ich meine Tätigkeit nicht aufnehmen; die Kinder brauchten mich, ich konnte mich ihnen nicht widmen. Ich sorgte nur dafür, dass Eli unter guten Bedingungen sich erholen konnte. So gingen wir nach Garmisch – mit vier Wochen hatten wir gerechnet, drei Monate wurden daraus. Und doch, wie glücklich konnten wir sein, wie gut hatten wir es. War es doch pekuniär kein Problem, dass wir beide unsere Berufe aufgeben, dass wir einen Haushalt mit Köchin und Kinderfräulein weiterführen und dass wir, während an allen Grenzen der Krieg tobte, in der friedlichen, winterlichen Gebirgswelt leben konnten.

Wie bewohnten zwei hübsche kleine Zimmer in einem einfachen Häuschen, in dem ich schon einmal im Winter 1911 eingekehrt war, als Isa, damals noch mein einziges Kind, eine Kinderlähmung durchgemacht hatte und, noch stark lahmend, sich hier kräftigen und erholen sollte. Ich hatte mich mit den Leuten, die so nett zu mir und dem Kind waren, angefreundet. So fanden wir dort wieder liebevolle Aufnahme und Verständnis dafür, dass wir unser Essen, es war ja koscher, selbst bereiteten. Auf einer friedlichen Insel sassen wir, während der Krieg tobte und Opfer forderte. Jeden Sonnenstrahl nützten wir aus, denn da Eli nur ganz langsam gehen konnte, durften wir nur bei starker Sonnenbestrahlung im Freien sein. Die Nächte waren noch schlimm. Damals hatte ich mir für Jahre richtigen tiefen Schlaf abgewöhnt, hatte mir angewöhnt, wenn Eli mit seinen Mitteln endlich eingeschlafen war, auf seine Atem-

züge zu lauschen, ob sie ruhig und gleichmässig waren und dadurch normale Herzaktion verrieten. Die langen Nachmittags- und Abendstunden waren schwerer zu verbringen. Eine Frau, das sah ich da wieder, kann sich immer beschäftigen. Ein Mann wie Eli kennt nur eine Art des Ausruhens: Lesen! Aber auch das war Anstrengung und Aufregung. Wir mussten Neues suchen. Ich sah so recht, wie falsch die Knabenerziehung in unseren orthodoxen Häusern war. Keine Musik lenkte den Knaben ab, keine Spiele wie Domino, Karten, Schach waren in solch streng orthodoxem Haus erlaubt. Das waren «Hawel-Halim», um mit den Worten des Kohelet zu sprechen: Eitelkeit der Eitelkeiten, die vom «Lernen» ablenkten. Musik war ganz besonders verpönt. Seit der Zerstörung des Tempels soll, nach alter Tradition, kein Mann mehr musizieren, und das wurde auch im Hause meines Schwiegervaters ernst genommen. Professor Müller hatte mir gesagt: «Ihr Mann muss sich zerstreuen, nicht immer arbeiten.» So lehrte ich ihn Domino und Karten. Wir bastelten jeden Tag an Geschenken für die Kinder, wir spielten oft bis spät in die Nacht, damit er müde wurde und die schweren Sorgen vergass. Die Zeitungen sprachen jeden Tag vom weiteren Vorrücken der Russen, die schon tief in Ostpreussen standen. An unseren Wänden hingen die grossen Kriegskarten von Ost und West, und wenn wir damals noch im Westen die Fähnchen vorstecken konnten, im Osten gingen sie jeden Tag ein Stück weiter zurück.

Und wie pessimistisch war Eli. Seit die Engländer am 4. August in den Krieg eingetreten waren, war er von der Niederlage Deutschlands überzeugt. Er kannte die Zähigkeit der Engländer. Er wusste, dass sie viele Schlachten verlieren konnten, aber er war gewiss, dass sie nicht nachlassen würden bis zum endgültigen Sieg. Er hat ja recht behalten gegen mich und alle anderen, die damals noch fest an Deutschlands Sieg glaubten.

Zu Chanukah versuchten wir noch einmal heimzukehren. Noch war es zu früh. Der Februar kam ins Land, ehe wir heim konnten. Mein Peter war schon ein Jahr, wie wenig hatte ich ihn gehabt. Nun stand er schon fest auf den Beinen und strahlte mich an. Er strahlte immer, der kleine blonde Kerl mit seinen lachenden blauen Augen. Das Ställchen wurde seinem Tatendrang schon zu eng, und seine wilde Art schreckte das arme Hannele aus ihrem ruhigen Spielen auf. Ich musste sie im Ställchen spielen lassen, damit der Kleine sich im weiten Zimmerraum austoben konnte.

Wieder war es nur eine kurze Zeit, in der ich arbeiten und mich den

Kindern widmen konnte. Unsere Ortsgruppe des Jüdischen Frauenbundes hatte viel getan. Aus der kleinen Beratungsstelle mit Arbeitsvermittlung war eine Riesen-Nähstube geworden, in der mehrere hundert Frauen Arbeit und Brot fanden. Wir hatten grosse Heeresaufträge, bekamen die Stoffe zugeteilt, hatten unsere Zuschneiderin, unsere Ausgabe- und Lieferungstage, hatten eine ausgezeichnete Buchführung, die wir jederzeit dem Militär vorlegen konnten, und alles wurde als freiwillige Arbeit von unseren Frauen geleistet, die noch nie beruflich tätig gewesen waren. Auf der Jahresversammlung in Berlin wollten die anderen Ortsgruppen es nicht für möglich halten, dass wir geradezu einen fabrikartigen Konfektionsbetrieb geschaffen hatten.

Ende Mai mussten wir wieder fort, diesmal ins Herzbad Nauheim, das Eli guttun sollte. Unsere Älteste nahmen wir mit zur Grossmutter nach Mannheim. Es wurden traurige Tage für uns alle. Seit einem Monat vor Kriegsbeginn hatte ich meine Mutter nicht mehr gesehen-ich sah sie sonst alle vier bis sechs Monate. Wie tapfer war sie! Vor Kriegsbeginn waren ihre beiden Schwiegersöhne todkrank gewesen – Emmas Mann hatte eine Magenoperation durchgemacht –, der Sohn war aus Palästina heimgekehrt, um sich sofort zu stellen. Nun war er schon lange draussen. Zuerst hatte er, wie alle Badener, im Westen gelegen; dann war er zu einem Offizierskurs nach Berlin gekommen, hatte Mutter schnell noch besuchen dürfen und war dann weiter nach Osten geschickt worden. Den ganzen Winter über lag er in den Karpaten, und da der Schnee schmolz, ging es hinunter in die galizische Ebene, in das Tal des Stry. Gerade als wir bei Mutter waren, kam ein schöner, glücklicher Brief von ihm. «Du glaubst gar nicht, wie schön hier im Tal der Frühling ist. Die Wiesen sind grün, Blumen überall. Ich habe heute mein neues Pferd ausprobiert, nun liege ich auf der Wiese in der Sonne. Entsetze Dich nicht, liebste Mutter, aber das ist eigentlich das Leben, zu dem ich geschaffen bin.»

Als dieser Brief in unsere Hände kam, als wir uns über ihn freuten, lebte mein armer Bruder nicht mehr. Ein Kopfschuss in der Schlacht bei Stry hatte ihn hinweggerafft. Es war Isaleins Geburtstag, der 3. Juni, Mutter hatte ihr einen festlichen Geburtstag bereiten wollen, als die furchtbare Nachricht kam. Ich erfuhr sie ein paar Tage später, als Adele kam, um mich abzulösen, damit ich zur Mutter fahren konnte. Mein einziger Bruder! Wir hatten ihn alle so geliebt. Aber für Mutter war er ihr ganzes Glück. Sie wohnte mit ihm zusammen, er war dem Vater immer ähnlicher geworden. Als ich ihr weinend um den Hals fiel, sagte sie leise zu

mir: «Beherrsche dich, weine nicht, es sind Kinder im Zimmer.» Die Kinder von Schwester Trude waren da. So war Mutter. Die Nächte weinte sie, die Tage zeigten sie beherrscht und still. Diese acht Tage, in denen ich mit unserer geliebten Mutter allein war, haben mich tiefer in sie hineinschauen lassen als all die Jahre vorher. Gelockert durch dieses neue schwere Leid, sprach sie mehr von sich als je zuvor. Sie sprach zum ersten Mal mehr von Vater, den ich ja nicht gekannt hatte. Sie hatte so fest damit gerechnet, dass Gott ihren Jungen beschützen würde, ihr nicht noch dieses Leid zufügen würde, nach all dem Schweren, das sie durchgemacht hatte. Und trotzdem: sie lehnte sich nicht auf gegen Gott, sie wurde nicht hart durch das Leid, mit doppeltem Mitgefühl umfasste sie alle, mit doppeltem Verständnis empfand sie das Leid anderer.

Wir sprachen viel von Bruder Ernst. Er war von je aussergewöhnlich klug gewesen, begabt zum Lernen. Viel zu früh kam er in die Schule, mit sechzehn Jahren zur Universität. Am gleichen Tage machten wir unser Abitur, am gleichen Tage gingen wir miteinander nach Heidelberg. Er lernte spielend leicht; und doch, wenn wir morgens zusammen von Mannheim nach Heidelberg fuhren, sagte er mir immer: «Ich müsste aussteigen und dort mit den Bauern pflügen, säen, ernten, das wäre das rechte Leben für mich! Was soll all das Lernen?» Er war ein Mensch, der in die freie Natur gehörte. In jeden Ferien, sobald er nur die geldliche Möglichkeit dazu hatte, ging er in die Berge zu Touren und Kletterpartien, über Gletscher und Felsen. Zwei Lieben hatte er: die Natur und das jüdische Volk. Um dieser Liebe willen war er im Jahre 1913 aus seiner Anwaltschaft heraus nach Erez Israel gegangen. Er arbeitete im Palästina-Amt; er musste ja verdienen, wollte er Mutter nachkommen lassen. Aber bei dieser Arbeit wäre er nie geblieben. Arthur Ruppin, der Direktor des Amtes in Jaffa, schätzte ihn sehr und wollte ihn gern als Mitarbeiter behalten; denn Ernst war klar, ruhig, hatte juristisches Denken, ein unbestechliches Urteil und eine Lauterkeit im Denken und Handeln, die alle, die mit ihm zu tun hatten, zu seinen Freunden werden liessen. Dabei war er bescheiden, drängte sich niemals vor und liess andere Menschen und deren Ansichten gelten. Aber er war nicht nach Palästina gegangen, um wieder im Büro zu sitzen. Er wollte Bauer werden, Boden unter den Füßen fühlen, jüdisches Land aufbauen. Einer aus seiner Kompanie, ein christlicher Bauernsohn, hatte ihm versprochen, mit nach Palästina zu gehen, ihn zu lehren, wie man den Boden richtig bearbeitet, ihm alles beizubringen, was ein richtiger Bauer können muss. Die Soldaten hatten ihren jungen Offizier gern. Die stil-

len Wintermonate in den Karpaten hatten sie fest zusammengeschmiedet in treuer Kameradschaft. Der Brief, der seinen Tod meldete, war von einem Kameraden, er war warm und herzlich. Er sprach von dem Freund, den er verloren, um den er trauere wie David um Jonathan. Später sprach ich seinen ehemaligen Burschen, späteren Unteroffizier in seiner Kompanie. Er wusste von uns allen Namen und Adressen; so fand er mich. Er war der einzige Überlebende der Kompanie; in der Schlacht bei Stry war er schwer verwundet worden, aber er blieb am Leben. Von ihm hörte ich die ganze Tragik von Ernsts letzten Lebenstagen. Da der Kompaniechef abwesend war, wurde ein anderer zur Vertretung kommandiert, ein Artillerist, der von der Kampfesart und Möglichkeit der Infanterie wenig verstand. In der letzten Beratung des Offizierskorps ergaben sich über den Einsatz der Infanterie heftige Auseinandersetzungen, weil mein Bruder, der viel verstand, durchaus gegen den strategischen Plan war und immer wieder betonte, dass das Gelände der Infanterie keinen Angriff gestatte, dass sie dabei nur nutzlos geopfert würde. Aber er drang nicht durch. Der Hauptmann befahl: «Der Angriff hat stattzufinden.» Ernst sei sehr deprimiert heimgekehrt. Er sah die ganze Katastrophe voraus. Und er behielt leider recht. Am ersten Tag fiel die halbe Kompanie. Als der Rest müde und abgekämpft heimkam, sei er so über den Verlust seiner Kameraden verzweifelt gewesen, dass er nichts essen und trinken wollte, Briefe, die von uns noch gekommen waren, wollte er nicht mehr lesen – «Tu sie fort, es hat alles keinen Wert mehr.» Am nächsten Tag fiel er mit dem Rest der Kompanie. Am Tag danach wurde die Infanterie zurückgezogen, der Angriff abgeblasen. Ich bin nie über dies traurige Ende hinweggekommen. Gott sei Dank hat Mutter nie etwas davon erfahren. Mein Bruder aber war dahingegangen, ein sinnloses Opfer einer falschen Planung, ein trauriges Opfer für ein Deutschland, das es uns schlecht lohnte.

Der Aufenthalt in Nauheim bedeutete in Elis Befinden einen grossen Fortschritt. Als wir dann nach der Heimkehr noch vier Wochen am Starnberger See in Söcking waren, wusste ich, dass nun Eli über die gefährlichste Zeit hinweg war. Jetzt erst konnte ich das Glück bei all dem Unglück sehen: Eli hätte sich am siebenten oder achten Tag der Mobilmachung zu stellen gehabt. Vor seiner Krankheit wäre er sicher genommen worden. Im Jahre 1915 wäre er längst draussen gewesen. Wer weiss wo? Wer weiss wie? Gott sei Dank, so blieb er uns erhalten. Alle Vierteljahre musste er sich zur neuerlichen Untersuchung stellen. Immer wieder stand er pünktlich dort auf dem Kasernenhof, um als «kriegsuntaug-

lich» heimgeschickt zu werden. Nicht einmal in der Garnison im Hinterland konnte man ihn verwenden. Ich glaube, er war jedesmal recht enttäuscht. Er fühlte sich zwar viel besser, aber immer wieder ergab die objektive Untersuchung, dass dem Herzen nicht viel zugemutet werden dürfe. Ich war sehr zufrieden, denn da nun alles Akute überstanden war, war zu hoffen, dass bei Ruhe und Pflege der Herzmuskel langsam wieder seine Kraft finden würde. Natürlich nicht auf dem Exerzierplatz, wo plötzlich ein Versagen hätte eintreten können, besonders bei einem Mann wie Eli, der seit Jahren seinen Körper nicht mehr trainiert hatte.

Eli hatte nie gedient. Als er sich als Student das erste Mal stellte, war er als besonders gesund und kräftig bezeichnet worden. Er hatte als «Einjähriger» das Recht, sich seinen Truppenteil zu wählen. Er wählte eine sehr vornehme Truppe, vor allem, weil er beritten sein wollte. Die Ferien verwandte er zum Reitenlernen, und als er im Herbst eintreten wollte, wurde er für zur Zeit nicht verwendungsfähig erklärt. Der Zivilarzt, den er befragte, erklärte ihn für kerngesund. Die Vermutung lag nahe, dass der vornehme Truppenteil keine Juden wollte. Das war für ihn Grund genug, sich im nächsten Halbjahr wieder dort zu melden, und wirklich, er wurde als «dienstuntauglich» vom Militärdienst befreit. Und das geschah in Bayern, wo es immer einige jüdische Reserveoffiziere gab, im Gegensatz zu Preussen, wo ein Jude auch diesen Rang erst im Krieg erreichte.

Weil jeder Mann, der nicht mitarbeitete, ein bedrückendes Gefühl hatte, dem Vaterland gegenüber nicht seine Pflicht zu tun, suchte Eli lange, bis er endlich eine Tätigkeit im städtischen Versorgungsamt fand, wo er in freiwilliger Arbeit das Mehrfache von dem leistete, was die Beamten dort taten. Er kam mit den Jahren immer intensiver in die neue Arbeit hinein, die ständig neben seiner Berufsarbeit einherging. Er machte der Stadt München Vorschläge für ihre Lebensmittelversorgung durch direkte Lieferungsabschlüsse in der Schweiz und in Holland. Ich weiss nicht allzu viel darüber, denn über solche Dinge durfte nicht viel geredet werden. Durch seine Arbeit hatte er die Möglichkeit, ins neutrale Ausland zu kommen. Zweimal war er in der Schweiz, einmal in Holland. Von jeder dieser Reisen kam er deprimierter zurück, denn da draussen hörte er, was die Welt sagte und sagen durfte. Draussen sprach man offen darüber, dass wir uns zu Tode siegten. Als er im Frühling 1918 in der Schweiz war, hörte er ganz allgemein die Ansicht, dass die Alliierten den Krieg schon so gut wie gewonnen hätten. In Deutschland

wusste man das noch nicht. Man schnallte den Gürtel enger, biss die Zähne zusammen und kämpfte um den Sieg, der kommen musste.

Wir hatten es mittlerweile gelernt, die Gürtel enger zu schnallen. Alles, was jene Statistiker und Hygieniker uns gesagt hatten, war langsam Wahrheit geworden. Mit der Rationierung des Brotes fing es an. Wie alles in Deutschland erstklassig organisiert war, so auch dies. Wir hatten unsere Brotmarken, wir hatten unser Brot. Nie kam es vor, dass die knappe Ration, die einem zustand, einem vorenthalten wurde. Reichte das bis zum letzten ausgemahlene Mehl nicht aus, so kamen Zusätze hinein. Das Brot wurde immer schlechter, oft ungeniessbar. Und doch war es selbst noch in der schlechten Form viel zu wenig, um den Hunger zu stillen. Fett und Aufstrich gab es nicht mehr, reichte es doch kaum zum Kochen. Man erfand die merkwürdigsten Pfannen, in denen man Kartoffeln ohne Fett rösten konnte. Die Marmelade bestand meist aus gelben Rüben mit etwas Obstzusatz und «Zuckerersatz». Zucker für Erwachsene gab es nicht mehr, nur Sacharin. Auch Tee gab es nicht mehr, «Deutscher Tee» nannte sich das Gemengsel von Brombeer-Erdbeer-Himbeerblättern. Da war Kamillen- und Pfefferminztee noch eine Wohltat dagegen. Es war zu verstehen, dass zurzeit der Lindenblüte an jedem Alleebaum jemand auf einer Leiter stand, der die duftenden Blüten pflückte und sie heimtrug, um einen unverfälschten Tee zu haben. Kaffee, Kakao, Schokolade waren längst vom Markt verschwunden. Die englische Blockade war sehr fühlbar. Dann kam, um das Unglück voll zu machen, der Winter 1917/1918 mit einer schlechten Kartoffelernte. Die Kartoffel war ja längst schon der Grundstock aller Ernährung geworden. Und nun gab es auch die nicht mehr. Die grossen Runkelrüben, sonst nur als Viehfutter verwendet, wurden in diesem Winter die Hauptnahrung des deutschen Volkes. War es ein Wunder, dass man hungerte und unzufrieden wurde?

Wir Ärztinnen mussten Vorträge halten, wie man in Kriegszeiten zu kochen habe, um sich und die Familie gesund zu erhalten. Wir mussten den Frauen erzählen, dass man im Frieden viel zu viel gegessen habe, dass der Körper mit viel weniger auskomme usw. Wir haben es selbst nicht geglaubt und die Frauen auch nicht. Sie wussten längst, dass es erstrebenswerter war, statt auf uns zu hören, aufs Land zu gehen und zu sehen, dass der Bauer ihnen etwas abgab von seiner Fülle: Eier, Speck und Hausbrot. Das war «gehamstert» und streng verboten. Aber wer im dritten Kriegsjahr sich noch strikt an das Verbot hielt, der musste fast verhungern.

Uns persönlich ging es ganz gut. Ich hatte vier kleine Kinder: Ende Dezember 1915 haben wir noch ein Töchterlein bekommen. Nach den Zeiten der schweren Erkrankung meines Mannes, nach der Trauer um den dahingegangenen Bruder war mit der Kleinen wieder eine neue Freude eingekehrt. Ein richtiges Kriegskind war sie, unsere kleine Gabriele; fünf Pfund wog sie, und sie blieb zart und schwach bis in ihr zehntes Lebensjahr. «Wie Sie die durchgebracht haben, möchte ich auch wissen», sagte der Starnberger Schularzt bei der ersten Schuluntersuchung zu mir. Durch die Kinder kam vierfache Kinderzusatznahrung ins Haus, so dass ich für die Kleinen doch etwas besser kochen konnte. Und dann: ich war Ärztin. Kaum hatte ich mich wieder um meinen Beruf kümmern können, so hatte ich mehr Patienten denn je. Viele Kollegen waren beim Militär, viele in den Kliniken beschäftigt. Ich hatte auch viele Patienten vom Lande; eine alte nette Bäuerin aus Niederbayern sagte zu mir: «Wann d' mich g'sund hältst, kriegst so viele Eier wie d' magst.» Und ich bekam sie wirklich. Das dritte und beste war: Eli hatte im Jahre 1915 den guten Gedanken, uns in Starnberg ein Landhäusel zu kaufen, das nahe genug bei München lag, um es leicht von dort zu erreichen. Stündlich ging ein Zug dahin. Droben auf der Ludwigshöhe lag unsere «Villa Waldfried»; das «Haus in der Sonne» nannten es unsere Freunde und Nachbarn.

Ja, es war ein Haus voll Sonne und Freude, voll jungen Lebens, voll Friede – trotz Krieg –, voller Schönheit, trotz der Einfachheit. Wenn ich an Deutschland zurückdenke, so ist es nicht München, nicht Karlsruhe, was mir zuerst in den Sinn kommt, es ist Starnberg. Einfach war das Haus, aber geräumig genug: unten im Parterre das Esszimmer, das kleine Frühstückszimmer und die Glasveranda, wo wir uns am meisten aufhielten. Von dort führte eine kleine Treppe hinaus in den Garten. Im ersten Stock unser grosses, helles Schlafzimmer mit kleiner gedeckter, von Weinlaub umrankter Veranda; daneben mein Boudoir mit Schreibtisch, Klavier und Nähtisch und einer grossen Terrasse. Wie oft haben die Kinder in klaren Sommernächten da draussen geschlafen, den hellen Sternhimmel über sich. Im dritten Stock das Reich der Kinder: ein grosses Schlafzimmer, ein nettes Spielzimmer. Zwei Fremdenzimmer waren da, die immer besetzt waren, und das Zimmer für das Mädchen. Im Souterrain die Küche, der Keller, das Bad. Wir haben es gerade noch einrichten können, bevor alles rationiert war. Viele schöne alte Bauernmöbel rheinischer Art standen in dem Haus, und was neu war, hatte meine Freundin Else Wentz-Vietor entworfen und die Bemalung über-



wacht. Das Haus stand ganz im Grünen. «Haus mit Hochwald», so nannten das die Annoncen in der Zeitung. Hohe Tannen, Buchen, Ulmen standen dort; das Wahrzeichen des Hauses war eine riesige deutsche Pappel, die nach der Blütezeit alles mit weisser, feiner Wolle überschneite. Richtigen Landhunger bekamen wir, wie alle Grundbesitzer. Gegenüber stand unser Gemüsegarten, dann, damit uns keiner die Aussicht verbaue, unser Sträuchergarten mit Stachel- und Johannisbeeren, mit Himbeer- und Brombeerhecke, und am Zaun standen alle Blütensträucher, die man in Deutschland haben konnte. Der Platz neben uns wurde als Spielwiese einbezogen mit dem Springbrunnen in der Mitte und am Rand die schönste farbige Blumenwiese. Gibt es etwas Schöneres als Kinder auf einer sonnigen Wiese? Wie oft sah ich ihnen voll Glück zu, wenn sie in ihren Badeanzügen herumsprangen, bald im klaren Brunnen sich kühlten, bald in der Sonne sich trockneten und Lachen und Kinderruf die Luft erfüllte. Waren sie müde vom Tollen, so lagerten sie am Hügelrand, wo Bäume ihnen Schatten gaben. Denn da fing unser «Gehölz» an, ein liches Wäldchen von Birken und Jungtannen und Jungpappeln, wo der Waldboden grün war und Walderdbeeren wuchsen, wo hohe Birkenpilze standen und gelbe Pfifferlinge, wo im Mai alles voller Maiglöckchen war. Es war ein Paradies, nicht nur für die Kinder. Eine tiefe Schlucht trennte diesen Teil des Gartens vom Hochwald und dem Hang, auf dem einige hundert Obstbäume blühten und Früchte trugen. Ein Stufenweg führte hinab an der Schlucht entlang zur Brücke, die beide Teile verband. Wie schön war diese Schlucht für meinen Peter, der Wege und Treppen in ihr anlegte und sich weiter oben ganz allein eine neue Brücke baute. Ich musste darüber gehen, um ihre Tragfähigkeit auszuprobieren!

Schön war das Fest, das wir zur Brückenweihe feierten. Der Vater hielt eine Rede auf den jungen «Brückenbauer», die Schwestern sangen ihm ein Lied, und die Mutter sorgte für die kulinarischen Genüsse. Immer gab es etwas Schönes, irgendeine Freude in unserem Häusel. Ein kleines Hausmeisterhäusel stand daneben im Wald mit einer Garage, die zeitweise Kuhstall war für den Bauern gegenüber, und der kleine Pferdestall, der bei uns zum Hühnerstall degradiert wurde. Ich habe mein gackerndes Federvolk sehr gerne gehabt, und meine Rührung über die ersten «selbstgelegten» Eier war gross. Mit der Zeit wurde ich richtig «sachverständig». Und sachverständig war ich auch bald für meinen Gemüsegarten. Nur im ersten Jahr hatte ich dort einen Gärtner, der aus dem Wiesenboden den Gemüsegarten gestaltete. Dann machte ich es

allein. Bücher gab es ja und gute Freunde, und mit der Zeit lernte man alles, selbst das Umgraben, das mir im ersten Jahr so schwerfiel. Später ging es leichter, der Garten war meine grosse Freude. Gemüse und Beeren gab es somit auch, und die Kinder durften beim Bauern gegenüber täglich ihr grosses Glas Milch trinken.

Diese Kriegsjahre waren arbeitsreiche Jahre. Wenn ich heute an sie zurückdenke, so fasse ich nicht, wie ich mit all der Arbeit fertig wurde. Für einen Haushalt mit vier kleinen Kindern fand man schwer Hilfskräfte. Daneben eine grosse Praxis, der Garten, die Hühner, die Kinder, die heranwachsen, für die ich mir viel Zeit nahm, mit denen ich lernte und las; die Körbe voll Flickwäsche, bei denen ich tüchtig mithelfen musste, und schliesslich der Mann, der immer wieder mein Sorgenkind war und der immer doppelte Betreuung brauchte. Und nie waren nur meine vier Kinder um mich. Immer kam in Starnberg Besuch: Kinder bald von den, bald von jenen Geschwistern für die Ferienwochen; dann kam Carry, die über ein Jahr bei mir blieb, weil sie krank war und besondere Behandlung und Pflege brauchte. Dann kam Schwester Trude für mehrere Monate. Der Krieg, der schwere Haushalt mit acht Kindern, die alle satt werden sollten, und dann der Tod von Ernst, alles hatte zusammengewirkt, um bei ihr eine schwere Depression auszulösen. Der Haushalt war kompliziert, und mit allem sollte ich fertig werden. Aber ich war gesund, jung, voll Kraft und Energie – und ich war glücklich. Glücklich, den geliebten Mann gesund werden zu sehen, ihn neben mir zu haben, glücklich, meine vier Kinder wachsen und gedeihen zu sehen. Natürlich lastete auf mir, wie auf allen, die Not der Zeit, der furchtbare Gedanke an all die jungen Menschen, die kämpften und fielen, verwundet wurden und litten, verzweifelten.

Der Krieg brachte in ganz ausgesprochener Weise die Überbewertung der männlichen, aggressiven Seite in den Vordergrund. Mut, Tüchtigkeit, Kampfeslust, Wagemut, Aufopferung des eigenen Lebens für die Gesamtheit, lauter Eigenschaften, die ein Mann als Soldat haben musste. Sie alle standen hoch im Kurs, mussten hoch stehen. Dabei vergass man, was die Frau zu leisten hatte. In vielen Fällen musste sie von einem Tag zum anderen neben Haushalt und Kinderversorgung die Arbeit des Mannes übernehmen, und gar oft ohne jede Vorbereitung. Das Geschäft musste weitergeführt werden, die Werkstatt durfte nicht stillstehen, das Büro nicht ohne Führung bleiben. Ich habe die Frauen bewundert, wie sie sich in die Männerarbeit hineinfanden, was sie alles fertigbrachten, obgleich ihre Seele durch die Sorge um den Mann beschwert war, ob-

gleich es von Tag zu Tag schwerer wurde, die Kinder zu ernähren, es schwerer wurde, sie zu kleiden und zu erziehen. Die Schulen, der jungen Lehrkräfte beraubt, hatten alte, längst pensionierte Lehrer wieder eingestellt. Aus Kohlenmangel wurden Schulen geschlossen. Auch die Privatwohnungen konnte man kaum mehr beheizen. Man sass in der Küche, wo der Herd das Essen kochte und zugleich Wärme hergab. Ich hatte, um Kohlen zu sparen, eine «Grude» gekauft, die mit pulverisierter Braunkohle, die frei im Handel zu haben war, geheizt wurde. Bald gab es freie Schultage, weil die Schulen vom Militär belegt waren, bald sollten die Kinder helfen, Buheckern für die Ölbereitung zu sammeln, bald mussten sie das frische Laub der Bäume sammeln als Heuersatz – immer gab es etwas, was das geregelte Schulleben störte, die Kinder in Unordnung brachte und sie disziplinos werden liess. Der Vater fehlte daheim, die Mutter war überlastet, die Erziehung wurde eine schwere Sache.

Der Mann lebte in einer Gemeinschaft, in einer Kameradschaft, wie sie nur der Krieg hatte hervorbringen können mit seiner gemeinsamen Not, mit dem Wissen, wie sehr jeder auf den anderen angewiesen war und wie nah jeden Augenblick das Ende drohte. Das verlieh der furchtbaren Tragik etwas Erhebendes. Die Frau aber war ganz allein und wurde müde unter der Last, die keiner mit ihr trug. Ich habe nie gewusst, wie einsam die Frauen des Kleinbürgertums, des einfachen Mittelstandes sind. Damals erlebte ich es: es kamen Frauen allwöchentlich in meine Sprechstunde, oft Kleinigkeiten wegen, sie wollten wenigstens einmal in der Woche mit jemandem sprechen können. Was ist mit der Nachbarin? «Ach, es gibt so schnell Klatsch und Neid im Haus, man bleibt besser für sich.»

All dies sah und erlebte ich; als der Rundbrief der «Alt-Heidelbergerinnen» zu mir kam, schrieb ich über meine Beobachtungen, wie sehr wir Frauen auf der Hut sein müssten, dass nicht durch die Überbewertung der kriegerischen, männlichen Persönlichkeit alles, was wir uns an Gleichachtung, Gleichberechtigung erkämpft haben, wieder verlorengehe. Ich bekam von dem Vorstand eine Aufforderung, über das in meinem Brief behandelte Thema bei unserer nächsten Zusammenkunft zu sprechen. Ich nahm die Aufforderung an, denn ich fuhr von Zeit zu Zeit zu meiner Mutter nach Mannheim, und dieser Besuch liess sich leicht mit der Tagung verbinden.

Jedesmal, wenn ich nach Mannheim kam, bekam ich einen Schreck, wie schlecht alle aussahen, wie schlecht die Ernährung dort war. Allerdings

muss ich einfügen, dass man sich selbst nicht sieht, dass ich nicht wusste, wie verändert ich selbst war. Ich hatte seit Gabrieles Geburt fast fünf- undzwanzig Pfund abgenommen. Ich konnte unerkant durch München gehen, so verändert sah ich aus. Als ich nach den Sommermonaten zum Jom Kippur in die Synagoge kam, war das Erschrecken über mein Aussehen bei den Menschen, die mich längere Zeit nicht gesehen hatten, so allgemein, dass ich Berge von Esswaren bekam, um mich zu kräftigen. Wie gesagt, bei mir selbst hatte ich es nicht gemerkt, auch nicht gefühlt; aber wie ich nun nach Mannheim kam, da sah ich mit Schrecken die Veränderung. Vor allem bei Mutter sah ich es. Sie hatte richtige Hungerödeme, eine Sache, die uns aus China, aus Sibirien, wo die Hungersnöte nie aufhörten, medizinisch bekannt war. Aber in Deutschland hatte es bisher so etwas niemals gegeben. Ödeme entstanden hauptsächlich durch Mangel an Eiweiss und Fetten. Wieso gerade bei Mutter? Erst glaubte ich an Herz- oder Nierenkrankheit. Die Untersuchung zerstreute jeden Verdacht. Und dann verstand ich: das wenige, das Mutter an Eiweissnahrung hatte, das eine Ei in der Woche, wurde meist für die Geburtstage der Kinder und Enkel aufgehoben; das kleine Stückchen Fleisch zur sogenannten dritten Mahlzeit zur Hälfte für den Rabbiner-Schwiegersohn verbraucht. Mutter ass und wurde satt, aber der Körper bekam nicht, was er brauchte. Lebensmittel schicken war unmöglich. Ich hatte, um jeder Gepäckdurchsuchung zu entgehen, einen grossen Kabinenkoffer aufgegeben. Ich schloss ihn voll Freude auf, um die Eier auszupacken, die ich sorgfältig in einem Flachkarton unter Wäsche und Kleidern versteckt hatte, um sie Mutter und Schwester zu geben. Der Karton war leer! Alles im Koffer, viele wertvolle Dinge waren unberührt, die Eier waren verschwunden. Es war kein Dieb, der den Koffer geöffnet hatte, nur ein hungernder Beamter, der herausnahm, was mich strafbar gemacht hätte.

Ich versuchte es auf andere Weise. Ich bestellte vor meiner Abreise eine Sendung Konserven, die jede Woche an Mutter abgehen sollte. Für die erste Sendung bekam ich einen herzlichen Dank. In der zweiten Woche war Mutter verdutzt, in der dritten Woche bestellte sie alles ab. Sie war sehr energisch, sie hatte ihr Leben ganz allein aufgebaut, sie wollte sich von niemand dreinreden lassen. «Ich bin nie gewohnt gewesen, verwöhnt zu werden», schrieb sie mir, «ich danke Dir zwar für Deinen guten Willen, aber auf meine alten Tage werde ich es nicht mehr lernen, mich verwöhnen zu lassen.»

Bei einem meiner Besuche in Mannheim erlebte ich mein erstes und

Gott sei Dank einziges Bombardement. Es war eine herrliche Mondscheinnacht, und die Kinder im Unnhaus erklärten mir sehr sachverständig, dass bei solcher Helle sicher die Flieger kommen würden. Sie behielten recht. Mutter und ich hatten uns gerade auf den Heimweg gemacht – ein Weg von etwa zwanzig Minuten – als plötzlich Warnungssignale ertönten und die stille Stadt in einen Hexenkessel verwandelt schien. Bunte Raketen leuchteten überall auf, Abwehrgeschütze donnerten, Fliegermotoren ratterten, und die ersten Bomben krachten. Wir waren weit und breit die einzigen Lebewesen auf der hellen Strasse, ein unheimliches Gefühl, als müsste jeder Flieger da droben gerade uns sehen und aufs Korn nehmen. Ich konnte Mutter schwer dazu bewegen, mit mir umzukehren und die fünf Minuten zu Unnas zurückzueilen. Sie in ihrer Todesverachtung wollte durchaus nach Hause. Bei Unnas war alles schon in dem schmalen, fensterlosen Gang, der als Luftschutzraum diente, versammelt. Die kleinen Mädchen, aus dem Schlaf herausgeholt und in warme Decken gehüllt, die Jungen – sie waren damals vierzehn-, fünfzehn- und sechzehnjährig – sassen um den Vater herum und – so hatte er es eingeführt – lernten mit ihm ein Blatt Gemarah. Es waren wenig Flieger, es waren kleine Bomben, der Angriff dauerte nur eine kurze Zeit, und doch war es eine schreckliche Sache, es gab Tote und Verwundete und durchgeschlagene Häuser; am meisten traf es die Kinder, die der nächtliche Schrecken tief aufwühlte, sie nervös und schlaflos machte. Im Unnhaus war es das dritte Töchterlein, das am tiefsten darunter litt, Klärchen, die auf längere Zeit zu uns nach Starnberg kam, sich zu erholen und auszuruhen.

Im Februar 1917 fand unsere Tagung der «Alt-Heidelbergerinnen» statt, auf der ich das Referat hielt, das, um ehrlich zu sein, fast von allen abgelehnt wurde. Ich hatte die These aufgestellt, dass die Frau kraft ihrer Natur aus folgenden Gründen Kriegsgegnerin sein müsse: Erstens sei es ihr Lebensinhalt, Kinder zur Welt zu bringen, sie zu pflegen, Tag und Nacht für sie zu sorgen, sie grosszuziehen, nicht aber sie dann der Verstümmelung oder dem Tode preiszugeben? Zweitens zieht sie nicht selbst mit hinaus in den Kampf. Etwas anderes ist es, Gefahr auf sich zu nehmen, ein anderes, andere in die Gefahr zu schicken. Drittens ist die Frau Hüterin des Hauses und der friedlichen Entwicklung, Erhalterin des Bestehenden in Kultur und Kunst; sie kann also den Krieg, den Alles-Zerstörer, nicht wollen und bejahren.

Ich entfesselte eine intensive Diskussion, aber auf meiner Seite stand niemand. Am intensivsten bekämpfte mich Marianne Weber, die gar

nicht verstehen konnte und wollte, dass es zwischen Mann und Frau eine verschiedene Einstellung zum Kriege geben könne. Es gäbe nur eines: volle Bejahung des Krieges für jeden Deutschen. Vielleicht war es eben doch die Jüdin, die anders empfand als die «echten» Deutschen? Im Rundbrief kamen dann auch andere Stimmen zum Wort: Liese Schmidt z.B. – sie war an der sozialen Frauenschule in Frankfurt –, unsere Philosophin und Theologin, bekannte, dass sie noch lange über den Vortrag nachgedacht habe und ihre Ablehnung nicht mehr aufrechterhalten könne; sie würde manches vielleicht anders formulieren, aber sie verstünde meinen Standpunkt und teile ihn weitgehend. Immerhin hat die Tagung mir viel zu denken gegeben.

Vielleicht war es damals falsch von mir als Jüdin, das Referat zu übernehmen, obgleich ich bis dahin und auch späterhin die Alt-Heidelbergerinnen als eine sehr liberale Gemeinschaft mit wirklich ernstem Streben nach Erkenntnis und freiem Urteil kennengelernt hatte. Man stand aber schliesslich schon im dritten Kriegsjahr. Die Zeit, da man «keine Parteien mehr kannte», da jeder nur noch Kamerad und Volksgenosse war, war vorbei. Die antisemitischen Regungen hatten sich längst wieder fühlbar gemacht. Waren genauso viele Juden – prozentual natürlich – draussen im Feld wie christliche Deutsche? Waren nicht etwa zu viele auf guten Verwaltungsposten in der Etappe oder gar in der Heimat? Diese Fragen, die nicht zur Ruhe kamen, veranlassten die Militärbehörde zur sogenannten «Juden-zählung». Das Ergebnis war günstig für die Juden. Sie fielen in den Städten mehr auf, weil sie eben Städter waren und als «unabkömmlich» in den Städten sichtbar blieben, während es bei den Nichtjuden die Bauern und Fabrikarbeiter waren, die auf ihrem Platz blieben und nicht bemerkt wurden. Jedenfalls hatte die Juden-zählung den Juden plötzlich aus dem Kreis seiner Kameraden herausgehoben; sie hatte dem einfachen Soldaten klargemacht, dass der jüdische Soldat doch etwas anderes war als er. Sie hatte den jüdischen Soldaten, der treu seine Pflicht getan hatte, aufs Tiefste verletzt.

Ich weiss von vielen jungen Juden, die damals im Feld sich zum ersten Mal dem Problem Deutscher und Jude gegenübergestellt sahen, und ich weiss, dass viele sich damals für den Zionismus zu interessieren begannen. Dabei sah es doch aus, als ob der Zionismus am Ende sei. In Deutschland, Österreich und der Türkei waren die Juden von den Juden in den feindlichen Ländern abgeschnitten. In dem neutralen Dänemark sass eine zionistische Zelle, eine Organisation, die den Verkehr notdürftig aufrechterhielt. Selbst von den palästinensischen Juden wussten

wir wenig; wir wussten, dass sie in Not waren, dass sie Hungers starben. Als dann Jerusalem im Winter von Allenby eingenommen worden war, hörte jede Nachricht auf. Wann die Nachricht von der Balfour-Deklaration zu uns drang, weiss ich nicht mehr. Ich glaube, nicht im November 1917, sondern erst nach Kriegsende. Sollte es früher gewesen sein, so hat der Krieg mit seinen Tagesnöten es verhindert, dass sie uns in ihrer vollen Bedeutung zum Bewusstsein kam. Das Leben unter den Bedingungen des Krieges war immer lastender geworden. Immer schwerer wurde die Haushaltsführung, immer schwerer die Frage der Bekleidung der Kinder. Im Sommer gingen, besonders in einer kleinen Landstadt wie Starnberg, alle Kinder barfuss, im Winter gab es für sie nur noch Schuhe mit Holzsohlen. Erwachsene bekamen im Jahr ein Paar Schuhe auf Bezugscheine. Und immer noch war das Ende des Krieges nicht abzusehen.

## REVOLUTION IN MÜNCHEN

Dann überstürzten sich plötzlich die Ereignisse: Revolution in Russland, ganz neue Lebensformen, Arbeiter-, Bauern-, Soldatenräte. Die grosse deutsche Offensive im Sommer 1918, die den Sieg mit Sicherheit bringen sollte, war zusammengebrochen. Die oberste Militärbehörde machte ein Waffenstillstandsangebot, die alliierten Mächte wollten nicht verhandeln, solange der Kaiser an der Spitze stand. Der Kaiser müsse abdanken. Was in Kiel, was vor allem in Berlin vorging, erfuhren wir später aus den Zeitungen, aber was in München geschah, erlebten wir fiebernd mit. Eine grosse Versammlung aller Münchner war aufgerufen, sie sollte die Abdankung des Kaisers fordern. Auf der Oktoberwiese versammelten sich Tausende von Menschen aller Kreise, aller Schichten. Sieben Rednertribünen waren errichtet, sieben Männer sprachen zum Volke. Es sollte eine geordnete Versammlung sein, die sich nachher zum geordneten Protestzug durch die Stadt formen sollte, eindrucksvoll, ruhig.

Eli war krank, lag zu Bett, mich hielt es nicht daheim. Die Wiese war so nahe, ich war mitten unter der Volksmasse, ich hörte Auer, den Führer der Sozialdemokraten in Bayern, sprechen, ich hörte, was die Menschen um mich herum sprachen, es war alles voller Aufregung, ein Pulverfass, das nur den Funken brauchte, um zu explodieren. Und plötz-

lich war der Funke da. Ein junger Mann in Feldgrau stand plötzlich auf einer der Tribünen und rief mit weithin schallender Stimme: «Brüder! Man hat den Soldaten nicht erlaubt, zu dieser friedlichen Versammlung zu kommen, man hält sie in den Kasernen eingeschlossen. Brüder, folgt mir, wir wollen ihnen die Tore öffnen.» Kein Führer hatte die Massen mehr in der Hand. Hinter dem feldgrauen Jüngling – es war Fechenbach – stürzten Scharen von Menschen, die sich zu den Kasernen drängten. Ein Kampf war dort nicht nötig, die Tore taten sich von selber auf. Alle Offiziere waren verschwunden, Feldwebel, Unteroffiziere sahen keinen Grund, es auf Kampf ankommen zu lassen. Sie liessen ihre Soldaten, die eben noch unter strengster Militärgewalt gestanden hatten, hinaus auf die Strasse: das war die Revolution. Keiner befahl mehr, keiner dirigierte, die Stadt war voll unruhiger Menschen, die wussten, es habe etwas zu geschehen, aber sie wussten nicht was. Und da die Münchner ein lustiges, derbes Volk sind, so wirkte es fast wie ein Faschingsrummel, ohne Ernst dahinter.

Aber eine Handvoll Menschen-es sollen nicht hundert gewesen sein – ergriffen die Gelegenheit, um die Revolution wirklich einzuleiten. Sie gingen um Mitternacht aufs Schloss, die Abdankung des Königs zu verlangen. Der aber war, von allen Getreuen verlassen, schon geflohen. Sie fanden das Schloss ohne Bewachung, schutzlos, leer. Ich habe das damals nicht verstanden, ich verstehe es noch heute nicht. Von all den Tausenden von Offizieren, die in der Stadt waren, hatte sich keine Gruppe gebildet, um den König zu schützen. In Baden, wo es wohl ähnlich zuging, hatte sich der bekannte jüdische Reichstagsabgeordnete Ludwig Haas sofort mit einigen Soldaten ins Schloss begeben, um den Grossherzog zu schützen. In München hatte keiner den Mut gehabt, sich vor den König zu stellen. Die revolutionäre Gruppe – von Eisner geführt –, war dann in die Zeitungsdruckereien gegangen, hatte den Druck unterbrechen lassen und verlangt, dass ihr Aufruf gedruckt werde. Am nächsten Morgen lasen wir, dass der König geflohen und eine neue provisorische Regierung im «Freistaat Bayern» gebildet sei. Der Aufruf war von Eisner unterzeichnet.

Eisner war ein Journalist, ein Jude, ein linker Sozialdemokrat. Er versuchte Ordnung zu halten, erklärte sich und sein Komitee nur als Provisorium, bis die eigentliche Regierung gebildet sei, die nach russischem Muster aus «Räten» bestehen sollte; aus Soldaten-, Arbeiter-, Bauerräten, denen Eisner noch Frauenräte und den sogenannten «geistigen» Rat angliedern wollte. Es war eine merkwürdige, unglaubliche Sache:



Keiner stand auf gegen die neue Regierung. Wo waren alle Beamten, Offiziere, Lehrer, die dem König, der Verfassung die Treue geschworen hatten? Sie stellten sich alle «auf den Boden der Tatsachen». Wie oft habe ich mit Erstaunen und Entrüstung diese schöne Redewendung gehört. Das hiess natürlich: wir sind mit dem neuen Regime gar nicht einverstanden, aber wir machen mit, um grössere Unordnung und Blutvergiessen zu verhindern. Vielleicht war ihre Taktik richtiger, als ich damals einsah. So gab es keine Gegner, die junge Revolution hatte niemanden zu bekämpfen, sie beliess alle Beamten auf ihren Plätzen. Das war gut für die allgemeine Ordnung. Die Verwaltung ging im alten Gleis weiter. Aber es war auch der Todeskeim für die Revolution. Sie hatte ihre Feinde, ihre Totengräber in ihren eigenen Beamten und Angestellten, die zum Schein mittaten und ihre Stunde erwarteten.

Es war wohl in ganz Deutschland ähnlich: Alle regierenden Häupter waren verschwunden, das Volk hatte die Regierung in die Hand genommen. Wir empfanden es damals schon erschreckend, wie viele Juden plötzlich auf Ministersitzen sass. Zwei Verwandte waren darunter: Eduard Bernstein, ein Vetter von Mutter, sass im Preussischen Ministerium, ein Grossvetter Heymann war Kultusminister in Württemberg. Am schlimmsten aber war es wohl in München; hier waren nicht nur unter den Führenden viele Juden, sondern noch mehr unter all den Angestellten, die man im Regierungsgebäude traf. Es war zu verstehen, dass so viele Juden an der Spitze standen, sie waren die «Intellektuellen». Aber es war ein Unglück und der Anfang der jüdischen Katastrophe, deren entsetzliches Ende wir noch miterleben. Und es ist nicht so, dass wir das erst heute wissen, wir haben es damals schon gewusst und ausgesprochen.

Mittlerweile war das vorläufige Waffenstillstandsabkommen unterzeichnet worden. Nie werde ich die tiefe Depression vergessen, die uns damals alle befiel. Furchtbar erschien uns, was Deutschland auferlegt war. Ich weiss noch, an jenem Tag war Hantke aus Berlin gekommen, um im engeren Kreis der Ortsgruppe wichtige zionistische Fragen zu besprechen; es war uns unmöglich zuzuhören, unsere Gedanken waren zu sehr erfüllt von den furchtbaren Waffenstillstandsbedingungen. Unser Gefühl war, dass an diesem Tag alle Kinos, alle Theater, alle Vergnügungstätten hätten spontan geschlossen werden müssen. Nichts dergleichen geschah. Die Soldaten, frei nach so langen, schweren Kriegsjahren, wollten sich austoben. Sie waren glücklich, der Hölle entronnen zu sein, etwas Neues gab es für sie in diesem Augenblick noch nicht.

Der Waffenstillstandsvertrag hob die Blockade gegen Deutschland nicht auf. Das war besonders schlimm. Man hatte ausgehalten im Bewusstsein: es muss sein, es ist Krieg. Der Krieg war vorbei, die Grenzen blieben geschlossen, der Hunger blieb. Man konnte nicht einsehen, welche Gründe es gab, ein Volk hungern zu lassen.

Mittlerweile arbeitete die neue provisorische Regierung daran, die «Räte» zu schaffen, die die Leitung des Staates übernehmen sollten. Ich war sehr erstaunt, als ich eines Tages vom Fraueninteressen-Verein angerufen wurde: «Wären Sie bereit, in den Frauenrat einzutreten?» «Ich bin durchaus unpolitisch, vor allem aber nicht kommunistisch», war meine verdutzte Antwort. «Das macht nichts, wir sind aufgefordert, Frauen, die geistige Berufe ausüben und daneben Hausfrauen und Mütter sind, für den Rat zu wählen. Solche gibt es nur wenige, eine der wenigen sind Sie.» So war ich plötzlich mitten im Getriebe, ohne recht zu wissen, wie mir geschah. Der Frauenrat als solcher trat nur insofern in Erscheinung, als er berechtigt und verpflichtet war, Frauen aus seiner Mitte in die politisch funktionierenden Räte zu schicken. So kam ich in den «geistigen Rat», so kam ich in den «Arbeiterrat».

Die Eröffnungssitzung des Arbeiterrates war eine feierliche Veranstaltung in dem grossen Theaterraum des «Deutschen Theaters». Das Parkett war für die Abgeordneten, die Logen und Ränge für die Zuhörer bestimmt. Jeder Platz war besetzt. Wir, die Bürgerlichen – Professor Lotz, eine Volksschullehrerin, deren Namen ich vergessen habe, die Frau von Professor Martin, eine Enkelin des jüdischen Malers Oppenheimer und noch wenige andere – sassen an einem Mittertisch, rechts sassen die Mehrheitssozialisten, links die Unabhängigen, die Revolutionäre. Am Präsidiumstisch sassen Eisner, Auer, Jaffee. Eisner eröffnete die Veranstaltung. Er sprach gut, aber wie ein jüdischer Journalist. Es sprachen noch viele, aber ausser Auer, der jüdisch versippt war, nur Juden. Gustav Landauer mit seinem weiten grauen Havelock, mit seinen feinen Gesichtszügen, durchgeistigt, leidenschaftlich, mit langen, wohlgepflegten Künstlerhänden, eine Christusfigur. Er sagte: «Wir werden die Kirchen in Stätten der Kultur für das Volk umwandeln!» Und das im katholischen Bayern. Damals schon war er vom Tode gezeichnet. Erich Mühsam, wild fanatisch, mit rötlichem Haar und Bart, sprach voll leidenschaftlichem Hass gegen alles Bestehende, gegen alles Bürgerliche. Einer der Delegierten sagte in einer späteren Sitzung von ihm: «Es ist vernichtend, wenn Mühsam spricht; wenn in einem Punkt Einigkeit erzielt werden könnte, dann ballt Mühsam allen Hass zusammen,

der in ihm lebt, und wirft ihn in die Menge, um alles zu zerstören.»

Auch mir erschien er so, nicht aufbauend, nur einreissend.

Vielleicht noch destruktiver als er war ein anderer Redner: Levien, ein Halbbruse. Ich habe ihn in seinem eigenen Kreis, den Unabhängigen, reden hören, und ich habe ihn reden hören vor Akademikern, Professoren und Studenten. Er war in letzter Minute für einen anderen Redner, der von auswärts kommen sollte, eingesprungen. Nie wäre ich sonst hingegangen, nie wäre der Saal sonst so voll gewesen. Was er sagte, war schauerlich: «Wir wollen nichts von euch, nicht einmal überzeugen oder bekehren wollen wir euch. Unser Knie auf eurer Brust, unsere Faust auf euren Augen, auf euerm Tod wollen wir das Neue aufbauen!» Ich habe nicht begriffen, dass alle sitzen blieben und diese Frechheiten mit anhörten. Levien war kein Jude, er sah auch nicht so aus. Aber sein Name, der meist Lewin ausgesprochen wurde, liess ihn überall als Juden gelten.

Dann sprach Toller. Ich habe ihn als jung und sympathisch in Erinnerung. Aber alles in allem hatte ich das Gefühl – und ich sprach es damals schon aus, es ist keine nachträgliche Konstruktion: seine Rede wäre bei der Eröffnung eines Zionistenkongresses möglich gewesen, bei der Eröffnung des Arbeiterrates des Freistaates Bayern war sie eine Unmöglichkeit.

Lange kam es zu keiner richtigen Arbeit. Es wurde viel geredet, ohne ein wirkliches Arbeitsprogramm. Kaum eine Resolution von positiver Bedeutung ist mir in Erinnerung geblieben. In der letzten Sitzung des Arbeiterrates, an der ich teilnahm, herrschte von Beginn an eine unheimlich gespannte Atmosphäre. Die Galerien waren überfüllt, man sah viel Feldgrau. Ob irgendwelche Gründe vorlagen für die feindliche Stimmung, wussten wir nicht. Man hatte das Gefühl, dass den revolutionären Elementen dieser zahme Arbeiterrat mit seiner sozialdemokratischen Mehrheit nicht mehr gefiel, dass sie ihn revolutionärer haben wollten. Kaum erhob sich der Vorsitzende, ein Mehrheits-Sozialist, um die Tagesordnung bekanntzugeben und einige einleitende Bemerkungen zu machen, als von der obersten Galerie der Ruf ertönte: «Schmidt, entweder du verschwindest sofort, oder wir werfen Handgranaten.» Schmidt hörte nicht und sprach weiter, wenn auch seine Stimme merklich zitterte. «Schmidt, wir werfen Handgranaten und du trägst die Verantwortung für alles, was sie da unten anrichten.» Schon beim ersten Drohruf stand Eli neben mir, um mich aus der Gefahrenzone herauszuholen. Ich aber glaubte nicht an den Ernst der Drohung, auch wollte ich

nicht früher gehen als alle anderen. Bei der zweiten Drohung aber verliess Schmidt seinen Platz, und mit ihm zogen alle Mehrheits-Sozialisten hinaus. Zurück blieben nur die Unabhängigen und die Revolutionäre. Ich aber wollte sehen, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden. Ich verliess nur das Parkett und ging in eine der Logen. Eine phantastische Szene spielte sich nun vor uns ab. Gustav Landauer stand mit weit ausgebreiteten Armen auf dem Vorstandstisch. Vor ihm stand Mühsam und schwenkte eine rote Fahne. «Der Arbeiterrat hat sich aufgelöst», rief Landauer, «kommt herunter, ihr auf den Tribünen, nehmt die verlassenen Sitze ein!» Und sie stürzten in Massen herunter, besetzten die leergewordenen Plätze. «Der neue revolutionäre Arbeiterrat hat sich konstituiert», rief Landauer, «er beginnt seine Arbeit.» Eli und ich verliessen den Raum. Es war erschütternd zu sehen, wie ein Mann wie Landauer sich zu solcher politischen Farce hergab. Ein Idealist und Betörter, der nicht sah, welche Bande er führte, wie wenig sie seiner wert war. Das war das Ende meines Daseins als Delegierte des Arbeiterrates.

Auch meine Tätigkeit im geistigen Rat war nicht belangvoller, obgleich es nach der Zusammensetzung dieses Rates hätte anders sein können. Brentano hatte den Vorsitz, er war müde und alt und wusste wohl auch nicht so recht, was er aus dem Rat machen sollte, waren doch fast alle Mitglieder dieses Rates Menschen, die mit der neuen Regierungsform nicht einverstanden waren. Der Rat tagte nur zweimal. Brentano versprach, mit Eisner persönlich Fühlung zu nehmen, um beim nächsten Mal mit klaren Direktiven und einem richtigen Arbeitsprogramm zu kommen. Sein Sekretär, ein jüngerer Mann, schien auch die zweite Sitzung – sie fand im Landtagsgebäude statt – richtig vorbereitet zu haben. Er hatte gerade zu sprechen begonnen, als die Tur aufgerissen wurde und der Stadtkommandant und mehrere bewaffnete Polizisten hereinstürmten. Unser Sekretär wurde verhaftet, uns anderen wurde erklärt, dass wir alle verhaftet seien, dass keiner den Raum verlassen dürfe, dass alle Papiere abzuliefern seien. Da sassen wir alle, ohne zu verstehen, was eigentlich geschehen war. Glücklicherweise hatten die Herren vergessen, dass ein Telephon im Saal stand, das nicht gesperrt worden war. So konnten wir denn wenigstens mit unseren Angehörigen telephonieren, ihnen mitteilen, was geschehen war. Ich weiss noch, mit welcher Ruhe dies alles vor sich ging. Es waren ja auch Menschen, die Haltung zu wahren wussten, so z.B. Professor Friedrich von Müller, der bedeutende Internist, Professor Thiersch, der bekannte

Architekt. Wir waren wohl kaum mehr als dreissig Personen. An diesem Abend kam es zu keiner ernsthaften Arbeit mehr.

Endlich gegen zwei Uhr nachts erschien wieder bewaffnete Polizei; wir mussten alles Geschriebene abliefern, die Männer wurden auf Waffen untersucht, wir waren frei. Wie wir später erfuhren, soll der junge Sekretär Brentanos gegenrevolutionäre Pläne ausgearbeitet haben, die dem «Geistigen Rat» an diesem Abend vorgelegt werden sollten. Ob das auf Wahrheit beruhte, haben wir nie erfahren. Das Drama Eisner ging auch seinem tragischen Ende entgegen. Am 21. Februar 1919 wurde Eisner auf dem Wege zum Landtag erschossen. Er hatte vorgehabt, seine Ämter niederzulegen, oder besser gesagt, sie der neuen Regierung zu übergeben, vielleicht, um sie wieder offiziell und legal zu übernehmen. Er kam nicht mehr dazu, er lag tot auf der Strasse.

Im Landtagsgebäude, wo man ihn erwartete, wirkte die Nachricht von seiner Ermordung wie eine Bombe. Auer wurde schwer verwundet, ein anderer erschossen; dann aber bekamen die Kommunisten die Oberhand. Sie sprengten die Sitzung, sie besetzten alle wichtigen Punkte, nun war die Revolution da. Es war ein Wahnsinn, was hier in München geschah. Das schreckliche Ende konnte nur eine Frage von Wochen sein. Wir lebten mitten in diesem Wirbel und seinen Schrecken und waren uns der Gefahren immer bewusst. Auf der Strasse standen überall bewaffnete Arbeiter mit roten Armbinden, Lastwagen mit Bewaffneten sausten vorbei. In der Dunkelheit waren die Strassen für alle, die keine besonderen Ausweise hatten, gesperrt. Niemand konnte die Stadt ohne besondere Genehmigung verlassen. Die Menschen standen in Gruppen beieinander und diskutierten wild.

Für Eisner wurden grosse Trauerfeiern veranstaltet. Auf Befehl der Räteregierung läuteten am Karfreitag alle Kirchenglocken für den Juden Eisner. Man muss aus einem katholischen Lande sein, um ermessen zu können, welch Sakrileg dies bedeutet: von Gründonnerstag bis Mitternacht vor Ostersonntag, wo die Glocken die Auferstehung verkünden, darf keine Kirchenglocke läuten. (Nach alter Sage sind alle Glocken in Rom, um dort neu geweiht zu werden.) Wir fühlten, das musste Folgen haben.

Es wurde unheimlich um uns. Ich dachte daran, die Pessach-Tage mit den Kindern in Starnberg zu verbringen. Aber Eli wollte und konnte nicht fort. Es war ein aufregender Seder-Abend. Agnon, der grosse hebräische Dichter, war unser Gast. Schon hörte man, dass die «Weissen» unter Führung der Republikanischen Regierung anrückten. Innerhalb der Stadt

gab es eine Anzahl von Gruppen, die nur auf ein Zeichen warteten, um loszuschlagen, um der «Spartakistenregierung», wie man sie nannte, ein Ende zu bereiten. Es war alles in Spannung, es wurde viel geschossen, aber wir bemühten uns der Kinder wegen, den Seder-Abend wie immer abzuhalten. Nach den Pessach-Tagen brachte ich die Kinder hinaus nach Starnberg, kehrte aber selbst zu meinem Mann zurück. Die «Weissen» rückten heran. Toller sollte die «Roten» zum Kampf organisieren. Die «Schlacht bei Dachau», so erzählten uns grosse rote Plakate, war ein glänzender Sieg der Roten. Man glaubte, einen der vielen Siegesberichte aus dem Weltkrieg zu lesen.

Immer enger wurde der Gürtel um München, immer beklommener das Herz der Führer. Jetzt dachten sie daran, Geiseln zu holen, um ein Druckmittel gegen ihre Angreifer in der Hand zu haben. Und wirklich, einige tausend Geiseln, führende Menschen aus dem Adel und Bürgerstand, wären ein Pfand gewesen, das viel bedeutet hätte. Aber das hätte man verstehen müssen, wissen, wer wichtig, wer einflussreich ist. Die Arbeiter verstanden nicht zu befehlen, nicht mit eiserner Gewalt ihr Ziel zu erreichen. Mochten sie auch noch so bewaffnet sein, ein energischer Befehlston imponierte ihnen immer. So drangen sie in die Villa von Professor Friedrich von Müller ein, um ihn als Geisel zu verhaften. Er trat ihnen ruhig entgegen. «Wohnt hier der Dr. Müller?» «Nein», sagte er, «macht, dass ihr hinauskommt.» Sie entschuldigten sich und gingen. Die Geiseln, die sie nahmen, waren harmlose, einflusslose Leute, die ohne Bedeutung waren. Es war ihnen eine Liste in die Hände gefallen, wie es hiess, von Antirevolutionären, auch eine Liste von Ärzten, die im Fall von Zusammenstössen und Verwundungen ihre ärztliche Hilfe versprochen hatten. Dr. Edingers Name stand darauf. Er wurde geholt. In ihrer Verzweiflung rief seine Frau all ihre Freunde um Hilfe an, keiner tat etwas. Nur Eli ging direkt ins Landtagsgebäude und erklärte, er käme als Anwalt für den festgenommenen Dr. Edinger. Nach kurzem Gespräch erklärten sie ihm: «Wenn du dich für ihn interessierst, so gehörst du zur selben Partei.» Und sie behielten ihn da. Sie brachten ihn zu Dr. Edinger ins Zimmer, setzten zur Bewachung einen Posten hinein, der tat, als ob er Zeitung lese, aber doch genau hinhörte, worüber sich die beiden unterhielten. Die Stunden vergingen. Eli wusste, dass ich ihn in diesen unruhigen Tagen sicher aus der Kanzlei abholen würde. Um mir jeden Schrecken zu ersparen, gab es für ihn nur eins: er musste um ein Uhr auf der Kanzlei sein. Er verlangte dringend von dem Posten, ihn noch einmal denen vorzuführen, die ihn hierbehalten hatten. Da er

energisch genug forderte, so erfüllte der Posten sein Verlangen und führte ihn in den Sitzungssaal. Auch hier trat er sehr energisch auf. Er sagte ihnen, dass sie keinerlei Recht hätten, ihn, einen Anwalt, der in Ausübung seines Berufes hierhergekommen sei, zurückzuhalten. Auch sein Klient sei zu Unrecht da, auch für ihn verlange er sofortige Entlassung. Er spürte, dass sie unsicher wurden, nochmalige Forderung genüge, und er war entlassen, aber nicht Dr. Edinger. Auf die angstvollen Fragen von Frau Edinger, was nun mit ihrem Manne sei, versicherte er ihr: «Den hole ich morgen auch heraus.» Er hat ihn in der Tat am nächsten Tag herausgeholt. Keine Stunde zu früh, denn am selben Tag wurden auf Leviens Geheiss alle Geiseln erschossen.

Nun standen die «Weissen» schon vor den Toren Münchens. Man hatte alles bewaffnet, was sich bewaffnen liess. Man hatte die russischen Kriegsgefangenen herausgeholt, sie aufgefordert, mitzukämpfen. Ihr Lagerobmann, ein Jude, verbot allen Gefangenen zu kämpfen, sich in den Bürgerkrieg eines fremden Landes einzumischen. Als trotz seines Protestes die armen russischen Gefangenen bewaffnet wurden, verlangte er, dass man ihm wenigstens seinen Protest bestätige. Das hat ihm später das Leben gerettet. Jetzt aber, da es ernst wurde, da Tausende bewaffnet waren, erkannten die sogenannten Führer, was sich zu entwickeln begann: ein Blutvergiessen ohne Sinn und Zweck. Jetzt liess Toller Aufrufe anschlagen: «Legt die Waffen nieder, Blutvergiessen ist zwecklos.» Schon aber hatte der Kampf begonnen. Ununterbrochen knatterten die Maschinengewehre, dazwischen dröhnten Kanonenschüsse. Man konnte nicht mehr auf die Strasse, Telephonverbindungen waren unterbrochen. Und nun kamen noch Flieger. Während des ganzen Krieges hatten wir in München keine Flieger gesehen, nun kreisten sieben über der Theresienwiese. Auf einmal wurde es in unseren Strassen ruhiger. Wir lugten hinaus: ein Mann stand gegenüber, er legte sein Gewehr an, auf wen er anlegte, konnten wir nicht sehen. Wenige Augenblicke später kam ein Offizier der «Weissen» die Strasse entlang, den Revolver in der Hand, langsam, vorsichtig, Schritt für Schritt. Unser Viertel war von den «Weissen» erobert. Es wurde ruhig und friedlich.

Aber in vielen Vierteln der Stadt wurde noch gekämpft, von den Dächern geschossen. Viele Unbeteiligte sind ums Leben gekommen. Verirrte Kugeln töteten viele in ihren Wohnungen, trafen viele, die schnell die Strasse überqueren wollten. Aber dies alles war nichts gegen die furchtbare Zeit, die nun anbrach. Die «Weissen» verstanden den Terror, sie scheuten vor nichts zurück. Wer in den ersten aufgeregten Tagen in

ihre Hände fiel, wurde sicher erschossen. Eine meiner Patientinnen, die drei Söhne im Feld gehabt hatte, erzählte mir von den Schrecken in ihrem Hause: es soll vom Dach geschossen worden sein, zwei sechzehnjährige Jungen wurden heruntergeholt, sofort im Hof an die Wand gestellt und erschossen. Einer meiner Patienten, ein ganz unpolitischer Mann, hatte einen schreienden Verwundeten in seine Wohnung getragen. Die «Weissen» holten ihn, nahmen meinen Patienten auch gleich mit – als Zeuge, dachten er und seine Frau. Als er am nächsten Morgen nicht heimgekehrt war, fragte die Frau nach ihm: «Schon verschartt», sagte man ihr. «Vielleicht war er unschuldig, aber gestern hatten wir keine Zeit zu prüfen.» Wie viele so umgebracht wurden, hat keiner erfahren. Es war schrecklich.

Levien war mit einem Flugzeug entkommen, Landauer wurde entdeckt und erschlagen. Toller, Mühsam, Levine, Fechenbach wurden gefangen genommen und, da schon wieder mehr Ruhe eingetreten war, vor einem Gericht abgeurteilt. Lange Zuchthausstrafen, nur Levine wurde zum Tode verurteilt. Ihn hatte man von Heidelberg, wo er studierte, zur Unterstützung der Revolution gerufen. Er war gekommen, um einer Sache zu helfen, die ihn nichts anging. Das bewirkte seine Verurteilung.

Eli wurde hinaus nach Stadelheim gerufen. Jener Russe, der Obmann des Gefangenenlagers, war geholt worden. Eli sollte ihn retten. Das war eine viel gefährlichere Aufgabe, als mit den Roten zu verhandeln. Das waren brutale Kerle, die sich als Sieger fühlten, die voll Hass waren gegen Kommunisten, Spartakisten, Bolschewisten, voll Hass auch gegen die Juden. Es war ein entsetzlicher Tag für mich. Ich wurde immer ruheloser. Der Nachmittag rückte heran. Ich hielt es zu Hause nicht mehr aus, wollte in die Kanzlei, um Siegbert Feuchtwanger, Elis Sozium und Vetter, eventuell nach Stadelheim mitzunehmen – da kommt mir eine Droschke mit zwei müden, erschöpften Menschen entgegen: Eli und der Russe. Eli hatte ihn freibekommen, das Dokument seines Protestes gegen das Mitkämpfen der russischen Gefangenen hatte ihn gerettet. Es lag nichts gegen ihn vor, und er war ja schliesslich ein Kriegsgefangener unter völkerrechtlichem Schutz. Ein starker Kaffee, ein guter Kognak halfen ihm über die Aufregung hinweg. Er hatte eine furchtbare Nacht hinter sich. Mit dem Gesicht zur Wand hatte er die ganze Nacht stehen müssen. Man war auch reichlich grob gegen Eli gewesen, aber er hatte sein Ziel erreicht, der Russe war gerettet. Er ist nach Russland heimgekehrt, wir haben nie wieder von ihm gehört.



Langsam verebbten die Schrecken, es wurde ruhig in der Stadt, ruhig im Haus, das normale Leben kehrte wieder. Ich habe mich oft gewundert, wie schnell der Mensch sich trotz aller Schrecken, die er erlebt, wieder zurechtfindet, sich auf den Trümmern neu einrichtet und sein Leben weiterlebt. Als es wieder möglich war, die Stadt zu verlassen, die Eisenbahn zu benutzen, habe ich natürlich sofort die Kinder aufgesucht. Sie hatten auch ihren Teil an der Revolution erlebt. Die «Weissen» waren über Starnberg gekommen. Es waren Soldaten bei uns einquartiert, die mit den Kindern die Brot- und Nudelration teilten, ohne die es wirklich knapp genug zugegangen wäre. Sie hatten viel zuviel von Morden und Erschiessungen gehört, und ich war froh, durch meine Anwesenheit vieles in den Kinderköpfen zum Vergessen zu bringen, was tagelang den einzigen Gesprächsstoff gebildet hatte.

## SCHWERE NACHKRIEGSJAHRE

Das Leben ebte in sein normales Bett zurück, und doch war es nicht mehr wie zuvor, und wurde auch nie mehr so. Es hatte ja immer Antisemitismus gegeben, mehr oder weniger laut, mehr oder weniger aggressiv. Nun war die Stimmung gegen die Juden allgemein. Man hatte Unruhen erlebt, bei denen Juden – viel zu viel Juden, für Böswillige *nur* Juden – an der Spitze standen. Von Russland drangen Berichte von entsetzlichen revolutionären Geschehnissen herüber, die das Zarenreich zum Bolschewikenstaat verwandelten. Und wieder Juden, viel zuviel Juden unter den Führenden. In Ungarn hatte unter dem Juden Bela Kuhn der Umsturz blutig eingesetzt. Was Wunder, dass man in allen Juden Umstürzler, Kommunisten, Terroristen sah. Man übersah, vielleicht aus Unkenntnis, vielleicht aus bösem Willen, dass die Mehrzahl der Juden kapitalistisch eingestellte, sehr ordnungsliebende Bürger waren, für die die kommunistische Revolution ein grösseres Schreckgespenst war als für den deutschen Arbeiter und Kleinbürger. Es war zum Teil Unkenntnis, zum Teil das Bedürfnis, den Schuldigen zu finden für die Niederlage, für die Trostlosigkeit und die Öde des Daseins. Alle Nichtdeutschen waren Feinde, und die Juden waren die, an denen man seine feindlichen Gefühle ungestraft auslassen konnte. Ein Vetter, der aus dem Felde zurückkam, ein Leutnant, erzählte mir, dass seine christlichen Kameraden gesagt hatten: «Wenn es jetzt gegen die Juden ginge, da wür-

den wir alle mitmachen.» Vergessen waren die Jahre der Kameradschaft im Felde, geblieben der Hass gegen die, die ihnen die Epauletten heruntergerissen hatten; das waren für sie die Juden, wenn es auch tausendmal echte Deutsche gewesen waren. Ein jüdischer Student, der den «Weissen» in die Hände gefallen war und der sich ausweisen sollte, hatte als Referenz Dr. Elias Straus angegeben. «Solche jüdischen Referenzen werden Ihnen wenig nützen», war die Antwort. Der Antisemitismus in einer neuen, ganz erschreckenden Form begann sein Haupt zu erheben. Doch damals verstanden wir noch nicht, zu welchem Ungeheuer er sich auswachsen würde.

Wir empfanden es vor allem als grosses Glück, dass Friede war, dass das Morden an den Grenzen aufgehört hatte, dass innerhalb Deutschlands Ruhe, Gesetz und Ordnung herrschten. Aber als ob die gequälte Menschheit auch jetzt nicht zur Ruhe kommen sollte, setzte das furchtbare Sterben durch die Grippe ein, die mit unheimlicher Macht wütete. Besonders junge Frauen wurden dahingerafft; wenn sie schwanger waren und die Krankheit sie ergriff, gab es kaum eine Hoffnung für sie. Je gesünder und kräftiger jemand war, umso sicherer wurde er eine Beute des Todes. Auch Elis Bruder Albert fiel der Grippe zum Opfer. Eine ganz besondere Tragödie: vier Jahre war er im Felde, hatte die schwere Schlacht bei Tannenberg mitgemacht, hatte den Feldzug gegen Rumänien unter Mackensen miterlebt. In Rumänien war er dann zur Organisation der Landwirtschaft abkommandiert worden, in eine Tätigkeit, die ihm und seinen Fähigkeiten so ganz entsprach; denn er war ja nicht nur Landwirt, er war ein glänzender Organisator und ein kaufmännisch geschulter Kopf. Seine Aufgabe war es, einen möglichst hohen Ernteertrag zu schaffen, von dem ein Drittel der Bevölkerung zufiel, ein Drittel für das Militär und der Rest für die hungernde deutsche Heimat bestimmt war. Bei Kriegsende fürchteten wir, dass er mit dem ganzen Heer in Gefangenschaft geraten sei. Wie froh waren wir, als wir ein Telegramm erhielten: «Gerettet, bin auf deutschem Boden.» Man hatte ihn herausgeschickt, um die Goldsumme zu retten, die bei der Heeresgruppe in Rumänien verblieben war. Er hatte das Gold auf dem Körper getragen und so glücklich über die Grenze gebracht. Das war sicherlich eine grosse Anstrengung. Dazu kam, dass er schon im Zug nach Berlin hohes Fieber bekam, so dass er nicht zu Frau und Kind nach Hamburg Weiterreisen konnte. In Berlin blieb er im Krankenhaus. Als seine Frau zu ihm kam, war er schon bewusstlos und starb, ohne sie erkannt zu haben. Die arme Frau hatte ein halbes Jahr glücklich mit ihm zusammengelebt, dann vier

Jahre in schwerer ständiger Sorge und Aufregung verbracht, und nun war er ihr kurz vor der glücklichen Wiedervereinigung für immer entrissen worden. Sie hat diesen Schlag nie verwunden. Sie blieb mit ihrem kleinen Sohn bei ihren Eltern und hat nicht wieder geheiratet. Albert war von früher Kindheit an Elis Lieblingsbruder gewesen. Er war klug, tüchtig und ein gerader, ehrlicher Charakter. Er hatte früh seinen Weg aus der Banktätigkeit zur Landwirtschaft gefunden, in einen Beruf, den es damals unter Juden kaum gab. Wir hatten immer erwartet, dass er mit seiner Ausbildung, seiner aussergewöhnlichen Tüchtigkeit einmal führend und vorbildlich in Erez Israel arbeiten würde. Alles das ist mit ihm ins Grab gesunken. Es war eine neue, schwer empfundene Lücke im Geschwisterkreis.

Es gab vieles, was uns erfüllte. Für uns Frauen war eine neue Zeit angebrochen, wir hatten mit einem Schlag aktives und passives Wahlrecht erhalten, wir hatten bei der neuen politischen Gestaltung Deutschlands mitzubestimmen. Solche plötzliche Vergünstigungen sind oft Danaergeschenke. Sicher haben wir Frauen, genau wie der Durchschnittsmann, viele Fehler gemacht, bis wir zu verstehen angingen. Der Verein für Frauenstimmrecht versuchte, die bürgerlichen Frauen ins politische Leben einzuführen. Bei der Arbeiterfrau übernahm das die Partei, die sie so ganz absorbierte, dass sie für Frauenfragen, die uns interessierten, keinerlei Verständnis aufbrachte.

Ich erinnere mich noch, dass ich damals in einer grossen Wahlversammlung der Demokratischen Partei auftrat. Ich war eine von vier Rednern, das heisst, die anderen drei waren Männer. Ich habe keine Ahnung mehr, was ich damals geredet habe. Ich war und bin auch heute ein unpolitischer Mensch, stehe vielen politischen Problemen verständnislos gegenüber. Trotzdem durfte ich, gerade als Frau, es nicht ablehnen zu reden. Ganz im Innern aber habe ich oft an ein Wort eines Schulprofessors gedacht: «Zwei Arbeiter können einen Bismarck überstimmen.» Ich modelte es um in: «Zwei Dienstmädchen können den bedeutendsten Gelehrten überstimmen.» Oft musste ich in den Jahren 1931 und 1932, als wir immerzu zur Wahlurne gingen, daran denken. Meine beiden Mädchen, einfache, grundständige Menschen, wussten nie, was sie an der Wahlurne tun sollten. Meine Köchin kam zum Beispiel heim und fragte mich: «Gelt, Frau Doktor, Hitler ist doch ein Jude?» Späterhin erklärte sie mir, sie ginge nicht mehr zur Wahl; jeder drücke ihr einen Zettel in die Hand, und sie gebe sicher immer den falschen ab. Die katholischen Mädchen waren vom Pfarrer besser instruiert. Einmal fand ich im Brief-

kästen einen an meine sehr fromme Köchin gerichteten Zettel: «Vergiss nicht, wenn Du auch bei Juden dienst, Deine Pflicht als katholisches Mädchen zu tun. Wähle, aber wähle nur Bayrische Volkspartei.» Ein zweites, sehr wichtiges, hatte die Republik uns gebracht: das Proportionalwahlrecht für alle öffentlichen Körperschaften, auch für die jüdischen Gemeinden. Es konnten zum ersten Mal auch Zionisten in die Gemeindevertretung gewählt werden. So kam Eli in die Gemeinde, wo er bald als Vizepräsident und zweiter Vorstand seine grosse und neue Tätigkeit entfaltete. Ihm gelang es schrittweise und zielbewusst, die Kultusgemeinde in eine Volksgemeinde umzuwandeln. Er eröffnete das Wohlfahrtsamt der Gemeinde, das von seiner Gründung an unter seiner Leitung blieb. Trotz anfänglicher Gegnerschaft brachte er langsam die Gemeinde dazu, anzuerkennen, dass es ihre Pflicht und ihre Aufgabe sei, die Fürsorge für die armen Gemeindemitglieder zu übernehmen, dass ein bestimmter Prozentsatz der Steuereinnahmen diesem Zwecke zugeführt werden müsse. Er verlangte, dass die Gemeinde auch für die Erziehung und die kulturellen Bedürfnisse ihrer Mitglieder Sorge. Eine jüdische Bibliothek wurde eröffnet, die jüdische Volksschule unterstützt, die jüdische Sprachschule eingerichtet. Alle Jugendorganisationen bekamen Räume im jüdischen Jugendheim. Mit anderen Worten: Eli verstand es, aus einer stagnierenden Gemeindestube ein frisches, jüdisches Leben zu gestalten. Daneben war er noch der Dezernent für die Finanzen. Es gab Kampf, aber das machte ihm Freude, und bald war seine Stellung so, dass sein Einfluss entscheidend war. Wenn er etwas ernsthaft durchsetzen wollte, so trat ihm keiner mehr hindernd in den Weg.

Für mich war es allerdings eine sehr geteilte Freude, ihn so ganz in seiner Gemeindegarbeit aufgehen zu sehen. Die Arbeit verschlang ihn, raubte ihn uns, der Familie. Mit Bedauern sah ich, wie selten er noch Zeit für die Kinder hatte, wie sehr ich dafür sorgen musste, dass die Kinder ihn nicht störten, wenn er müde und abgearbeitet nach Hause kam. Denn diese ganze Arbeit ging ja neben dem Beruf einher, neben vielen anderen Ämtern: Er blieb noch Vorstand der zionistischen Ortsgruppe, war Vorstand des zionistischen Gruppenverbands; er war im Bayrischen Landesverband der Jüdischen Gemeinden, später im Reichsverband – langsam verschlang ihn die Arbeit. Mir tat es besonders leid, dass es Gemeindegarbeit und nicht zionistische Arbeit war. Oft sprachen wir darüber. Ich empfand diese Arbeit als vergänglich gegenüber der zionistischen Arbeit, die jetzt, nach der Balfour-Deklaration, noch weit mehr als zuvor eine aufbauende war, eine, die für die Zukunft wirkte.

Eli gab mir in vielem recht, betonte aber immer wieder, dass die Zionisten ihm immer nur Propaganda-Arbeit und Sammeltätigkeit zugewiesen hätten, keine schöpferischen, keine produktiven Aufgaben. Und weder Propaganda noch Sammeltätigkeit lagen ihm. Wie sehr er trotzdem fühlte, dass ihm zionistische Arbeit wichtiger und wertvoller war als alle Gemeindegarbeit, wurde uns beiden auf dem Zionistenkongress im Jahre 1925 wieder einmal so recht klar.

Wir hatten auf diesem Kongress viele Palästinenser gesprochen, von der Arbeit gehört, wieviel es zu tun gebe und wie sehr es an Menschen fehle. Damals beschlossen wir, dass Eli nochmals den Versuch machen sollte festzustellen, ob er in Erez Israel leben wolle, leben könne, ob es ein Wirkungsfeld dort gab, das ihn befriedigen würde. Zwei Dinge hatte man ihm angeboten: die Palestine Land Development Co. und die Gründung einer Agrarbank. Nach langer reiflicher Überlegung beschlossen wir, dass Eli allein reisen sollte. Er sollte sich ganz allein entscheiden. Dass ich bereit war, nach Erez Israel überzusiedeln, wusste er, und dass es für mich als Ärztin ein Wirkungsfeld gab, daran zweifelten wir nicht. Es kam einzig und allein darauf an, dass Eli sich wohl fühlte und das Richtige fand.

Anfang Dezember 1925 trat er die Reise an. Fast drei Monate blieb er drüben, sah das ganze Land, sprach alle Arten von Menschen, interessierte sich für das Schul- und Wohlfahrtswesen, sah hinein in die politischen Verhältnisse des Landes, und vor allem interessierte er sich für das, was ihn besonders angehen sollte, für die ökonomische Entwicklung. Da er zwei Monate in dem Büro der Palestine Land Development Company (P. L. D.C.) mitarbeitete, bekam er den besten Einblick in ökonomische Dinge, der vertieft wurde durch Gespräche mit Männern aus dem Wirtschaftsleben, vor allem mit Arthur Ruppin. Das Resultat all dieser Einblicke und Gespräche war, dass er ein Leben in Erez Israel für sich vorerst ablehnte.

Es waren vielerlei Gründe, die ihn zu diesem Entschluss brachten. Erstens sah er keine richtigen Ausbildungsmöglichkeiten für die Kinder. Es hätte also die Notwendigkeit bestanden, sie früh, allzu früh zur Berufsausbildung von Hause wegzugeben. Das wäre uns beiden als schweres Opfer erschienen. Zweitens aber war es die Kleinheit und Enge des Landes, die ihn bedrückte. Eli war bei aller sozialen Einstellung innerlich ein Aristokrat. Eine Gemeinschaft, in der jeder alles von jedem wusste, wissen wollte, in der jeder sich das Recht nahm, in die persönlichen Angelegenheiten des anderen hineinzureden, war für ihn unmög-

lich. Das Unmöglichste aber war ihm, irgendeine öffentliche Stelle anzunehmen. Ruppin bot ihm eine Stelle in der Palästina-Exekutive an. Selbst eine so halboffizielle Stelle wie die Leitung der P. L. D. C. oder den Direktorposten bei einer Agrarbank schlug er aus. «Ich kann mich nicht auf den Kongressen von irgendeiner Partei durch alle Mündel ziehen lassen. Dem einen verdiene ich zuviel, einem anderen gefallen meine Leistungen nicht, der dritte gar verdächtigt mich. Ich muss und will mein eigener Herr sein, nur meinem Gewissen verantwortlich.»

Ich kannte ihn genügend, um zu wissen, dass er recht hatte. Was ich damals ohne Kenntnis des Landes nicht ganz verstand, verstehe ich heute. Eli fand die Art und Form der Arbeit so verschieden von der seinen, dass er sich davor fürchtete, hier irgendwo mitzuarbeiten. Er erklärte es mir an der Arbeit der P. L. D. C. Ohne zu unterschätzen, was und wie es geleistet worden war, sagte er mir: «Sieh, wenn ich die P. L. D. C. übernehmen würde, so müsste ich, um die Gesellschaft für unsere Begriffe real und sicher zu gestalten, mindestens für zwei Jahre jeden Bodenkauf einstellen-, dann allerdings hätte ich ein gesundes Unternehmen, mit dem ich arbeiten könnte.» Er war sich bewusst, welche Aufregung es hervorrufen würde, wenn die Gesellschaft zwei Jahre keine Bodenkäufe tätigte, und irgendwie sah er selbst, dass in diesem Neuland Spekulationen, auch gewagteste, vielleicht notwendig und richtig seien. Aber er war nicht der Mann dafür.

Eine Sache hätte ihn interessiert: das Wohlfahrtswesen im Lande aufzubauen, aber auch das nur als ehrenamtlicher Arbeiter, ohne Bezahlung. Und das glaubte er sich damals mit fünf noch nicht erwachsenen Kindern nicht leisten zu können. Sonst hätte er sich wohl damals schon mit Miss Szold in Verbindung gesetzt. Im Herbst 1932 kam ein Brief von Miss Szold, die ihm diese Stelle anbot. Damals war schon die schwere Krankheit in ihm, die ihn uns so früh raubte. Er schob mir den Brief hin: «Antworte du, ich fühle mich nicht mehr kräftig genug, diese neue Aufgabe zu übernehmen.» So kehrte Eli nach Deutschland zurück, und wir gaben es auf, für uns selbst noch an eine Übersiedlung nach Erez Israel zu denken. So wenig sahen wir die Entwicklung der deutschen Politik voraus.

Doch ich bin weit vorausgeeilt. Noch lebten wir in den Jahren 1919/1920. Noch war es auf Schritt und Tritt zu spüren, dass vier Jahre Krieg hinter uns lagen, dass wir noch immer hungerten. Ich sah es bei meinen Patientinnen, dass Schweres auf ihnen lastete. Die Männer, die zurückkamen, waren anders als die, die vor vier Jahren ausgezogen waren. Sie waren

erschöpft, nervös, reizbar, nicht mehr an eine stetige Berufsarbeit gewöhnt. Aber auch die Frauen, die sie bei ihrer Heimkehr wiederfanden, waren anders als die, die sie vor vier Jahren verlassen hatten. Die Frauen, die so plötzlich die Arbeit ihres Mannes hatten übernehmen müssen, die sie vier Jahre getan und sehr gut getan hatten, waren selbständige Persönlichkeiten geworden, die sich nicht mehr nur in Haus und Küche zurückschicken liessen. So mussten Ehetragödien entstehen, und eine grosse Welle von Ehescheidungen setzte ein, wie sie Deutschland noch nie gekannt hatte, und das gerade in den unteren Schichten, wo man trotz aller Zwickigkeiten beieinander ausgeharrt hatte.

Dazu kam die Arbeitslosigkeit. Was sollte mit den Millionen zurückströmender Soldaten geschehen? Ein törichtes Gesetz bestimmte, dass kein Mann gezwungen werden könne, in einem anderen Beruf zu arbeiten als in dem, in dem er früher gearbeitet hatte. Konnte er in diesem Beruf keine Arbeit finden, so durfte er «stempeln» gehen, das heisst, er bekam seine Arbeitslosenunterstützung. Was nach Wohltat aussah, wurde Verhängnis. Der Mann, der stempeln ging, verlor im Hause seine Stellung als Familienoberhaupt. Frauen, Mädchen fanden immer Arbeit in den Häusern als Waschfrauen, Putzfrauen, Dienstmädchen. Der kleine Junge fand Arbeit als Lehrling. Der Mann war untätig; wenn er lange ohne Arbeit war, lohnte es nicht mehr, aus dem Bett aufzustehen. Man zerriss nur Kleider und Schuhe und wurde hungrig beim Herumlaufen. Wie oft klagten mir die Frauen, dass der Mann so gar nichts tue, aber auch ihnen die Hausarbeit nicht abnehmen wolle.

So wuchs die Unzufriedenheit im Volk, der Boden war vorbereitet für eine Saat, wie Hitler sie säte und die zu furchtbarer Ernte aufgehen sollte. Dazu kam die Inflation, die von Tag zu Tag anschwell und das Geld, das man in Händen hatte, wertlos machte. Während der ganzen Kriegszeit waren zwar alle Waren knapp gewesen, aber die Preise waren kaum gestiegen. Jetzt setzte eine Geldentwertung ein, die uns allen – ausser den Sachverständigen – völlig unbegreiflich war. Sie setzte schon im Jahre 1920 ein, um von Jahr zu Jahr ins Unermessene zu steigen. Einen Haushalt mit einem Haushaltsbudget richtig zu führen, war unmöglich geworden. Am Vormittag bis zwölf Uhr konnte man eine bestimmte Ware für eine bestimmte Summe Geldes kaufen. Um zwölf Uhr schlossen alle Geschäfte, und wenn um drei oder vier Uhr wieder geöffnet wurde, waren alle Preise gestiegen. Alle Leute mit festem Gehalt konnten am Zahltag fast nichts mehr mit dem Gelde kaufen, das ihnen für einen Monat Arbeit ausgezahlt wurde.

Wir Ärzte waren besonders schlimm daran: man war nicht gewohnt, dass der Patient nach jeder Sprechstunde dem Arzt in bar bezahlte. Die Kasse hatte vierteljährliche Abrechnung. Mit dem ausbezahlten Geld konnte man gerade noch eine Semmel kaufen. So traten wir in den Streik. Nicht, dass wir nicht behandelten, das wäre unärztlich gewesen, aber wir verlangten von jedem Kassenpatienten sofortige Bezahlung nach der Kassentaxe und stellten dem Patienten für das erhaltene Geld eine Quittung aus. Das konnte dann der Patient sich an der Kasse wieder auszahlen lassen. Wir aber hatten zum ersten Mal wieder Geld zum Einkauf in der Hand.

## SOMMERFREUDEN IN STARNBERG

Wir persönlich waren nicht so schlecht dran wie die meisten anderen. Es waren Geld und Einnahmen da, man gab aus, was nötig war, in der Hoffnung, dass es einmal wieder besser werden müsse. Ausserdem hatten wir einige gute Freunde, Kaufleute, die die Entwicklung voraussahen. Sie brachten mir Wäsche und Kleiderstoffe, denn sie wussten, dass diese Dinge unerschwinglich werden würden. Elis Hilfsbereitschaft und Güte allen Menschen gegenüber trug Früchte. So waren wir selbst nicht nur gut versorgt, wir konnten auch den Geschwistern manches zukommen lassen. Es war wieder Friede und Frohsinn im Hause. Eli war gesund, oder doch fast gesund, die Kinder wuchsen zu unserer Freude heran.

Das Haus in Starnberg mitten im Grünen liess die Kinder sich ganz anders entwickeln, als wenn sie nur in der Stadt grossgeworden wären. Sie lebten ganz in der Natur, sie halfen mir im Gemüsegarten, sie säuberten mit mir die Beete von Unkraut, sie gingen hinaus zum Beeren-suchen, und mit Körben und Rucksäcken bewaffnet, streiften wir durch die Wälder, um Pilze zu pflücken. Sie schwammen im See und ruderten, sie waren glückliche Kinder, denen nichts fehlte.

Einmal, erinnere ich mich, waren mehrere Frauen bei mir, und sie bedauerten ganz allgemein, wie schlecht es die armen Kinder heute hätten, wie schlecht das Essen, wie minderwertig die Kleidung. Als sie fort waren, fragte mich meine Älteste: «Sag mal, Mutti, was haben all diese Frauen geredet? Gab es wirklich einmal für Kinder eine schönere Zeit als die unsere?» Ja, sie hatte recht, es kam nicht darauf an, was von aussen kam, die Atmosphäre des Hauses war entscheidend, wo es Wärme



und Liebe gab und viel Fröhlichkeit. Immer gab es einen frohen Kinderkreis, verwandte Kinder verbrachten die Ferientage bei uns, Nachbarkinder spielten mit in unserem Waldgarten, und manchmal kamen in grossen Scharen die «Blau-Weissen», Mädchen und Jungen, für einen Nachmittag zum Spiel auf der Wiese, oder sie übernachteten drüben im Hausmeister-Häusl, das gerade leer stand. Ihre frohen Stimmen klangen herauf aus dem Gehölz, aber sie störten nicht, so gross waren Garten und Wald.

Welch schöne Feste feierten wir da draussen. Das schönste Fest war stets Vaters Geburtstag, der in den Sommer fiel. Immer hatte ich etwas für die Kinder gedichtet, das ihnen nach Alter und Art angepasst war. Der vierzigste Geburtstag war besonders nett. Jedes der vier Kinder stellte eines der vier Jahrzehnte des Vaters dar, und Isa, damals neunjährig, schloss: «Was soll das fünfte Jahrzehnt dir nun bringen? Allem Wollen ein schönes Gelingen, allem Hoffen ein gutes Gedeihn, vielleicht noch ein zweites Brüderlein.» Ja, das zweite Brüderlein brachte es wirklich noch, aber eine Reihe von Jahren später.

Oder wir führten drunten im Wald in lebenden Bildern die Geschichte des kleinen Samuel auf, während der Sprecher die Worte der Bibel dazu rezitierte. Die blonden christlichen Nachbarkinder spielten selbstverständlich mit. Ein anderes Mal, es war zum fünfzigsten Geburtstag, war es ein kleines Schauspiel, ein Tag aus dem Leben des Dr. Straus, das wir auf führten. Soll ich's Komödie, soll ich's Tragödie nennen? Es war der Form und dem Inhalt nach eine kleine Komödie, aber es schimmerte die Tragödie seines Lebens hindurch. Die Tragödie des Menschen, der sich zu viel aufgeladen hat, dem man immer noch mehr aufbürdet und der nicht mehr zu einer Ruhe und zu einem Lebensgenuss kommen konnte. Vielleicht waren seine einzigen ruhigen, friedvollen Tage noch die Feiertage draussen in Villa Waldfried.

Ich glaube, keines unserer Kinder wird die von Ruhe erfüllten Rosch-Haschana-Tage in Starnberg vergessen. Feierstimmung im ganzen Haus und der angenehme Duft von Kuchen und gutem Essen, der zum Feiertag gehört. Der Vater versammelte alle Hausgenossen zum Morgen-Gottesdienst. Er leinte die Sidra, die Hafthara, er blies das Schofar für uns – ein neuer Ton für Starnberg, wo es höchstens einige Juden in Mischchen gab, keine wirklich sich als Juden empfindenden Menschen, bis auf Arnold Zweig, der sich nach dem Krieg dort angesiedelt hatte und zwei Jahre lang fast täglich unser Gast zu anregenden und auch wilden Diskussionen war.

Oder wir schmückten die Sukkah, die nach der Waldseite als kleines Gartenhaus der Villa angebaut worden war, mit abnehmbarem Dach. Diese acht Sukkoth-Tage waren immer die letzten Tage in Starnberg, und sowohl der Gemüsegarten als auch der Blumengarten wurden völlig geplündert zum Schmuck unserer Hütte. – Auch die schönen Frühlingstage, Schwuoth zum Beispiel, feierten wir draussen. Der Garten lieferte den Blumenschmuck, und der kleine Ernst steckte noch ein grünes Zweiglein in jedes Schlüsselloch, «damit es überall Schwuoth sei». Pesach feierten wir in München, und das war fast das einzige Mal im Jahre, dass die Kinder in eine Synagoge kamen. Im Allgemeinen verlegten wir das Beten ins Haus, in den Familienkreis, was das Religiöse intimer gestaltete und es mehr in das Familienleben einbezog. Ich versuchte es überhaupt, das Elternhaus für die Kinder zum Mittelpunkt zu gestalten. Wir lasen fast täglich gemeinsam: Klassiker, Novellen, Kinderbücher und gute Romane. Ich gab so den Kindern nicht nur die Möglichkeit, gute Bücher frühzeitig kennen und schätzen zu lernen, ich gab uns dadurch die Möglichkeit, im Anschluss an das gemeinsam Gelesene über viele Dinge ganz selbstverständlich zu sprechen. So erinnere ich mich noch daran, wie das Buch «Die Doktorfamilie im hohen Norden» mir Gelegenheit gab, mit den Kindern über Christus und Christentum zu sprechen, wie Selma Lagerlöfs «Jerusalem» uns zum Thema Toleranz und Fanatismus brachte.

Den «Jugendbund», der die Kinder so leicht dem Elternhaus entfremdet, versuchte ich dadurch zu neutralisieren, dass ich unser Haus in Starnberg und unsere Wohnung in München der Gruppe zur Verfügung stellte. So sah ich, was vorging, konnte unauffällig eingreifen. Als meine Töchter schon selbst «Führerinnen» geworden waren, berieten sie ganz selbstverständlich die Gestaltung der Heimabende, der Freitagabende und die Auswahl der gemeinsamen Lektüre mit mir. Ich glaube auch, dass es mir gelang, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern noch harmonisch und schön zu erhalten in einer Zeit, in der in vielen Häusern dieses Verhältnis schon schwierig geworden war. Denn das, was ich bewusst zu erreichen versuchte, das unterstützte Eli viel weniger bewusst und gewollt, einfach durch sein Dasein, durch seine Persönlichkeit, die respektgebietend auf die Kinder wirkte und in ihrer Wärme sie in Liebe umfasste.

Die Jahre im Krieg, die Jahre nach dem Krieg, die Inflationszeit waren so mit Arbeit angefüllt, dass es nicht einfach war, allen Anforderungen gerecht zu werden: vier kleine Kinder waren zu betreuen, zwei grosse

Haushaltungen in Ordnung zu halten. Die Praxis war grösser als zuvor, gutes Personal schwer zu bekommen. Mein Mann war noch sehr schonungsbedürftig – in Zeiten, in denen er sich nicht wohlfühlte, verlangte er, dass ich so viel wie möglich um ihn sei. Und daneben liefen alle sozialen und gesellschaftlichen Verpflichtungen weiter. Dafür war eiserne Gesundheit Voraussetzung.

Es war wohl auch zu viel an körperlicher und seelischer Belastung. Damals war es, dass ich zum ersten Mal spürte, wie mein Herzschlag plötzlich aussetzte. Es waren Extrasystolen, eigentlich eine verhältnismässig harmlose Sache, und doch war es ein Erschrecken, ein erstes *memento mori* für mich. Diese Extrasystolen haben mich nie mehr verlassen, aber ich habe mich an sie gewöhnt; nur wenn sie einmal gar zu schlimm wurden, suchte ich sie zu bekämpfen. Als ich in Nauheim zur Kur war, sagte mir Grödel, der bekannte Herzspezialist, dass er keine Kur für nötig halte, dass ich mich ruhig wie immer betätigen dürfe. So arbeitete ich weiter wie bisher, grub den schweren lehmigen Gartenboden um, machte Touren, auch noch Gletscherwanderungen, und in der Tat, mein Herz verhielt sich anständig, nur dass es gar zu viel aus dem Takt und Gleichmass lief.

Seit dem Jahre 1914 war man innerhalb der deutschen Grenzen eingeschlossen gewesen, hatte man so viel Leid erlebt, so viel Not und Elend gesehen, dass es für Eli und mich wie ein Märchen war, dass uns im Herbst 1920 ein gütiges Geschick nach Italien brachte. Es war Inflation, und mit deutschem Geld, das heisst mit eigenem Geld, ins Ausland zu reisen, wäre unmöglich gewesen. Da bekam Eli einen anwaltlichen Auftrag für Oberitalien. Ein sehr reicher deutsch-englischer Jude hatte vor dem Kriege mit dem Bau einer herrlichen Villa in San Vigilio am Gardasee begonnen. Der Platz war da, das Baumaterial war da, und viel Geld war investiert worden. Nun sollte Eli die Dinge klären. Er forderte kein Honorar, verlangte nur, dass die Reise und der Aufenthalt auch für mich mitbezahlt werden sollte. Und so waren wir plötzlich im herrlichen Herbstwetter am Gardasee, an seinem schönsten Flecken, in San Vigilio, einer kleinen Halbinsel, die in den See hinausragt. Ein entzückendes kleines Hotel, das direkt über dem See lag, und ein von Bramante gebautes, von einem grossen Park umgebenes gräfliches Schloss waren die einzigen Gebäude auf dieser Halbinsel. Wir waren fast die einzigen Gäste in dem Hotel – der englische Lord zählte nicht, er war unnahbar. Deutsche, die sonst die Ufer des Gardasees überschwemmten, waren natürlich nicht da, so gehörte alles uns: das Bad im blauen, milden

Wasser, der sanft ansteigende Höhenzug mit den stillen Zypressen, die entzückende Terrasse, auf der uns ein gutes Essen serviert wurde; es war ein Märchen, und wir waren so glücklich und beschwingt wie seit Jahren nicht mehr.

Wie sonderbar ist doch der Mensch: ein wenig Ruhe und Frieden und herrliche Natur heilen Wunden, die man für unheilbar hält. Verona, schöner denn je – uns wenigstens schien es so –, war noch «geschäftliche Station», aber Venedig war nur Schönheit und Freude. Der Markusplatz fast ohne Fremden, San Marco still und weihevoll. Zwei junge Deutsche trafen wir. Wandervögel? Arbeiterjugend? Ich weiss es nicht. Geld hatten sie keines. Sie hatten sich durch Oberitalien «durchgefochten», hatten im Heu geschlafen. Der Bauer gab Wein und Brot. Ein Weissbrot, wie sie es seit Jahren nicht mehr gekostet hatten. Der eine malte Aquarellskizzen und verkaufte sie, so hatten sie Geld für einige Tage Venedig. Wir freuten uns mit den deutschen Jungen, und Eli gab ihnen das Geld zum Eintritt in den Dogenpalast, zu dem sie sehnsüchtig hinaufgeschaut hatten.

Wir verbrachten Jom Kippur in Venedig. Nach einem guten Essen – es hätte in unserem Geld Tausende gekostet – fuhren wir in der schwarzen Gondel durch stille Kanäle in das Getto. Der Platz im Getto war traumhaft, mittelalterlich. Drei Synagogen stehen auf diesem Platz. Wir wählten die sephardische. Da drinnen war alles enttäuschend. Die Synagoge war voll, aber die Herren kamen mit Stöckchen hereinspaziert, den Füllfederhalter sichtbar in der Rocktasche. Ein Gebetbuch, einen Tallith hatten nur die Vorbeter und die Dajanim an seiner Seite. Man sass da und liess «die da oben» beten und sang mit dem Chor «Amen». Und trotzdem, auch diese hohle Form des Gottesdienstes muss diesen italienischen Juden etwas bedeuten; den ganzen Tag – wir kehrten mehrmals dorthin zurück – war die Synagoge voll von Menschen. Am Markusplatz waren fast alle Geschäfte geschlossen.

Als wir nach vierzehntägigem Aufenthalt mit einigen Lire in der Tasche heimkehrten, hatte ich die Freude, wie einer der raubenden Ausländer durch die Strassen Münchens zu schlendern und Geschenke für die Kinder, die Mädchen und die Freunde einkaufen zu können. Mit einem Dollar konnte man fast einen Laden auskaufen. Dieser Wahnsinn hing mit dem Friedensvertrag zusammen, der nicht erlaubte, dass für In- und Ausländer verschiedene Preise berechnet werden durften. Ich habe in späteren Jahren Holländer getroffen, die mir erzählten, dass sie und viele andere sich um jene Zeit neu eingerichtet hätten. Es war schreck-

lich mit anzusehen, wie Deutschland so ganz gesetzlich geplündert wurde. Nun hatte auch ich einmal den Vorteil davon, nur mit dem Unterschied, dass alles im Lande blieb.

Die Inflation wuchs, die Arbeitslosigkeit nahm zu und mit ihr die Unzufriedenheit. Diese Unzufriedenheit war «Wasser auf die Mühle» der neuen, vorerst bayrischen Partei, deren bisher noch ganz unbekannte Führer Röhm und Hitler waren. Schon hingen jede Woche an allen Litfasssäulen die grossen roten Plakate, die das Auftreten Hitlers ankündigten und die den ständigen Vermerk hatten: «Juden haben keinen Zutritt.» Schon erschien der «Völkische Beobachter» und streute Tag für Tag den Samen des Hasses gegen Juden und «Kommunisten» aus.

In dieser Zeit wurde uns das «zweite Brüderlein» geboren. Wohl selten ist ein fünftes Kind mit so viel Freude erwartet, mit so viel Freude bei seiner Ankunft begrüsst worden wie unser Jüngster, unser Ernst Gabor. Es war wie ein Aufatmen nach langem Druck, wie ein Sieg des Lebens über den Tod. Drei Brüder hatten uns die letzten Jahre geraubt – das Leben ging weiter, erwachte in dem neuen kleinen Wesen, das den Namen unserer beiden Brüder und zugleich den meines Vaters trug. Die grossen Kinder, meine Älteste war schon dreizehn, meine Jüngste sechs Jahre alt, freuten sich mit uns. Eli war so glücklich, wie ich ihn seit Langem nicht mehr gesehen hatte. Kinderaugen und Kinderlachen halfen uns, mehr als sich sagen lässt, das Leben zu ertragen, ja, es immer wieder zu lieben.

Wieder hatte der Tod einen aus dem Geschwisterkreis herausgerissen. Viel zu jung war Elis zweite Schwester, Fanni, mit vierzig Jahren dem Kreis ihrer Familie, ihren sechs Kindern entrissen worden. Sie war ein feiner, gütiger Mensch, viel zu ernst, viel zu schwer, nie mit sich zufrieden. So konnte ihr heiteres Wesen, das sie in den Mädchenjahren besass, nur noch selten durchdringen; nur wenn die Geschwister sich zu einem der vielen Feste bei ihr in Altona versammelten, brach ihr erfrischender Humor wieder durch, zum Erstaunen der Kinder, die diese lachende, fröhliche Mutter gar nicht kannten. Schon in ihrer Jugend war sie bald überströmend fröhlich, bald tief ernst. Sie neigte nicht zu Depressionen, es war vielmehr das Erbe des Vaters, seine asketische Grundeinstellung, seine grossen Anforderungen an den Menschen, die auch in ihr lebten und sie fast erdrückten. Ihr Mann wurde ihrem Wesen nie ganz gerecht. Trotz aller Orthodoxie – er war jahrelang Vorsitzender des Misrachi – schätzte er die Freuden des Lebens, liebte Musik,

Gäste, Geselligkeit. Die «grossen Forderungen» lehnte er ab. Ohne es selbst zu wissen, verglich sie ihn immer mit ihrem Idealbild, dem Vater, oder dem ihr in vieler Beziehung viel adäquateren Schwager, Jakob Rosenheim. Auch die Sorge um ihre sechs wirklich gut geratenen Kinder nahm sie viel zu schwer und hatte darum bei aller Liebe für sie nicht so viel Freude an ihnen, wie sie mit vollem Recht hätte haben können. Sie ist so plötzlich gestorben, dass ihr zum Glück das Bewusstsein und der Schmerz erspart geblieben sind, ihre Kinder in so zartem Alter verlassen zu müssen. Ihre Söhne sind hier im Land, zwei Töchter sind in England. Nur die Älteste und ihre Familie sind in einem Konzentrationslager in Holland. Gebe Gott, dass sie noch dort und nicht weiter verschleppt worden sind! Ich habe Fanni sehr lieb gehabt. Bei ihrem Tode spürte ich die Wahrheit des Wortes: «Wenn die Grabsteine beginnen, sich wie Meilensteine am Lebenswege aufzurichten, dann wird man alt.»

Als mein jüngster Sohn zur Welt kam, war ich fast zweiundvierzig Jahre alt. Damals habe ich zum ersten Mal die Praxis für ein halbes Jahr unterbrochen, um mich ganz den Kindern zu widmen und mich selbst zu kräftigen. Ein Faulsein war das ja durchaus noch nicht, sondern nur ein Eindämmen der zu vielen Arbeit. Und ich genoss das Gedeihen meines Jüngsten, so wie ich es einst bei meiner Ältesten genossen hatte, vertiefter noch und beglückter durch das Miterleben der grösseren Kinder. Es war noch einmal ein Jahr des friedlichen, schönen Sommerglücks in Starnberg.

## WARNENDE ZEICHEN

Schon zogen sich die Wolken aber mehr und mehr zusammen. Im Jahre 1923, als wir gerade darangingen, die Sukkah zu schmücken, erschreckte uns ein Anruf des Vettters und Sozius meines Mannes: «Kommt lieber heim nach München, es scheint uns draussen nicht mehr sicher.» «Warum?» «Unmöglich am Telephon zu sagen.» Wir liebten unsere Sukkoth-Tage da draussen so sehr. Danach kehrten wir ja sowieso in unsere Stadtwohnung zurück. Ich fragte meine Freundin im Nachbarhaus. «Ja», sagte sie, «er hat recht, ich weiss davon. Aber bleibe ruhig hier, ich warne dich rechtzeitig.» So schmückten wir unsere Sukkah und waren froh in ihr. Am Nachmittag des zweiten Feiertags wieder ein

Anruf: «Kommt in die Stadt!» Und wenige Minuten später kam meine Freundin Trude H.: «Schicke die Kinder noch heute Abend heim, ich helfe dir packen.»

Ich fragte nichts mehr und begann zu packen. Bis tief in die Nacht hinein half sie mir. Am frühen Morgen war sie wieder da, übernahm Schlüssel und Hausbewachung. Dann brachte sie mich an die Bahn. Ich war allein. «Schicke deinen Mann noch heute aus München fort.» «Warum, ist an eine Bartholomäusnacht gedacht?» Sie zuckte die Schultern: «Es gibt viele, die eine Heldentat zu begehen glauben, wenn sie einen Juden erschliessen.» Ich schauderte. Ich hatte meinen Entschluss gefasst. Ich ging von der Bahn aus direkt zu unserem Freund Dr. Dacqué: «Nimmst du meinen Mann für diese Nacht und die nächsten Tage nach Solln zu dir hinaus?» Ich erklärte es ihm. «Du siehst Hirngespinnste», sagte er. «Vielleicht, aber ich bin ängstlich.» Für die Nacht verteilte ich meine vier grösseren Kinder und brachte sie bei christlichen Freunden unter. Ernst kam zur Hausmeisterin in den oberen Stock; Eli hatte versprochen, zu Dacqué hinauszufahren. Ich war allein mit den christlichen Mädchen in der Wohnung. Gegen Mitternacht klingelte es, mein Mann stand vor der Tur. «Hast du wirklich geglaubt, ich werde dich allein lassen?» Die Nacht verlief ruhig. Es war falscher Alarm.

Das war im Oktober 1923. Am 9. November, es war Mitternacht, läutete das Telephon, eine unbekannte Stimme sagte: «Seien Sie vorsichtig, eben ist im Kindelkeller eine neue Regierung proklamiert worden: Kahr, Hitler, Ludendorff.» Der Hörer wurde eingehängt.

Nie haben wir erfahren, woher der Warnungsruf kam. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Jede Minute konnte Eli geholt werden; denn dass sie die Führer der Gemeinde holen werden, schien uns kaum zweifelhaft. An wen sich wenden? Wir kannten keinen, der Einfluss gehabt hätte. Der Morgen graute. Es klingelte. Kam man, um Eli zu holen? Nein, ein Zettel lag unter der Türe: «Schicken Sie die Kinder nicht in die Schule, es ist gefährlich. Julia. Zerreißen Sie bitte diesen Zettel.» Das war die erwachsene Tochter der Hausleute, in deren Haus wir wohnten; fromme Katholiken, sehr anständige Menschen.

Die Kinder baten so sehr, in die Schule gehen zu dürfen, dass Eli es ihnen gegen meinen Willen erlaubte. Wir wussten ja noch so wenig von dem, was in der Nacht geschehen war. Aber dann kam es Schlag auf Schlag. Am ganzen Ring hatte man alle jüdischen Männer geholt – uns hatte man verschont. Und allen hatte man gesagt: «Morgen baumelt ihr alle, die ganze jüdische Gemeinde.» Ununterbrochen klingelte das

Telephon, kamen aufgeregte Frauen – nichts konnte man ihnen raten, man konnte nicht helfen.

Eli war trotz meines Protestes zur Gemeinde gegangen. «Dort ist jetzt mein Platz!» Ich hatte ja schon einiges erlebt und wusste, dass die Möglichkeit bestand, dass man einige Tage nicht aus dem Hause gehen konnte. Ich ging daher, einige Vorräte einzuholen. Die Strasse war in voller Aufregung. Am Sendlingertorplatz stand Streicher, der wild-antisemitische Volksschullehrer aus Nürnberg, und hielt eine wüste Hetzrede gegen die Juden. Einer ging gerade vorbei: «Schlagt ihn nieder», schrie Streicher. Aber man liess ihn unbehelligt. «Man schiesst in der Stadt!» Woher plötzlich das Gerücht kam, keiner wusste es. Überall Volksschulkinder, die man schnell nach Hause geschickt hatte. Zehn Minuten später ertönten Schüsse – fast unmittelbar vor Elis Kanzlei –, die die ganze erste Reihe derer, die da in geschlossenem Zuge marschiert waren, niederstreckten. An der Spitze des Zuges marschierten Hitler, Ludendorff, Göring. Sie hatten sich rechtzeitig zu Boden geworfen. Hitler und Ludendorff blieben unverletzt, Göring flüchtete leicht verwundet in ein jüdisches Haus. Was war geschehen? Kahr, der bayrische Ministerpräsident, der am Abend im Kindelkeller gezwungen mitgetan hatte, war abgeschwenkt, hatte die Polizei gegen den Nazi-Zug gestellt und hatte, da sie auf Anruf nicht hielten, schiessen lassen. Kahr hatte die Regierung wieder in der Hand. Grosse Anschläge an allen Strassenecken verkündeten es und erklärten, dass jede Auflehnung gegen die gesetzmässige Staatsgewalt schwer geahndet würde. Hitler und Ludendorff waren Gefangene. Alle Juden, alle Stadtväter, die man auch schon geholt hatte, waren gerettet. Kahr hat diese Tat im Juni 1934 mit seinem Leben bezahlt.

Für dieses Mal war es gut gegangen, aber seine Spuren hat dieses Ereignis doch hinterlassen. Es hat uns sehen gelehrt, wie die Welt um uns aussah. Meine Isa, damals vierzehnjährig, hat es nie mehr vergessen, dass in ihrer Klasse Schulmädchen, mit denen sie all die Jahre gemeinsam gelebt und gelernt hatte, sich um den Hals fielen: «Gott sei Dank, morgen kommen alle Juden aus der Klasse.» Ich erlebte etwas Ähnliches: Als ich einer christlichen guten Freundin meine Befriedigung darüber aussprach, dass wieder Ruhe und Ordnung herrsche, erwiderte sie mir: «Ja, den einzigen Mann, der Deutschlands Namen wieder zu Ehren hätte bringen können, den haben sie ins Gefängnis gesteckt.»

Die Regierung Kahr musste zeigen, dass sie bereit war, etwas zum Wohle des Volkes zu tun: es herrschte Wohnungsnot, also mussten die Aus-



länder heraus. Wer aber waren die Ausländer? Die Ostjuden. Im Jahre 1924 kam es zur ersten Austreibung der Ostjuden in Bayern. Es war ein erregendes Ereignis, und Eli, der die Sache der Ostjuden zu der seinen machte, hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Vor allem suchte er bei der Polizei – an ihrer Spitze stand der Nazi Poehner – zu erreichen, dass unnötige Härten vermieden wurden, dass überhaupt nur die ausgewiesen wurden, die sich irgendwann strafbar gemacht hatten. Es ergaben sich oft die merkwürdigsten Dinge. Da war z.B. ein Fall, den ich selbst miterlebt habe: eine Frau mit sehr jüdisch klingendem Namen zeigte ihren Ausweisungsbefehl vor. Sie war vor zwei oder drei Jahren wegen Vergehens gegen das Hausierergesetz zweimal vorbestraft worden. Sie sollte als «Vorbefrahte» ausgewiesen werden. Womit hatte sie hausiert? «Obst und Gemüse auf einem Karren.» Ich blickte erstaunt von meinem Fragebogen auf. Juden waren keine Gemüse-Hausierer. Ach nein, das war vor ihrer Verheiratung, und sie war gar keine Jüdin, eine echte christliche Münchnerin, die einen Ostjuden geheiratet hatte; nun sollten sie beide ausgewiesen werden.

Die Polizei machte eine merkwürdige Erfahrung: für jeden Ostjuden setzte sich eine hochgestellte christliche Persönlichkeit ein. Wieso das so war, wussten wir nicht, aber es war eine Tatsache. Am interessantesten aber war es zu sehen, wie unklar selbst bei hohen Polizeibeamten alles war, was mit jüdischen Fragen zusammenhing. Eli, der wieder einmal bei der Polizei für einige jüdische Familien vorstellig geworden war, bekam die abschlägige Antwort: «Die Juden müssen heraus, wir brauchen die Wohnungen.» Auf seine Entgegnung, dass die wenigen Wohnungen doch kaum viel bedeuten können, bekam er eine solch merkwürdige Antwort, dass er fragte: «Wie viele Ostjuden glauben Sie denn, gibt es in München?» «Dreissigtausend», war die Antwort. Es hat nie mehr als 12'000 Juden in München gegeben, darunter 3'000 Ostjuden. Trotz dem drohenden politischen Unwetter, das wir heraufziehen sahen, waren die Jahre von meinem 42. bis 52. Lebensjahr, d.h. vom Jahre 1922 bis 1932, die erfülltesten und schönsten meines Lebens. Ich war auf der Höhe des Lebens, voll des Gefühls körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit. Ich hatte die Kinder um mich, die Zeit des Kindertragens, des Gebärens war vorbei. Die Kräfte, die Körper und Seele darauf verwendet hatten, waren nun frei für andere Dinge. Die Kinder wuchsen heran, wurden Freunde und Kameraden, brachten Anregungen ins Haus und spornten durch ihr geistiges Erwachen, ihren Wissensdrang, ihre Fragen auch mich immer wieder an, mich in Fragen

zu vertiefen, an die ich vorher wenig gedacht hatte. Eli stand mitten im öffentlichen Leben, voll ausgefüllt durch Beruf und freiwillig gewählte Arbeit. Ich gönnte es ihm, denn ich sah seine Befriedigung im Wirken. Schwer war es mir nur zu sehen, wie er immer bis an die Grenze seiner Kraft ging, wie er Raubbau trieb mit seinen Kräften. Und leid tat es mir zu sehen, wie wenig Zeit ihm für die Kinder blieb, wie wenig sie von ihm hatten, wie sie ihn nur müde, ernst und abgespantnt kannten, wie wenig er aber auch von ihnen wusste. Meine Zeit war dadurch natürlich freier. Ich hatte es immer so eingerichtet, dass ich zu Hause sein konnte, wenn Eli zu Hause war. Da er immer mehr vom öffentlichen Leben beansprucht wurde, war es mir möglich, meinen eigenen Dingen nachzugehen. Nicht, dass es mir nicht anders lieber gewesen wäre, aber da ich es nicht ändern konnte, fügte ich mich. Eines behielten wir bei: vier Wochen gemeinsame Sommerreise ohne die Kinder. Immer wieder zog uns das Engadin an oder das Berner Oberland. Herrliche Fahrten brachten uns ins Ortler-Gebiet, an den Fuss des Matterhorns. Wir durchreisten Belgien, in Knocke am Meer verbrachten wir geruhsame Sommertage.

Einmal wanderten wir auch mit den Kindern die Donau hinunter bis nach Passau. Dann schickten wir die Kinder heim, wir wollten zum Zionistenkongress nach Wien. Es war jener Kongress im Jahre 1925, der uns zeigte, wie stark der Antisemitismus sich in Österreich eingewurzelt hatte. Wilde Demonstrationen, die am Eröffnungsabend zu Tätlichkeiten ausarteten. Mit Schrecken lasen wir davon im Zug, der uns von Linz nach Wien brachte. Als wir dort eintrafen, herrschte schon wieder Ruhe, aber der Platz vor dem Kongressgebäude sah wie ein Heerlager aus. Truppen hielten ihn besetzt, durch Reihen von Polizisten musste man hindurch, dutzendmal wurden die Karten und die Pässe geprüft, bevor man ins Kongressgebäude gelangte. War dies schon deprimierend, so war der antisemitische Demonstrationszug erschütternd. Am Samstag zogen Tausende von Menschen im Gleichschritt durch den Ring – und dies nur, weil die Stadt Wien es erlaubt hatte, dass der Kongress in ihren Mauern stattfand.

## DURCHS SCHÖNE ALTE DEUTSCHLAND

Als ganz besonders schön blieb mir die Sommerfahrt in Erinnerung, die wir im Barmizwah-Jahr unseres grossen Jungen machten. Vater wollte mit ihm zum Grab des Ahnen, des Baal Schern von Michelstadt, so wie schon sein Vater ihn in seinem Barmizwah-Jahr dahin mitgenommen hatte. Da es aber von München aus eine viel weitere Reise nach Michelstadt war als von Karlsruhe, so nutzten wir diese Reise für eine Wanderung durch Süddeutschland. Nie zuvor, nie nachher habe ich Süddeutschland so herrlich gesehen wie auf dieser Fahrt, die wir nur zum kleinsten Teil mit der Eisenbahn machten. Oft fuhren wir im Wagen, im Auto oder gingen zu Fuss. Mit Augsburg begannen wir. Vater, der ein wunderbarer Reiseführer war, zeigte uns all das Schöne, das es in der alten freien Reichsstadt gab: den herrlichen Dom, das Fuggerhaus und die interessante soziale Schöpfung der Fugger: «die Fuggerei», eine kleine saubere Wohnsiedlung für Arme und Alte der Stadt; die «Drei Mohren», die Karl V. zu Gast gesehen hatten anlässlich des Reichstags zu Augsburg, wo Luther seine stolzen Worte gesprochen hatte: «Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!» Isa und Peter, beide durch bayrische Schulen gegangen, erlebten hier Geschichte, die sie bisher nur gelernt hatten. Donauwörth war auch für mich ein Erlebnis: die beiden Strassen, aus denen das ganze Städtchen besteht, sind von bezaubernder Schönheit; bunte Giebelhäuschen, bemalt, mit kunstvoll schmiedeeisernen Hausschildern; man ist im besten deutschen Mittelalter mit zünftigem Handwerkskönnen und froher Beschaulichkeit. In Rothenburg, Nördlingen, Dinkelsbühl, überall das gleiche: Städte, wie sie das Mittelalter geschaffen hatte, fast unberührt von der neuen Zeit, von dem Jahrhundert der Technik. Rothenburg mit seinem alten Rathaus, seinem schönen Rathausplatz – nur in Italien, Verona zum Beispiel, sah ich ähnliches – und seiner Fülle von geschichtlicher Erinnerung, wurde ergänzt von Nördlingen, im fruchtbarsten Teil von Franken gelegen. Noch standen Mauer und Graben, noch konnte man – wie einst die Stadtwache – durch den gedeckten Holzgang vom Wall die ganze Stadt umgehen und überall durch Schiessscharten ins weite Land hinaussehen. Noch erzählte das Museum, das Rathaus, ja das Wirtshaus, in dem wir übernachteten, von den Schrecken des Dreissigjährigen Krieges. Tilly hatte hier kampiert und Wallenstein, Karl V. und Alba und viele andere. Eine Fusswanderung brachte uns nach Wallerstein, die Urgrossmutter Wassermann stammte daher; noch beherrschte die Syn-

agoge das Stadtbild, schloss schön die Hauptstrasse des Dorfes ab; aber sie stand leer, selbst an den hohen Feiertagen. Die grosse jüdische Gemeinde war auseinandergeflogen in die Städte ringsum. Zwei verfeindete Brüder mit ihren Familien lebten noch dort. Grosse Synagogen, die leer standen, volle Friedhöfe, die verwahrlosten, das war das Bild, das wir immer wieder antrafen. Erschütternd zu sehen war eine alte Holzsynagoge in Heidenheim. Der Schamasch, der sie zu pflegen hatte, war der letzte Jude im Ort. Von aussen sah die Synagoge wie eine Scheune aus. Im Innern fand man ein hölzernes Tonnengewölbe ausgemalt mit Bäumen, Blumen, Vögeln und kleinem Waldgetier. Keine Stelle hatte die farbenfrohe Künstlerhand leer gelassen. Man sagt, ein nach Süddeutschland verschlagener polnischer Jude habe die bilderreiche, naive, schöne Synagoge geschaffen. Dinkelsbühl hatte zwar auch noch ein mittelalterliches Aussehen, aber die Juden dort klagten schon sehr über das Eindringen des Hitler-Geistes. An jedem der Tore, die in die Stadt führten, sahen wir schon ein Ehrenmal für Schlageter, der zum Nazihelden auserkoren worden war.

Schon waren wir im Maingebiet, fruchtbare Felder, Weinberge und Wälder dehnten sich weit. Über Wertheim mit seinem schönen Schloss und seinen altertümlichen Winkeln ging es ins Neckargebiet nach Erbach. Das war die letzte Station vor Michelstadt. Michelstadt hat auch einen reizenden Marktplatz mit einem wunderschönen alten Holzrathaus. Sonst ist es ein reizloses Städtchen. Aber das Haus des Urgrossvaters trug noch im Jahre 1927 die Gedenk- und Ehrentafel, die die Stadt gestiftet hatte. Es wohnten noch sehr entfernte Verwandte dort, und draussen auf dem Friedhof stand als schönster Grabstein – er war einfach genug – der von Seckel-Löb Wormser. Viele Steine lagen darauf, ein Zeichen, dass das Grab noch immer viel besucht wurde.

Das Ziel der Reise war erreicht, aber da wir bei Grossmutter in Mannheim landen wollten, ging es den Neckar hinab, an allen den reizenden Neckarstädtchen entlang, bis ich den Kindern voll Freude mein geliebtes Heidelberg zeigen konnte. Alle die Plätze, die mir so vertraut und lieb waren, mussten sie sehen: Schloss und Schlossterrasse, die Stelle, wo Goethe einst dichtend sass. Die Säulen zeigte ich ihnen, die aus Kaiser Karls des Grossen Palast in Aachen stammten. Wir wanderten durch den Kastanienwald hinauf zur Molkenkur, weiter zum Königstuhl. Meine frohe und glückliche Studentenzeit lebte noch einmal in mir auf, und Isa und Peter waren froh mit mir. Gar zu gerne hätte ich die Kinder noch in meine Heimatstadt Karlsruhe mitgenommen. Aber

Eli liebte Karlsruhe nicht, so fuhr ich allein dahin, und er fuhr mit den Kindern heim. Sie hatten in den drei Reisewochen auch genug gesehen und erlebt. Heute, da Deutschland für immer für uns versunken ist, freut es mich doppelt, dass wenigstens diese beiden Kinder etwas von dem schönen alten Deutschland und seiner Kultur gesehen haben.

## MÄDCHENERZIEHUNG UND FRAUBEWEGUNG

Ich konnte mich nun freier bewegen, und so begann ich mich mit neuer Intensität öffentlichen Arbeiten zu widmen. Der «Jüdische Frauenbund» war durch seine Kriegsarbeit viel populärer geworden, so dass weite jüdische Frauenkreise in ihm ihr Zentrum fanden. Da die praktische Kriegsarbeit aufgehört hatte, galt es sich in anderer Weise zu betätigen. Auf meine Anregung hin begannen wir mit jüdisch-kultureller Arbeit. Viele Jahre hindurch hatten wir unsere Vortragsabende mit Diskussionen, die von verschiedenen Vorstandsmitgliedern geleitet wurden. Der anregendste Winter war mit einem Zyklus über «Probleme der Frau in unseren Tagen» ausgefüllt. Ich hatte den Rahmenvortrag zu halten, alle Abende zu leiten, vor allem auch den letzten Abend, der einer zusammenfassenden Diskussion gewidmet war. Ich weiss noch, dass sie lebhaft und anregend waren, denn wir hatten für jedes Thema gute Rednerinnen ausgewählt. Ein anderes Mal machten wir einen interessanten Versuch: wir liessen Frauen der verschiedensten Berufe über ihre Berufe sprechen und bevorzugten einfache Berufe wie Verkäuferin, Krankenschwester, Stenotypistin und Hausangestellte. Die sich anschliessenden Aussprachen leiteten zur Frage der Berufsausbildung unserer Töchter über.

Der Krieg hatte eine grundlegende Wandlung geschaffen. Was früher im jüdischen Kreis selten war, dass nämlich Mädchen für einen Beruf ausgebildet wurden, war jetzt fast zur Selbstverständlichkeit geworden. Erstens war die Frau durch den Krieg und die Arbeit, die sie in den vier Kriegsjahren geleistet hatte, viel selbständiger geworden, zweitens aber hatte sich die wirtschaftliche Lage der deutschen Juden sehr stark verändert. Es ist eine erstaunliche Tatsache, dass es vor dem Krieg keine wirklich Armen unter den deutschen Juden gegeben hat. Es gab Minderbemittelte, kleinen Mittelstand, aber keine Proletarier, keine Armen, die von Unterstützung lebten. Stiftungen der verschiedensten Art

kamen diesem kleinen Mittelstand zugute. Es gab Stipendien für Handwerkslehrlinge, für Schüler, für Studenten. Es gab Kassen zur Ausstattung armer Bräute und zur Unterstützung von Kranken. Ich erinnere mich noch, dass in meiner Jugendzeit meine Mutter in Karlsruhe eine Kinderkrankenkasse eingeführt hatte. Alle Kinder, ob arm, ob reich, waren versichert, aber es wurde in Krankheitsfällen nur denen geholfen, die es nötig hatten. Das waren aber meistens Kinder der eingewanderten Ostjuden. Krieg und Inflation veränderten die soziale Situation der deutschen Juden grundlegend. Vermögen waren hinweggeschmolzen, Überangebot an Arbeitskräften drückte die Löhne herunter, viele Stellen waren den Juden schon damals durch den herrschenden Antisemitismus verschlossen. Die Beanspruchung des Wohlfahrtsamtes der jüdischen Gemeinde stieg. Jedes achte Gemeindemitglied war fürsorgebedürftig.

So bedurfte es keiner Diskussion, dass auch die Mädchen für das Verdienen vorbereitet und ausgebildet werden mussten, dass es galt, geeignete Berufe zu finden und Ausbildungsstätten zu schaffen. Damals beschloss unsere Frauenbund-Ortsgruppe, eine ländliche Haushaltsschule zu gründen. Ich als Zionistin war besonders an solcher hausfraulicher Ausbildung interessiert, wusste ich doch, wie notwendig gut ausgebildete Frauen beim Aufbauwerk waren. Die Haushaltsschule wurde in Wolfartshausen gegründet und hat eine ganze Schar junger Mädchen ausgebildet; zuerst meistens die Tochter des gehobenen Mittelstandes, später nach 1933 wurde es eine richtige Ausbildungsstätte für Auswanderinnen. Eine grosse Zahl junger Mädchen, die durch unsere Schule gegangen sind, leben und arbeiten hier im Lande. Im Jahre 1938 wurde auch diese Schule aufgelöst. Bis zum Jahre 1933, in dem ich Deutschland verliess, stand ich im ständigen Kontakt mit der Schule. Ich war sehr oft draussen, den Betrieb zu besichtigen, mit den Mädchen zu sprechen, sie zu prüfen und kurze Vorträge dort zu halten. Ich wählte meist jüdisch-religiöse Themen, und dies ganz bewusst.

Es ist für mich immer betrüblich zu sehen, wie solche Schulen geführt werden. Die Orthodoxie verlangt strenges Einhalten der Kaschruth und offizielle Sabbatruhe. Nach dem Geist aber, der in solchen Schulen herrscht, wird nicht gefragt, weder in Deutschland noch hier. Es gibt nichts, was den Begriff «Religion» für Kinder lächerlicher macht als das minutiöse Einhalten von Speisegesetzen, was sich besonders in einer Haushaltsschule auswirkt, wenn nicht gleichzeitig für die Forderungen die geistigen Grundlagen gegeben werden. Ich weiss, es ist viel leichter,

Kaschruth einzuführen als zu versuchen, den Kindern religiöse Gedanken und religiöses Erleben zu vermitteln. Ich sah, wie die Mädchen, die fast alle aus liberalen Häusern stammten, den Zwang, die Speisegesetze zu halten, verabscheuten und sich darüber lustig machten. Ob es mir gelungen ist, ihnen Verständnis für religiöses Fühlen beizubringen, weiss ich nicht. Dass sie, während ich zu ihnen sprach, beeindruckt waren, das fühlte ich, aber dass es nachwirkte, bezweifle ich. Aber mir scheint es für jeden Menschen, besonders aber für die jüdische Jugend, wichtig, religiöses Denken verstehen zu lernen, um die Überheblichkeit zu verlieren, mit Stolz areligiös zu sein.

Diese Schule hat mich auch veranlasst, meine erste kleine Broschüre herauszugeben: «Wege zur sexuellen Aufklärung von einer Ärztin und Mutter.» Ein Mitglied unseres Vorstandes, eine kinderlose Frau, die aber eine grosse Liebe für die Jugend hatte, hatte in der Schule Aussprache-Nachmittage über verschiedene Themen eingeführt, eine Sache, die ein grosses Wissen und pädagogische Überlegenheit voraussetzt. Trotzdem diese Frau die Voraussetzungen nicht besass, waren ihre Nachmittage nett und anregend. Einmal hatten sich die Mädchen verabredet, nur sexuelle Fragen zu stellen, um zu sehen, wie die Frau sich aus der Affäre ziehen würde. Sie machte es zu Beginn auch richtig und sagte den Mädchen, dass sie diese Fragen als Thema des nächsten Nachmittags behandeln wollte. Sie hatte sich für diesen Nachmittag sicherlich vorbereitet, aber es fehlten ihr alle biologischen Kenntnisse und auch das Wissen darüber, wie sexuelle Fragen vor Schulklassen zu behandeln sind. Woher sollte sie auch diese Kenntnis haben? Sie war weder Lehrerin noch Ärztin. Sie wusste nichts von der Regel, die für alle Schulen bestand, während eines solchen Vortrages keinerlei Diskussion zuzulassen, sondern erst am Ende mündlich oder schriftlich gestellte Fragen zu erlauben, die man öffentlich, oder wenn man es für richtiger hielt, persönlich beantworten konnte. Eine der wichtigsten Massnahmen war die Anwesenheit eines zweiten Erwachsenen, der möglichst alles, was gesprochen wurde, mitstenographierte. Bei solch erregenden und gefühlbetonten Dingen war die Phantasie Jugendlicher leicht bereit, Worte zu hören, die nie gesprochen wurden.

Und so geschah es auch in unserer Schule. Die Mädchen hatten die Frau kaum den ersten Satz beenden lassen, als sie sie mit Fragen und Zwischenrufen unterbrachen und so verwirrten, dass ihr die Führung völlig entrisen wurde. Die Frau war bemüht, ihnen ehrlich zu antworten, ohne oft ganz zu verstehen, worauf die einzelnen Fragen anspielten.

Alles dies wäre mit etwas mehr oder weniger Verwirrung in den Köpfen der jungen Mädchen abgegangen, wenn nicht eine von ihnen, deren Eltern in München lebten, am nächsten Tag heimgekommen wäre und ihrer Mutter erklärt hätte: «Du hast uns ganz falsche Dinge gesagt. Jetzt weiss ich es besser. Es ist gar keine Schande, ein uneheliches Kind zu haben.» Dies sagte ein sechzehnjähriges Mädchen einer Mutter aus streng orthodoxem Haus. Die Wellen gingen hoch, es musste von der Schulleitung aus offiziell etwas geschehen. Jetzt musste wirklich «aufgeklärt» werden, und es war selbstverständlich, dass ich als Ärztin das zu übernehmen hatte.

Ich hatte nur an einen Vortrag gedacht, nicht an die Herausgabe einer Broschüre. Da aber auf diesem Gebiet kaum etwas vorhanden war, so wurde ich vom Frauenbund angeregt, diesen Vortrag drucken zu lassen. Der Vortragsnachmittag war für sich selbst sehr anregend. Ich hatte meinen Vortrag, wie es für einen Naturwissenschaftler selbstverständlich ist, biologisch aufgebaut. Eine Diskussion gestattete ich nicht. Aber ich erlaubte Fragen in einer festgesetzten Sprechstunde. Es kamen die merkwürdigsten Fragen, und ich verstand, dass es wirklich innere Not und Unklarheit waren, die die Mädchen zu mir führten.

Der zweite Aufsatz meiner kleinen Broschüre ist folgendermassen entstanden: Aus den grossen Vortragsabenden des Frauenbunds hatte sich ein Kreis herauskristallisiert, der im Anschluss an einen psychologisch-pädagogischen Zyklus – ich hatte damals die «Psychologie des jungen Mädchens nach der Pubertät» übernommen – beschloss, sich intensiv und ausschliesslich mit pädagogischen Fragen zu beschäftigen. Es war nur natürlich, dass es hauptsächlich junge Frauen mit heranwachsenden Kindern waren, die die Notwendigkeit empfanden, erzieherische Fragen tiefer zu erfassen, mit anderen darüber zu sprechen, um sich selbst klarer zu werden. Die eigentliche Ursache aber für den Beginn der «pädagogischen Gruppe» waren die Bücher von Lindsay, die damals in Deutschland bekannt wurden. Sie hatten in weiten Elternkreisen Erschrecken hervorgerufen. War, was in Amerika Wirklichkeit war, nicht auch schon Wirklichkeit in Deutschland? Wusste man so wenig über seine Kinder, dass man sie schutzlos den Gefahren des Lebens überliess, lange bevor sie reif dafür waren? Konnte nicht ein besseres Verstehen das zwischen Eltern und Kindern so notwendige Vertrauen wiederherstellen? Es war ein Kreis feiner, gebildeter junger Frauen, der jahrelang zusammenblieb. Ich übernahm die Leitung der Nachmittage, verteilte die Themen und hielt meist ergänzende Referate. Es gab wohl



kaum ein pädagogisches oder psychologisches Gebiet, das wir nicht behandelt haben. Vor allem aber beschäftigten uns die Probleme des jüdischen Kindes, seine Stellung zur Umwelt und seine Erziehung zum Judentum. Das war das einzige Mal, wo von aussen Kämpfe und Unfrieden in die Gruppe hineingetragen wurden. Noch immer, trotz des wachsenden Nationalsozialismus um uns herum, wollten unsere Vorstandsmitglieder nicht gern von «jüdischer Erziehung» hören. Zwei Frauen waren es vor allem, für die der Zionismus ein Schreckgespenst war: Frau Recha Stark und Frau Neumayer. Beides sympathische und kluge Frauen, aber sie konnten nicht sehen, dass die Welt nicht so war, wie sie sie sehen wollten: Antisemitismus eine vorübergehende Erscheinung, der «Sozialismus der Dummen», wie ihn Bebel genannt hatte, eine Sache, die mit fortschreitender Kultur von selbst verschwinden würde. Wie oft hat mir Frau Stark gesagt: «Wenn Sie nur keine Zionistin wären, wie gerne würden wir Sie an unserer Spitze haben.»

Da wir mit Lindsay begonnen hatten, war es klar, dass die Frage der Aufklärung der Kinder sofort gestellt wurde. Meine Ansicht war und ist es, dass Aufklärung eine Sache der Eltern, in erster Linie die der Mutter sein müsse. Die jungen Mütter der pädagogischen Gruppe teilten meine Ansicht; aber keine – das gestanden sie offen zu – wusste, wie sie es anfangen sollte. So kam mein zweiter Vortrag zustande, der in der kleinen Broschüre gedruckt wurde. Selbstverständlich schickte ich meiner Mutter, die damals schon eine hohe Siebzigerin war, ein Exemplar der Broschüre. Es war rührend, was sie mir schrieb. Sie dankte mir sehr und freute sich mit dem hübschen Exemplar, das den Namen der Tochter trug: «Aber lesen, geliebtes Kind, werde ich es nicht.» Generationsunterschiede! Nie hat sie über sexuelle Fragen gesprochen.

Ich hatte besonders gute Kritiken. Markuse, der der Sachverständige für Aufklärungsliteratur war, schrieb: «Dieses Buch gibt endlich die wahre Lösung der Aufgabe...» Ein Deutschamerikaner, der in einer amerikanischen Zeitung eine grosse Besprechung brachte – ein elendes Geschwätz für meine Begriffe –, nannte mich eine «Weltenmutter». Als ich das meiner Mutter schickte, schrieb sie mir: «Kind, daraufhin habe ich mich geschämt und habe es doch gelesen, und es hat mir wirklich gefallen.» Dieses Lob bedeutete mir mehr als alle guten Kritiken. Trotzdem habe ich lieber gesprochen als geschrieben. Ich empfand, dass mir die Rede, die eine lebendige Verbindung herstellt, mehr liegt. Nie habe ich so leicht, so gern und so viel öffentlich gesprochen wie in diesen

Jahren. Die Übung durch unsere Vortragsabende, durch die Kurse der pädagogischen Gruppe und im Kreise der Akademikerinnen wirkte sich doch aus.

Ich erzählte schon, dass der Jüdische Frauenbund die Schöpfung von Bertha Pappenheim war. Sie war die dominierende Erscheinung des Bundes. Ihre feinen Züge, über denen immer eine stille Tragik lag, erinnerten mich an die Züge meiner Mutter, was vielleicht von Beginn an dazu führte, dass ich sie nicht nur bewunderte, sondern sie auch liebte. Sie war eine Fanatikerin der Wahrheit, und sie hatte den Mut, der ganzen Welt gegenüber eine Wahrheit zu bekennen, wenn sie sich auch noch so viel Gegner oder Feinde damit schuf. Sie hatte etwas von der Kraft und dem ethischen Wollen der Propheten in sich: sie erfüllte eine Aufgabe, die Gott ihr gegeben, wenn sie auch dafür gesteinigt wurde. Wie viele Steine wurden auf sie geschleudert, weil sie es wagte, von jüdischen Mädchenhändlern zu sprechen, die die jüdische Gemeinschaft nicht nur duldeten, sondern sogar in Ehrenämtern beliefs, weil sie von den Massen jüdischer Dirnen sprach, die die Bordelle füllten und die zum Teil von ihren eigenen Eltern dorthin verkauft worden waren. Weil sie offen davon sprach, dass es auch im deutsch-jüdischen Kreis gefallene Mädchen gab, denen man keine hilfreiche Hand reichte, um sie und das uneheliche Kind zu retten. Sie warnte immer wieder: es ist Pflicht der jüdischen Gemeinschaft, für diese Kinder zu sorgen, den Müttern wieder einen Weg ins geregelte Leben zu ebnen.

Man wird zu viel enttäuscht in seinem Kampf für das Gute, man wird leicht verbittert und herb. Bertha Pappenheim war herb geworden, manchmal konnte sie hart erscheinen. Wie weich und warm sie aber in ihrem Innern blieb, habe ich gefühlt, als ich sie im Kreis der Kinder in ihrem Heim in Isenburg sah. Auch sonst gab es Momente, wo ihre ganze aufgestaute Wärme und Herzlichkeit durchbrachen. Einmal, als wir ihr anlässlich ihres Geburtstages einen herrlichen Gabentisch für Isenburg aufgebaut hatten, konnte sie vor Rührung nicht sprechen und sagte unter Tränen: «Verzeihen Sie, ich bin Liebe so wenig gewohnt, dass sie mich leicht überwältigt.» Ein anderes Wort von ihr, das mich tief rührte und das ich heute besser und in ganz anderem Sinne verstehe als damals: Sie forderte uns zur intensiveren Arbeit auf und sprach davon, dass sie ungeduldig sei: «Es gibt eine Ungeduld der Jugend, die nicht warten kann, bis sie reif ist zu grossen Taten, und es gibt eine Ungeduld des Alters, die viel schwerer zu ertragen ist, denn sie fürchtet das Werk, die Lebensaufgabe, nicht mehr vollenden zu können.» Sie war immer

gross, und ich liebte sie, obwohl sie meine Gegnerin war: sie war intensiv und mit ihrer ganzen Kraft gegen den Zionismus. In Wort und Schrift hat sie ihn bekämpft, wo immer sie nur konnte. Und doch war sie es, die nach dem Rücktritt der damaligen Ersten Vorsitzenden des Jüdischen Frauenbundes, Frau Brenner, mich für diesen Platz vorschlug. Welch eine Wandlung! Im Jahre 1910 war mein Zionismus ein Hinderungsgrund gewesen, als einfaches Mitglied in den Vorstand gewählt zu werden, im Jahre 1932 sollte eine Zionistin die führende Frau im Frauenbund werden. Ich hatte erst abgelehnt zu kandidieren und erinnerte Bertha Pappenheim an ihre eigene zionistenfeindliche Einstellung. Sie antwortete mir: «Ja, aber bei Ihnen ist lebendiges Judentum, Tradition und jüdisches Wissen, da ist der Zionismus ein kleineres Übel gegenüber der völligen Unjüdischkeit der anderen in Betracht kommenden Kandidatinnen.»

Ihr persönliches Leben – sie war nie verheiratet – war in der Zeit, da ich sie kannte, bereichert und verschönt durch ihre Wahltochter, die in ihr ihre geistige Mutter sah, durch Hannah Karminski. Was für eine herzerfreuende Erscheinung war sie: gross, schlank, ein feines schönes Gesicht, immer freundlich, Tag und Nacht der Arbeit hingegeben, immer bereit, jedem Wink, jedem Ruf ihrer verehrten Meisterin, Mutter, Freundin zu folgen. Sie hat nicht geheiratet, auf privates Lebensglück verzichtet, sicher unter dem starken Einfluss von Bertha Pappenheim. «Nur eine unverheiratete Frau wird sich ganz einer Sache hingeben», so sagte und dachte sie. Und sie hatte recht: Ehe, Mann und Kinder lenken von jeder Aufgabe ab. Hannah Karminskis Liebe zu ihrer Meisterin war so gross, dass ihr die Ehelosigkeit, solange Bertha Pappenheim lebte, wohl kaum ein Opfer war. Sie arbeitete mit ihr, wuchs zu einer starken Persönlichkeit heran und wurde immer mehr die Seele und treibende Kraft des Frauenbundes. Sie hat in den schweren Jahren nach 1933 Tausenden von Menschen geholfen. Sie hat wie eine leibliche Tochter, ja vielleicht mehr als eine solche, Bertha Pappenheim in ihrer schweren Krankheit gepflegt, sie hat ihr das Sterben erleichtert. Bertha Pappenheim durfte noch in Ruhe sterben, sie hat die Zerstörung ihres Lebenswerkes nicht mehr sehen, nicht mehr den völligen Untergang des deutschen Judentums miterleben müssen. Aber ihre tapfere Jüngerin ist nach Bertha Pappenheims Tod nicht fortgegangen, sie hat auf ihrem Posten ausgeharrt. Wo ist sie heute? Wenn sie noch unter den Lebenden weilt, so gibt es sicher unendlich viele, die ihr in Dankbarkeit helfen werden, wenn ihre Befreiungsschlag schlägt. Ist sie aber ein Opfer

der Nazibande geworden, so soll ihr Andenken lebendig bleiben, solange wir leben.

An zweiter Stelle im Frauenbund stand Paula Ollendorf aus Breslau. In all den Jahren, da ich im Frauenbund arbeitete, war sie neben Bertha Pappenheim die markanteste Persönlichkeit im Vorstand. Die beiden waren grosse Gegensätze. Paula Ollendorf war immer liebenswürdig, lebhaft, geistreich. Sie war voll der literarischen Bildung ihrer Zeit, eine glänzende Rednerin, immer sprühend und anregend. Ihr Kopf wäre wohl überall aufgefallen. Ihr Haar, das sie gegen die damalige Mode kurz geschnitten hatte, hing immer wirr in die Stirne; die feinen, etwas unregelmässigen Züge wurden durch ihre wundervollen Augen erhellet, die wirklich jede Regung ihrer Seele widerspiegelten. In ihren jungen Jahren verband sie eine innige Freundschaft mit meinem Onkel Rafael Löwenfeld, und da sie in mir eine Ähnlichkeit zu finden glaubte, übertrug sie einen Teil dieser Zuneigung auf mich, trotzdem wir – sie war Antizionistin und areligiös – völlig entgegengesetzt waren. Ich bewunderte sie in ihrer sozialen Arbeit und als Rednerin. Am grossartigsten war ihre Rede auf der deutschen Frauentagung, die während der Presseausstellung «Pressa» in Köln stattfand.

Frau Justizrat Bodenheimer hatte mich für diese Tagung zu sich eingeladen, und so hatte ich die herrliche Gelegenheit, Köln kennenzulernen, die «Pressa» zu besuchen und an der Frauentagung teilzunehmen. Ich glaube, es muss in den Jahren 1927 oder 1928 gewesen sein. In der grossen öffentlichen Versammlung – viele Tausende von Frauen hatten in der grossen Ausstellungshalle Platz gefunden – traten vier Rednerinnen auf. Jede Gruppe sollte das Lebensbild und das Lebenswerk der bedeutendsten Frau ihres Kreises wiedergeben. Ich weiss nicht mehr, über wen die Vertreterin des Allgemeinen Deutschen Frauenbundes sprach, ich glaube, über Helene Lange, die Vorkämpferin der Frauenemanzipation. Die protestantische Rednerin sprach über die Gründerin und geistige Schöpferin des «Roten Kreuzes», Florence Nightingale, die katholische Rednerin sprach über eine Oberin – den Namen habe ich vergessen –, die Grosses für Erziehung und Fürsorge geleistet hatte. Für den Jüdischen Frauenbund sprach Paula Ollendorf. Wen stellte sie als repräsentative Frau für die jüdische Gemeinschaft heraus? Rahel Vamhagen, die getaufte Jüdin! Ihre Rede war die beste, das wurde allgemein anerkannt. Ich aber war tief deprimiert. Hatten wir wirklich keine jüdische Frau, die im jüdischen Kreis gewirkt und das Recht auf allgemeine Anerkennung und Bewunderung hatte? Aus früherer Zeit gab es wirk-

lich keine. Waren sie bedeutend, so hatten sie im jüdischen Kreis kein Wirkungsfeld gefunden und waren aus der ihnen zu eng erscheinenden Umgebung in die Welt hinausgegangen. Aber aus der Gegenwart fielen mir zwei Frauen ein, die in ihrem Volk und für ihr Volk arbeiteten. Die eine war Bertha Pappenheim. Warum hatte Paula Ollendorff sie nicht gewählt? Wahrscheinlich hatte Bertha Pappenheim es selbst nicht gewollt, obgleich sie die einzige gewesen wäre, deren Werk und Aufgabe gerade in diesem Kreis verstanden und gewürdigt worden wäre. Die zweite war: Henriette Szold, die längst schon ihr Werk für Erez Israel begonnen und in unermüdlicher Kraft und Frische weiterbaute. Damals beschloss ich, ihren Namen unter den deutschen Juden bekannt zu machen. Und diesen Vorsatz habe ich auch durchgeführt.

Ein weiteres Mitglied unseres Vorstandes war Frau Rabbiner Eschelbacher, der Liebe und Güte aus dem Gesicht leuchtete. Sie war warm und herzlich gegen jedermann, erfüllt von wahrer Frömmigkeit und kindlicher Gläubigkeit. Wenn man sie näher kannte, dann wusste man, dass sie ohne scharfe Worte mit eiserner Energie auf ihr Ziel losgehen konnte und durchsetzte, was sie für nötig hielt.

Der zweite Frauenkreis, dem ich angehörte, war die «Wizo» («Women's International Zionist Organisation»). Diese Organisation war nach dem Kriege auf dem Zionistenkongress in Karlsbad gegründet worden. Vorher hatte nur der Kulturverband existiert, von dessen Arbeit ich schon berichtet habe. Die «Wizo», an deren Spitze hauptsächlich englische Frauen standen, versuchte jetzt nach der Schaffung des Nationalheims die jüdischen Frauen aller Länder zur Mitarbeit am Aufbauwerk zu organisieren, vor allem die Frauen für ihre Aufgabe in Palästina vorzubereiten. Überall wurden Ortsgruppen gegründet. Diese Ortsgruppen sollten einerseits Geld aufbringen für die Haus- und Landwirtschaftsschulen, die die «Wizo» in Erez Israel gründete, andererseits die Mitglieder, vor allem die Jugend, kulturell und sprachlich mit dem jüdischen Leben vertraut machen. Wir in Deutschland hatten fast in jeder Stadt eine kleine Wizo-Gruppe und einen weit grösseren Kreis, der dem Kulturverband angehörte, dessen Vereinsleben sich darauf beschränkte, seine Mitgliedsbeiträge der Zentrale nach Berlin zur Weiterleitung nach Erez Israel einzuschicken. Plötzlich kam die neue Wizo-Exekutive in Berlin auf den Gedanken, diese beiden Gruppen unter zionistischer Flagge zusammenzuschliessen. Wir in Süddeutschland kämpften dagegen; wir wussten, dass wir alle Nichtzionisten verlieren würden, wenn wir erklärten: Der Kulturverband ist ein zionistischer Verein.

Berlin siegte, aber wir behielten leider recht, nicht ein einziges nicht-zionistisches Mitglied blieb uns. Die Ortsgruppe der Wizo hat nie die Gelder aufgebracht, die vorher spielend eingegangen waren.

Aber die Wizo-Frauengruppe hatte trotz ihrer geringen Mitgliederzahl ein recht lebendiges Leben. Unsere Zusammenkünfte waren meist recht anregend, und die gleiche Gesinnung schuf einen innigeren Zusammenschluss. Gertrude Weil-Walkanotz war unsere Vorsitzende und arbeitete mit grosser Hingabe. Sie war aus der Gruppe des Berliner Volksheims hervorgegangen und blieb den Idealen dieser Gruppe immer treu. Ihr Mann war ein Gegner des Zionismus, legte aber ihrer zionistischen Arbeit nichts in den Weg. Es war immer eine Freude, sie anzusehen, denn sie war wirklich schön, sie ist es wohl noch heute. Zum letzten Mal sah ich sie vor acht Jahren hier im Land, als sie als Besucherin das Land sah, das sie liebte, für das sie arbeitete. Sie und ihre Familie leben in England. Frau Eliasberg, unsere Schriftführerin, lebt mit Mann und Kindern in Amerika. Henni Reich leitete den hebräischen Kindergarten, den die Gruppe ins Leben rief, mit grossem Geschick und Hingabe und verstand es, eine Gruppe zionistischer Schulkinder zu leiten und zu erziehen. Fast alle führenden Frauen dieser Gruppe gehörten auch dem «Frauenbund» an und waren in der pädagogischen Gruppe. Unsere Arbeit war trotzdem nicht überflüssig, sie lag auf ganz anderem Gebiet: jüdische Geschichte und Literatur, zionistische Geschichte und Palästinafragen waren unsere Themata.

Wenn ich auf Vortragsreisen in andere Städte fuhr, so brachte meine Doppeleigenschaft als Mitglied des «Frauenbundes» und der «Wizo» beide Kreise zusammen, Kreise, die sonst nicht nur getrennt waren, sondern sich oft feindlich gegenüberstanden. In bester Erinnerung habe ich eine Vortrags-Rundreise in der Schweiz. In St. Gallen sprach ich zuerst. In der Schweiz gab es nicht wie in Deutschland gesinnungsmässig getrennte Frauengruppen. Alle waren in einem Dachverband zusammengeschlossen. Ich wurde überall sehr freundlich aufgenommen. In St. Gallen gab es wohl kaum Zionisten. Es lebten dort eingewanderte deutsche Juden, polnische Juden, aber nicht sehr viel echte schweizer Juden. Von St. Gallen ging es nach Basel, wo der Vortragsabend schlecht vorbereitet und darum nicht gut besucht war. Die Leitung hatte eine ungarische Zionistin, so dass die echten Basler sich nicht beteiligten. Im Gegensatz dazu gab es in Zürich einen angeregten, lebendigen Kreis, der nach dem ersten Abend um einen zweiten Vortrag bat. Da wir bei der Diskussion so viele interessante Themen angeschnitten hatten, ging

ich gerne darauf ein. Auch menschlich war die Aufnahme in Zürich besonders nett. Ich wohnte bei Bernhard Meyer, einem geistig ausserordentlich regen, für alles, besonders aber für Politik und Kunst sehr interessierten Mann und seiner Frau, die es verstand, in trockenstem Tone die originellsten Bemerkungen zu machen. Sie hatten herrliche Bilder und sonstige Kunstwerke. Dass ich mir dort Sympathien erworben hatte, sah ich Jahre später, als ich im Jahre 1936 von Palästina aus anlässlich einer Vorstandssitzung der «Wizo» Zürich wieder besuchte und überall sehr freundschaftlich begrüsst wurde. Luzern, das über Zürich von mir gehört hatte, aber nicht als Vortragsstadt vorgesehen war, bat mich telegraphisch, auch dort aufzutreten. Es war nahe genug und so wunderbar am Vierwaldstätter See gelegen, dass ich nicht nein sagen konnte. In Mannheim, wo ich mit dem Besuch der geliebten Mutter oft einen Vortrag verband, endete diese Tour. Später einmal sprach ich in Wiesbaden, Bingen und Mainz. In Wiesbaden, wo eine fast feindliche Trennung zwischen Zionisten und Nichtzionisten bestand, sprach ich an zwei verschiedenen Abenden, für jeden Kreis gesondert.

Ich muss gestehen, dass ich mich nur sehr ungenau an die von mir behandelten Themen erinnere. Ich erinnere mich an Vorträge über zionistische Frauenfragen: die Arbeiterin in Erez Israel; die politischen und rechtlichen Forderungen der Frau in der neuen Gemeinschaft. Dann sprach ich, wie ich mir vorgenommen hatte, über Henriette Szold und ihr Werk. Ich hatte mir dazu aus Amerika und Palästina das gesamte Material über die Organisation der «Hadassah» kommen lassen. Aus all diesen Berichten erstand mir das Bild von Henriette Szold, liebenswert, von unermüdlicher Arbeitskraft und unerschöpflichem Arbeitswillen für ihr Werk. Sie ist, wie Bertha Pappenheim, allein geblieben im Leben, so konnte auch sie ihre Kräfte ungeteilt auf ihr Werk konzentrieren. Die beiden Frauen begegneten sich einmal – es war wohl im Jahre 1937 –, sie haben sich nicht verstanden. Zu verschieden waren ihre Persönlichkeiten, zu verschieden ihre Ziele.

In den Veranstaltungen des h'rauenbundes behandelte ich meist allgemeine Probleme: Erzieherische Fragen, Frauenfragen, die Stellung des Juden zu seiner Umwelt.

Eine Begegnung in Wiesbaden mit Schmarjahu Lewin, dem grossen zionistischen Führer und Redner, ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Er war sehr krank und lag schon viele Wochen in einem Sanatorium. Ich machte ihm einen langen Besuch, und im Laufe der Unterhaltung sagte er mir: «Gehen Sie nach Hause, packen Sie Ihre Koffer und

wandern Sie aus. Es wird in Deutschland furchtbar werden, schlimmer als es jemals in Russland oder Rumänien war.» Das war im Jahre 1930. Ich wusste, dass er recht hatte, aber ich wusste auch, dass mein Mann der Meinung sein würde, dass gerade dann sein Platz hier sei.

Von der Zentrale kam die Aufforderung, auf der Sommerschule des Frauenbundes in Dürkheim zu sprechen, und zwar über den Abtreibungsparagrafen, der damals neu zur Diskussion stand. Ich lehnte mit der Begründung ab, dass ich sicherlich den gegenteiligen Standpunkt von dem des Frauenbundes einnähme. Umgehend kam die Antwort, ich hätte volle Freiheit zu sagen, was ich wolle. Bertha Pappenheim werde das Gegenreferat übernehmen. Es war ein ganz besonders interessantes Publikum. Rabbiner Dienemann aus Offenbach eröffnete den Festabend und sprach als erster bei der offiziellen Tagung. Er hat damals meine Achtung und Bewunderung in hohem Masse erworben. Auf dieser Tagung sprachen noch Margarete Sussmann, Dora Edinger, Margarete Berent und als letzte ich und meine Gegenreferentin Bertha Pappenheim. Ich weiss noch heute, dass ich nie so ganz mein Publikum vergass und nur das Gefühl eines Bekennenmüssens um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen hatte. Meine Zuhörer haben das wohl mitempfunden und waren beeindruckt. Auch Bertha Pappenheim sprach aus demselben Gefühl heraus. Hatte ich die Sorge um die arme gequälte Frau und Mutter in den Vordergrund gestellt, hatte Straffreiheit für sie verlangt, so hatte sie die Sorge um das Kind als oberste Forderung erhoben. Wir kamen eben aus verschiedenen Welten und aus verschiedenen Berufskreisen. Auch bei den Akademikerinnen hatte ich das Referat über den Abtreibungsparagrafen übernommen. In diesem Kreise – er bestand hauptsächlich aus Ärztinnen – war das Thema natürlich ganz anders zu behandeln. Ich erinnere mich noch, dass eine streng katholische Ärztin nach dem Referat zu mir sagte: «Für den Augenblick haben Sie mich völlig überzeugt, aber ich muss in Ruhe noch einmal darüber nachdenken.» Wenn man einmal dem Vereinsleben verfallen ist, so ist es schwer, sich ihm zu entziehen. Nie bin ich so viel herumgefahren wie in diesen Jahren. Die «Internationale Jüdische Frauenbewegung» brachte mich nach Hamburg. Frau Kohut war die Anregerin und Präsidentin der Tagung, die jüdische Frauen aus fast allen europäischen Ländern vereinigte. Frau Kohut kam mit einigen anderen Delegierten aus Amerika, Palästina war durch Helene Hannah Thon und Cecilie Rosenblüth vertreten. Es war wohl an einen Zusammenschluss aller jüdischen Frauengruppen zu gemeinsamer sozialer Arbeit gedacht. Jedes Land berichtete über seine



besondere Arbeit: England über die Verwirklichung des Settlements-Gedankens, die Schweiz über die Tuberkulose-Fürsorge; besonders aufschlussreich sprachen die Palästinenserinnen, die darauf hinwiesen, dass bei ihnen Sozialarbeit, Sozialpolitik und Aufbauarbeit ineinander übergingen. Die Tagung war interessant und anregend, aber die geplante Weltvereinigung kam trotz aller Resolutionen nicht zustande. Die Jubiläumstagung des «Jüdischen Frauenbundes» mit der wunderschönen Festrede von Leo Baeck war ein würdiger Abschluss der Hamburger Tage.

Eine ganz andere Art von Frauen war es, die sich in Heidelberg zusammenfanden. Die «Alt-Heidelbergerinnen» hatten nach langer Pause an alle ehemaligen Mitglieder ein Rundschreiben geschickt, um sie aufzufordern, gemeinsam das fünfundzwanzigjährige Jubiläum dieser Gruppe zu feiern. Nicht viele folgten dem Ruf. Wir waren nur etwa ein Dutzend Getreue, die sich in unserem geliebten Heidelberg einfanden. Es war schön und schmerzlich zugleich, wieder die alten Wege zu gehen, die man einst so voll Jugendfrische gegangen war. Was lag alles hinter uns! Das kam am besten in unserer ersten Sitzung zum Ausdruck, die nur ein Thema hatte: «Unser Erleben, unsere Arbeit in den Jahren nach dem Studium.» Unsere Philologinnen und Philosophinnen waren zum Teil die Begründerinnen der sozialen Frauenschulen geworden; andere arbeiteten an ihnen leitend oder lehrend. Alle hatten unendlich viel unter Krieg und Nachkriegszeit gelitten, in der eine neue Jugend herangewachsen war, die sie zu führen hatten. Ganz klein kam ich mir denen gegenüber vor, die all die Jahre allein im Lebenskampf gestanden hatten.

Am Nachmittag gingen wir durch die stillen schönen Laubwälder die Hügel entlang über Neckargemünd nach Neckarsteinach und plauderten. Unser Zusammensein war harmonisch, mit einem leisen Unterton von Melancholie. Ich war die Jüngste, trotz meiner achtundvierzig Jahre; wir hatten alle schon die Höhe unseres Lebens überschritten. Ein leiser Misseton wollte aufkommen, als von Politik gesprochen wurde, vom Locarno-Vertrag und seiner Auswirkung; es zeigte sich, wie stark eine der Frauen von der Nazi-Bewegung erfasst war. Sie stand damals in unserem Kreise noch allein mit ihrer Ansicht, aber auf jeden Kreis, jede Gemeinschaft hatten die Hitlerschen Ideen abgefärbt. Man brach das Gespräch ab, aber die Harmonie war gestört.

Ja, die Harmonie in unseren Frauenkreisen war gestört. Wir empfanden es in München, wo bis dahin ein gutes Einvernehmen zwischen den

Gruppen der verschiedenen Frauenverbände, die im Städtischen Hausfrauenverein zusammengeschlossen waren, bestand. Die Vorsitzende des katholischen Frauenbundes gestand, dass sie ihre jüdischen Freunde nicht mehr grüssen dürfe, «ihre Söhne erlaubten es ihr nicht». Wir alle fühlten, dass der neue Geist sich der Kinder, der Jugendlichen bemächtigte und von ihnen aus auf die Erwachsenen übergang.

Es lag nahe, in zwei ernststen Besprechungen zwischen dem Vorstand unseres Jüdischen Frauenbundes und dem Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenbundes das Thema offen und sachlich zu behandeln. Es stellte sich heraus, dass auch die deutschen Frauen die Gefahr voraussahen, die sich in der Hassbewegung gegen alles Jüdische vorbereitete. Was konnte man dagegen tun? Aufklären? Wer sollte aufklären? Jedenfalls nicht die Juden, das wäre wirkungslos geblieben. Die christlichen Frauen? Was wussten sie von Juden und Judentum? In Wahrheit gar nichts. Jede von ihnen hatte einige jüdische Freunde, mit denen sie gut auskamen, aber über jüdische Religion, Sitte, Tradition wussten sie nichts. Immer wieder hatte ich dasselbe erlebt: wir lebten unter den anderen, sassen mit ihnen auf der Schulbank, gingen durch die Universitäten mit ihnen, trafen uns in Gesellschaften – und waren uns völlig fremd. War es ihre, war es unsere Schuld? Schwer zu sagen, aber auch bedeutungslos. Es war eine Tatsache, die sich in dieser Zeit verhängnisvoll auswirkte, dass die, die sich für uns einsetzen wollten, nichts von uns wussten.

Und so baten die Frauen uns: gebt uns die Möglichkeit, in leichter, fasslicher Form etwas über euch zu erfahren. Wir gingen gerne darauf ein, einige kleine Broschüren mit den verschiedensten Themen über jüdisches Leben zusammenzustellen. Ich bekam die Aufgabe, über die jüdische Mutterschaft und Ehe zu schreiben. Von den vielen geplanten Dingen war dieses kleine Büchlein das einzige, das noch erschien.

## HITLERBEWEGUNG UND ANTISEMITISMUS

Es ist merkwürdig, wie wenig gerade wir Juden die drohende Gefahr sahen. Nach der Inflationszeit war eine ruhige, geordnete Zeit des Aufbaus gekommen, aber Tausende hatten ihre letzten Reserven verloren, ganze Schichten waren verarmt. Die Arbeitslosigkeit wuchs bald von Monat zu Monat in erschreckendem Masse. Man beachtete es nicht, dass unter den Besitzlosen und Arbeitslosen Not und Unzufriedenheit herrschten, der beste Nährboden für revolutionäre Gedanken. Man war

bereit, jeden als Führer anzuerkennen, der eine Besserung der Lage versprach, der die «Schuldigen» nannte: den Versailler Vertrag, die Sozialdemokraten und vor allem und in erster Linie die Juden.

Wir wussten dies alles, wir sahen jede Woche die roten Plakate, die die Hitler-Reden ankündigten. Wir gingen an den Kästen des «Völkischen Beobachters» vorbei, lasen die Hetzartikel und gingen empört weiter. Wir machten es uns nicht klar, dass dieser «Völkische Beobachter» eine der meistgelesenen Zeitungen des damaligen Deutschland war. Wir sahen in jedem Buchladen Hitlers «Mein Kampf» ausgestellt, keiner von uns kaufte ihn, keiner von uns las es. Ich weiss heute besser als damals, woher es kam, dass wir diese Sturmzeichen zu wenig beachtetten. Wir hatten grosse Sehnsucht nach Ruhe, Frieden und Ordnung. Der Krieg war vorbei, der Hexensabbat der Inflation überstanden. Der Schmerz um unsere gefallenen Brüder war einem trauernden Gedenken gewichen. Mein Mann war wieder gesund und leistungsfähig, die Kinder waren zu Menschen herangewachsen. Der Alltag bot eine Fülle von Aufgaben, er gab Freude und Sorge. Und in einem Haus mit fünf Kindern gab es der Aufgaben genug. Isa, unsere Älteste, hatte die Schule beendet und sich zu unserem Erstaunen zum Studium der Nationalökonomie entschlossen. Es war keine schöne Zeit für junge Menschen. «Noch einige Semester, dann sind wir arbeitslos», war die Losung. Ich wollte, dass Isa einmal herauskäme aus dieser Atmosphäre von Unzufriedenheit und Unsicherheit. Ein Semester in Perugia gab ihr Gelegenheit, Italien kennenzulernen, und wenn es auch das Italien Mussolinis war, hatte es doch von seiner Schönheit, seinem Reichtum an Kunst nichts eingebüsst. Als Jüdin hatte sie nicht das geringste zu leiden. Noch war es lange vor der Zeit, da unter Hitlers Einfluss die Nürnberger Gesetze in Italien eingeführt wurden. Eine zweite dreimonatige Reise lehrte sie London kennen.

Meine zweite Tochter, Hannah, hatte im Jahre 1930 die Schule verlassen, besuchte die Kunstschule und studierte gleichzeitig Kunstgeschichte. Unser ältester Junge, der im Jahre 1930 sechzehn Jahre alt war, hatte mehr als Jude gelitten als die Töchter. Schon in Starnberg hatte das begonnen. Der kleine tapfere Kerl hatte mir nie etwas davon erzählt. Täglich fragte ich ihn, wie es ihm in der Schule ergangen sei, und erhielt immer die Antwort: «Oh, es war sehr schön.» Bis ich durch Fremde erfuhr, wie er gequält wurde, und ich es abstellen konnte. Mir tat es sehr weh für meinen kleinen Buben, der von Natur so warmherzig und gut war. Er hatte schon ganz bewusst aus seinen Erlebnissen die Konsequenzen gezogen: «Ich bin kein Deutscher», erzählt er mir schon mit acht

Jahren, «ich bin ein Jude.» Er zog einen Trennungsstrich, er war bewusst Jude, religiös und national. Er suchte die Gemeinschaft mit den anderen nicht.

Wohl aus dieser Einstellung heraus erklärte er mit sechzehn Jahren, er wolle nicht weiter zur Schule gehen. Wozu das Abitur, da er doch Bauer in Erez Israel werden wollte. Ich gab ihm recht, denn ich sah, wie überdrüssig er des Schullebens war. Nicht, dass ich es für richtig hielt, dass er schon jetzt endgültig mit dem Lernen aufhörte, aber ich verstand es, dass er sich fremd fühlte in der Klasse, in der ausser ihm nur ein einziger Jude war. Hier in Deutschland sah er den anwachsenden Antisemitismus, auf der anderen Seite erlebte er das Aufblühen Palästinas, nahm jüdisches Wissen in sich auf, hatte privaten hebräischen Sprachunterricht, lernte Gemarah, las mit mir Dubnows Jüdische Geschichte, war erfüllt von jüdischer Religiosität. So war es mir verständlich, dass es ihn in eine jüdische Gemeinschaft trieb, die sich vorbereiten wollte, den Boden Erez Israels zu bebauen. Eli war dagegen, aber der gemeinsamen Kampffront von Sohn und Mutter konnte er nicht standhalten. Nach einem halben Jahr tüchtigen landwirtschaftlichen Schaffens auf der Misrachi-Lehrfarm Rodges bei Fulda kehrte der Sohn erfrischt, gekräftigt und körperlich prachtvoll entwickelt nach München zurück, froh, wieder lernen zu dürfen. Seine alte Klasse nahm ihn wieder auf, zusammen mit seinen alten Kameraden machte er sein Abitur. Diese beiden letzten Schuljahre waren schöner für ihn als die Jahre zuvor. Sein landwirtschaftliches Halbjahr hatte ihm bei Lehrern und Schülern Respekt eingetragen.

Seit unserer Hochzeit waren fünfundzwanzig Jahre vergangen. Die Kinder, die Freunde, die Gemeinde machten diesen Tag zu einem Festtag für uns. Es zeigte sich, wieviel Liebe und Verehrung sich mein Mann in den fünfundzwanzig Jahren seines Wirkens erworben hatte. Wenn ich heute zurückdenke, so weiss ich, dass dieser Hochzeitstag das letzte schöne Fest war, das wir in Freude feiern konnten. Es scheint mir, dass danach Schlag auf Schlag drinnen und draussen das Unglück einsetzte. Und doch weiss ich, dass das eine ungerechte Betrachtungsweise ist. Ich erinnere mich einer Fülle schöner, interessanter Dinge, die wir in den Jahren 1930/33 noch erlebten. Ich denke an unsere Fahrt zum Basler Kongress mit seinem herrlichen Intermezzo, unserer Reise nach Paris. Aber auch da die ersten Wolken: der Krach der Darmstädter Bank mit seinen Folgen, die ich gar nicht erfasste. Ich sah, dass Elis sorglose Ferienstimmung vorbei war, dass er mit immer wachsenderer Besorgnis die deutschen Zeitungen studierte; da es ihn zurücktrieb, kürzten wir unsere Reise ab.

Als wir in Basel ankamen und ich die Aufregung der deutschen Kongressteilnehmer sah, verstand ich schon besser, dass es wirklich Grund zur Aufregung gab. Die Banken hatten alle Auszahlungen gesperrt. Damals war Eli gerade auf meinen Wunsch eingegangen, Geld in Palästina zu investieren. Er hatte mit meinem Neffen, Moses Unna, der als Landwirt in Erez Israel lebte, verabredet, ihm einen Pardes anzulegen und zu verwalten. So hatte er drüben die Grundlage einer Existenz und eine Kapitalanlage, die uns oder den Kindern einmal eine Rettung sein konnte. Seit dem Kriegsbeginn im Jahre 1914 hatte ich Eli gebeten, uns drüben ein Haus zu kaufen. Aber Eli hatte sich nie dazu entschliessen können. Für einen anderen hätte er eine solche Sache mit grosser Energie betrieben, für sich selbst und die eigene Familie hatte er zu wenig Zeit. Eli hatte den Kopf so voll mit Gedanken an andere, dass er seine eigenen Angelegenheiten immer vernachlässigte. Wie sehr, das wurde mir bei einem Gespräch mit einem Freund und Kollegen meines Mannes klar. Als Eli in Palästina war, fragte ich ihn, ob er ihn in der Gemeinde ersetzen wolle, wenn wir beschliessen würden auszuwandern. Seine Antwort: «Ich kann nicht auf die Hälfte meines Einkommens verzichten.» Auf meinen erstaunten Blick hin sagte er: «Ja, wissen Sie nicht, dass Ihr Mann das Doppelte verdienen könnte, wenn er nicht so viel Zeit den öffentlichen Arbeiten widmen würde?» Er hatte sicher recht, nur habe ich die Dinge nie von diesem Standpunkt aus betrachtet. Aber ich würde es auch nie versucht haben, ihn zu einer anderen Gestaltung seines Lebens zu veranlassen.

Als wir nach all den Jahren endlich so weit waren, Geld in Palästina zu investieren, kamen im Anschluss an den Bankkrach Bestimmungen über Geldausfuhr und Investitionen im Ausland. Eli, der es mit solchen Gesetzen sehr genau nahm, erklärte mir, dass er das, was er bereits investiert hatte, lieber verfallen lasse, als ungesetzlich weiter draussen Investitionen zu machen. So scheiterte unser einziger Versuch, Boden in Erez Israel zu erwerben.

Dann kam das frohe Ereignis der Verlobung unserer Ältesten, damals einundzwanzig Jahre und Studentin, mit einem jungen Zionisten Ignaz Emrich, der wie sie im «Blau-Weiss» gewesen und nun der Redakteur des bayrischen zionistischen Blattes, des «Echo», war. Durch gleiche Ideale hatten sie sich gefunden, und den gleichen Idealen sind sie treu geblieben. Noch sah man nicht, wie bald sich unser aller Leben von Grund aus verändern sollte.

Wir waren damals in eine herrliche neue Wohnung gezogen, nach-

dem wir neunzehn Jahre in der Kobellstrasse gewohnt hatten. Schon die Lage der neuen Wohnung war wunderbar. Die Strasse war nur auf der einen Seite bebaut, der Blick auf die Isar gegenüber und die waldigen Anlagen an ihren Ufern war frei. Hinter dem Haus dehnte sich der Englische Garten. Die Wohnung schien mir fast zu schön, zu grossartig. Ich sagte zu Peter, dass die Wohnung zu schön für uns sei, dass auch er ein schönes Zimmer mit dem kleinen Bruder bekäme, dass er aber nicht unbescheiden dadurch werden, sondern so einfach bleiben solle wie bisher. Mit voller Ernsthaftigkeit antwortete er, dass er all das Schöne gern geniessen wolle, ohne sich so zu verwöhnen, dass seine Ansprüche an das Leben zu gross werden sollten. Und mein Junge hat das wirklich bewiesen. Als ich sah, mit welcher Selbstverständlichkeit er einige Jahre später als Chaluz in Kiryath Anawim schlechter als der niedrigste Bauernknecht in Deutschland wohnte, habe ich ihn doch bewundert. Alle meine Kinder sind einfach und bescheiden geblieben, sind froh und dankbar für das Gute, sind aber auch mit den einfachsten Lebensbedingungen zufrieden.

In der grossen Wohnung fanden noch viel mehr Veranstaltungen statt als in unserer früheren Wohnung. Immer schon hatte unser Haus, als eines der wenigen zionistischen grösseren Häuser in München, offizielle Veranstaltungen in seinen Räumen gesehen: Als die «Habimah» damals ihren Siegeszug durch Deutschland machte, als «Hebräisches Theater» zum ersten Mal in allen grösseren Städten spielte, da waren alle Mitglieder der Gruppe bei uns geladen, zusammen mit den führenden Zionisten und Theaterleuten, die sich für diese merkwürdige, ihnen so neue Gruppe interessierten. Anwesend waren der Direktor des Schauspielhauses, Falkenberg, mit seiner Frau, Wolfskehl und Prätorius und viele, deren Namen ich vergessen habe. Ein anderes Mal hat das Kuratorium der Universität Jerusalem bei uns getagt mit Einstein und Buber, Magnes, Orenstein und Landau, weil München ein so bequemer Treffpunkt für sie alle war. Wir gaben einmal ein grosses Essen für alle Konsulate, mit denen das Palästina-Amt zu verhandeln hatte, um sie in die Probleme der Wanderung der Juden nach Palästina einzuführen. Der junge italienische Konsul, neben dem ich sass, war ein Jude. Ich hatte ein merkwürdiges Gespräch mit ihm. Wir hatten eine grosse Karte von Erez Israel aufgehängt, die hebräisch beschriftet war. Mein Nachbar fragte mich, ob ich das lesen könne, was ich bejahte. Ich erzählte ihm, dass in Bayern jedes jüdische Kind in der allgemeinen Volksschule in der Religionsstunde Hebräisch lesen lerne. Da bekam ich von ihm die merkwür-

dige, mir damals unverständliche Antwort: «Ach, nun verstehe ich den Antisemitismus in Deutschland.» Auf mein erstauntes Gesicht hin erklärte er mir, dass er glaube, dass es darum in Italien so ganz anders sei, weil keiner nach der Religion des anderen frage, weil keine Schule Religionsunterricht erteile, und so die Kinder ohne trennende Momente aufwüchsen. Vielleicht hatte er recht. Später, als unter Mussolini das Konkordat zustande kam, als die Schulen Religion als Schulfach einführten, hat sich das geändert. Vielleicht trug es mit dazu bei, dass der Antisemitismus Eingang in Italien fand.

Die Räume in der neuen Wohnung luden zu grossen Versammlungen ein: Die zionistischen Frauen trafen sich bei uns, als Mrs. Sieff aus England kam. Frau Blumenfeld erzählte einem grossen Frauenkreis von ihrer letzten Palästinafahrt. Der letzte grosse Empfang fand im Januar 1933 statt, als Chaim Weizmann unerwartet auftauchte. Er war nach München gekommen, um mit Professor Willstätter chemisch-wissenschaftliche Fragen zu besprechen. Es war schon spät am Nachmittag, als er zu uns kam. Sein Kommen in dieser so bedrückenden, schwer auf uns allen lastenden Zeit war eine solche Freude, dass wir sie uns nicht allein gönnten. Wir luden alle erreichbaren Zionisten zu einem intimen Ausspracheabend mit Weizmann ein. Nicht einer blieb fern; es war wie ein frischer Hauch von der Welt draussen, der mit Weizmann zu uns kam, von einer Welt, die nicht so düster schien wie die um uns. Es war nicht das erste Mal, dass Weizmann unser Gast war, aber nie habe ich seine starke Persönlichkeit so empfunden wie an diesem Abend. Eli war froh und beglückt, trotz der furchtbaren Krankheit, die an ihm zehrte, ihn bedrückte, lange bevor es ihm klar war, dass er ein schweres körperliches Leiden hatte.

## MUTTERS TOD

Die äussere Ordnung war gerade in unsere Wohnung eingekehrt, wir machten uns daran, Schränke, Kisten und Kasten zu ordnen und einzurichten, wir waren gerade so weit, uns in dem neuen schönen Heim wohlfühlen, als mich ein Telefonanruf nach Mannheim rief, weil die geliebte Mutter sehr schwach und elend sei. Als ich ankam, erschrak ich, wie verfallen, wie elend Mutter aussah. Der Tod war ihr auf der Stirne geschrieben. Ich wusste, es gab nur eines, ihr die letzten Tage ruhig und schön zu gestalten. Das war alles, was ärztliches Können und kindliche

Liebe noch tun konnten. Tag und Nacht blieb ich an Mutters Seite. Bis zu meiner Ankunft hatte sie sich nicht gelegt, war sie noch jeden Tag aufgestanden, hatte keine Pflege gewollt; sicher nur, um Trudchen nicht zur Last zu fallen. Als ich sie überredete, sich von mir ins Bett legen zu lassen, sagte sie mir: «Ach, lasse mich lieber angekleidet sitzen, das Anziehen fällt mir so schwer.» Ich beruhigte sie damit, dass ich ihr versprach, ihr in der Frühe zu helfen. Ich wusste, dass sie nicht mehr aufstehen würde. Und irgendwie wusste Mutter das auch. Sie lag ruhig und friedlich im Bett, glücklich darüber, auszuruhen. Sie wartete auf den Tod mit voller Ruhe. Ja, sagte sie mir, ich fürchtete schon, Gott habe mich vergessen, dass er mich so lange nicht zu sich gerufen, aber nun erlaubt er mir zu gehen. «Weine nicht, mein Kind, ich gehe gerne und habe keine Furcht. Meine Arbeit ist getan, niemand braucht mich mehr. Ihr, meine Töchter, seid alle gesund, habt Mann und Kinder. Ihr wart alle immer gut zu mir, ich danke euch!» Und dann äusserte sie lauter kleine Wünsche für die Enkelkinder, was jedes von ihren Sachen zum Andenken bekommen sollte. Selbst das Geschenk für den Enkelsohn, der in der nächsten Woche Geburtstag hatte – zehn Mark – lagen bereit. Ihr letzter Wunsch war, dass alles von Vaters Hand Geschriebene ihr im Sarg unter ihr Haupt gelegt werde. Dann lag sie ruhig und voll Friede und sprach nur noch sehr wenig. Sie war ganz klar und voller Bewusstsein. In dieser Nacht – es war die Schabbat-Nacht – weckte mich ihr krampfartiger Husten. Ich gab ihr eine Morphiumspritze, die erste Spritze in ihrem Leben, und sie schlief friedlich wie ein Kind; seit langem hatte sie nicht mehr so herrlich geschlafen, sagte sie mir. Als ich ihr in der folgenden Nacht die zweite Spritze gab, war sie schon bewusstlos. Am Sonntag Morgen schloss sie für immer die Augen. Sie starb, wie sie gelebt hatte: gross und stark und rührend selbstlos. Ich stand neben ihrem Bett und hatte nur den einen Gedanken: so möchte ich auch einmal gehen dürfen. Es war ein Sterben, das keine Trauer zuliess, nur tiefe Andacht und Bewunderung. Der Schmerz, dass die Mutter von uns gegangen, kam erst später, und dann nur als Wehmut, dass so viel reiche Liebe, die immer für uns gelebt hatte, für immer versiegt war. Aber Mutter war dreiundachtzig Jahre alt geworden – wie viele Menschen haben das Glück, eine Mutter so lange zu besitzen?

Ich weiss nicht, ob diese Blätter, die von meinem Leben erzählen, das Bild meiner Mutter erstehen lassen, wie es vor mir steht und vor all denen, die sie im Leben gekannt haben. Sie war eine ganz aussergewöhnliche Frau. Alles, was sie tat, war ihr so selbstverständlich. Alles tat sie



mit Bescheidenheit, mit treuester Pflichterfüllung. Das Leben hat ihr Schweres auferlegt: den Tod ihrer beiden kleinen Söhne und dann den schwersten Schlag, den sie nie verwunden, den Tod des geliebten Mannes. Aber sie war dadurch nicht bitter geworden. Fast sechzig Jahre war Mutter alt, als sie ihre zweite Heimat, Karlsruhe, verliess und mit ihrem Sohn Ernst nach Mannheim zog. Es spricht mehr als alles andere für ihre Persönlichkeit, dass sie auch dort wieder einen grossen Kreis von Verehrern und Bewunderern gefunden hat, trotz ihrem Alter, trotz ihren beschränkten geldlichen Verhältnissen. Mutter war eben immer jung geblieben. Wie konnte sie sich mit Aufregung in Bücher einlesen, wie konnte es sie erregen, wenn sie Ungerechtigkeit, wenn sie Schlechtes sah. Mit siebzig Jahren sagte sie mir: «Wenn der Kalender es mir nicht sagte, nie würde ich glauben, dass ich schon so alt bin.»

Dass ihr letzter, so innig geliebter Sohn im Weltkrieg fiel, war ein schwerer Schlag, von dem sie sich nie mehr erholt hat. Sie hatte auf diesen einzigen Sohn so viel Hoffnungen gesetzt. Er schien ihr in vielem ein Abbild des früh dahingegangenen Mannes. Ich erinnere mich an einen Jahrzeitstag vom Vater. Mein Bruder Ernst kann höchstens acht Jahre alt gewesen sein, als Mutter ihm eine Stelle aus dem Buche Samuel zeigte: David will Gott einen Tempel bauen, aber Gott sagt ihm: «Nicht Du sollst mir das Heiligtum bauen, sondern Dein Sohn, der nach Dir kommt, er soll mir mein Heiligtum bauen!» Der feierliche Ernst der Mutter und ihre grosse Forderung an den kleinen Sohn, die Arbeit des Vaters fortzusetzen, machte auf uns Kinder einen tiefen Eindruck. Als Ernst nicht den religiösen Weg unseres Vaters ging – trotzdem er um Mutters willen nach aussen alles vermied, was sie kränken konnte –, hat Mutter das wohl gewusst. Ihr schien seine Liebe zu seinem Volk und Land der Weg, der ihn am innigsten mit dem Judentum verband. Nun war ihre neue Hoffnung, mit ihm zusammen in Erez Israel zu leben. Sein Tod hat ihr auch diese Hoffnung genommen. Mutter hat das Land ihrer Sehnsucht nie gesehen. Aber gearbeitet hat sie tagaus, tagein dafür. Wie oft haben wir, ihre Kinder, sie geneckt, wenn sie sich für jedes Stückchen Silberpapier bückte, wenn sie vor jedem Fest, jeder Hochzeit, jeder Barmizwah in der Gemeinde keinen Weg scheute, um National-Fonds-Telegramme zu verkaufen. «Ich habe kein Vermögen», sagte sie einfach, «so kann ich nicht im Grossen aus meiner Tasche geben, da gebe ich es im Kleinen durch meine Arbeit.» Ihren achtzigsten Geburtstag hatten ihre Freunde, hat die Zionistische Ortsgruppe Mannheim zu einer wunderschönen Feier gestaltet. Drei Jahre später, im Herbst 1931,

haben wir sie zur letzten Ruhe geleitet. In Karlsruhe liegt sie an der Seite ihres Mannes begraben. Am wärmsten und schönsten sprach Eli an ihrem Sarg innige, von Herzen kommende Abschiedsworte.

Ich war ja wahrlich schon erwachsen genug, aber doch bleibt es wahr, dass man erst dann ganz erwachsen wird, wenn das Elternhaus nicht mehr besteht, wenn es niemanden mehr gibt, der «mein Kind» zu einem sagt. Es ist, als ob alle Wurzeln sich lösen und man fühlt, nun muss man selbst ganz stark sein, um denen, die nach uns kommen, das sein zu können, was unsere Mutter war. Ich glaube, bemüht haben wir drei Schwestern uns alle, jede an ihrer Stelle, Mutters Vorbild nachzuleben. Erreicht hat sie keine von uns. Das Glück aber, eine solche Mutter gehabt zu haben, geleitet einen durchs ganze Leben.

Mein Leben vom Herbst 1931 an scheint mir zurückschauend wie ein schwerer Alldruck. Man tut alles, was von einem verlangt wird, und versteht später nicht mehr, wie man die Kraft, wie man den Mut zu solchem Handeln fand. Ich weiss noch, mit welchem Bangen ich Eli ansah, als er an Mutters Sarg ihr unsere Abschiedsgrüsse nachrief. Wie blass, wie elend sah er aus! Die Furcht um ihn war schon fast ein halbes Jahr in mir. Er war so viel ernster geworden, sein frohes Lachen war kaum mehr aus ihm herauszulocken. Es gab ja Gründe genug zu trüber Stimmung, aber dem Auge der Frau und Ärztin erschien doch sicher, dass neben der psychologischen noch eine körperliche Ursache vorliegen müsse. Ich hatte ihn wohl wieder einmal etwas sorgenvoll angesehen, als er sagte: «Du brauchst dir keine Sorge zu machen, ich war schon beim Arzt, bin schon durchleuchtet, es ist alles in Ordnung.» Von dem Moment an wusste ich, dass meine Sorge begründet war.

Es ist nicht so, dass die Sorge ewig neben einem steht. Es gab Tage, an denen alles gut schien, an denen ich versuchte, mir meine Besorgnisse auszureden. Tage, an denen wir beide so voll in der Arbeit standen, dass wir gar nicht zum Denken kamen. Elis Gemeindefarbeit verschlang jede freie Minute. Die Sozialarbeit baute er immer weiter aus, sie umfasste ganz Bayern. Die Fürsorge für die Durchwanderer war von ihm in Zusammenarbeit mit Berlin und Österreich eingeführt und nach bestimmten Grundsätzen geordnet worden. Seine anwaltliche Tätigkeit hatte ihm gerade in jenen Jahren viel Aufregung gebracht, und das geschäftliche Leben, mit dem er als Syndikus und Aufsichtsrat verbunden war, brachte ihm zwar viel Anerkennung, aber auch sehr viel verantwortliche Arbeit. Immer wieder tröstete ich mich damit, dass es die Fülle der Arbeit sei, die ihn so elend aussehen liess, die Fülle der Verantwor-

tung, die auf sein Gemüt drückte. Und wirklich: Ferientage am Plattensee, tief drinnen in Ungarn in der Villa meines Vetters Gabor Bano, sahen ihn froh und frisch – aber schon in Budapest, dieser herrlichen Stadt, über die wir die Rückreise antraten, beschlich mich wieder das Gespenst der Furcht.

Tage in Meran und ein Winteraufenthalt in Seefeld schienen ihm gut zu tun. An Isas Hochzeit, Ostern 1932, die viele Gäste ins Haus brachte, schien noch einmal der alte Frohsinn einzukehren. Und froh bin ich noch heute, dass ich ihn damals veranlasste, mit Hannah, Peter und Gabriele eine Frühlingsfahrt über den Brenner hinunter nach Bozen zu machen. Ich blieb mit dem kleinen Ernst zu Haus. So haben ihn doch die Kinder noch einmal froh und frei, losgelöst von der Schwere des Alltags erlebt.

Die Neujahrsnacht in Seefeld feierten wir in einem zionistischen Kreis: Blumenfeld und Frau, Frau Rosenzweig, Lustigs und wir. Das Jahr 1933 begrüßten wir mit Wein und frohen Reden. Ahnten wir, was es uns bringen sollte?

### NACH DER «MACHTERGREIFUNG»

Im Januar 1933 wusste ich, dass Elis Krankheit hoffnungslos, unheilbar war. Von diesem Augenblick an gab es für mich nur eine Aufgabe, für ihn da zu sein, ihn nichts ahnen zu lassen von der Schwere und Hoffnungslosigkeit seiner Erkrankung, ihn innerhalb und ausserhalb seines Berufes so lange arbeiten zu lassen, wie seine Kräfte es erlaubten. Und ein zweites gab es: solange wie irgend möglich auch die Kinder nicht merken zu lassen, welches Unglück und welche Trauer das Heim bedrohten. Ich gab sofort alle Arbeit auf, die mich veranlassen konnte, auch nur einen Tag von München fern zu sein. Vor allem schrieb ich dem «Jüdischen Frauenbund», dass ich meine Kandidatur zur Wahl als Erste Vorsitzende zurückziehe. Ich hatte mich nur ungerne von Bertha Pappenheim überreden lassen, für dieses Amt zu kandidieren. Ich scheute die Überbelastung, die mir durch solch wichtiges Amt entstehen musste. Obwohl ich wusste, dass es innerhalb des Frauenbundes einen Kampf gegen die Wahl einer Zionistin geben würde, hatte ich doch nicht gehaut, welch ein Sturm sich in jener Zeit, kurz vor Hitlers Regierungsantritt, erheben würde. Am schlimmsten war es in München selbst, wo

unter Leitung von Frau Rabbiner Baerwald, Frau Neumeyer und Frau Stark die Gegenstimmung so stark wurde, dass ich mein Amt im Vorstand als Zweite Vorsitzende niederlegte und aus der Ortsgruppe austrat. Ich hatte diese Gegnerschaft in München immer gekannt. Ein oder zwei Jahre zuvor hatte sich schon ein wilder Kampf abgespielt, als ich Erste Vorsitzende in München werden sollte. Ich hatte mich damals auf einen Kompromiss eingelassen, denn schliesslich war es wichtiger, dass ich als Zionistin als Zweite Vorsitzende Einfluss behielt, als mich ganz aus der Leitung zurückzuziehen. Aber jetzt war es das einzig Mögliche zu gehen. Als Gegenspiel dazu bot man mir im Januar 1933 noch den Vorsitz bei den «Akademikerinnen» an und war sehr erstaunt, als ich mit der Begründung ablehnte, es sei wohl nicht der richtige Augenblick, dass ich, eine Jüdin, die Akademikerinnen vertrete. Wenige Wochen später, nach der «Machtergreifung», schickte ich ihnen meine Austrittserklärung, da es ja nach der «neuen Ordnung» unmöglich sei, dass eine Jüdin ihrem Verein angehöre. Ich bekam eine sehr freundliche Antwort; sie nähmen, wie die Dinge nun einmal seien, mein Austrittsangebot an, hofften aber zuversichtlich, bald wieder mit mir zusammenarbeiten zu können. Kurz darauf waren alle fortschrittlichen Frauenvereine aufgelöst. In dem neuen Hitler-Deutschland war die Frau aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet, die Familie, die Küche sollte ihr ausschliessliches Reich sein. Hitler-Frauengruppen durften nur existieren, um unter Frauen und Kindern Propaganda zu treiben.

Es ist merkwürdig, wie stark der Antizionismus damals noch war – kurze Zeit danach sollte Palästina für die deutschen Juden, selbst für die assimiliertesten, ein Rettungsanker werden. Ich habe die Juden um mich herum nicht mehr verstanden. Konnten sie oder wollten sie nicht sehen? Oft stand ich voll Schrecken vor ihrer völligen Ahnungslosigkeit. Einen Tag, bevor Hitler Reichskanzler wurde, war ich bei einem Rechtsanwalt im Isartal eingeladen. Nur Anwälte mit ihren Frauen und ein Bankier waren anwesend. Ich sass neben dem Hausherrn und sagte so ganz selbstverständlich und harmlos: «Nun, der nächste Reichskanzler wird wohl Hitler sein.» Diese Bemerkung hatte einen Sturm heraufbeschworen. Alle waren gegen mich. Nur eine chauvinistische Jüdin wie ich könne so etwas sagen. Ich war masslos erstaunt und entsetzt und sagte nur: «Lassen wir die Diskussion, ich bin nur erstaunt, wie wenig Sie alle, die sich für gute Deutsche halten, wissen, was im deutschen Volke vorgeht.» Nächsten Mittag verkündete das Radio: «Hitler ist Reichskanzler geworden.» So schnell hatte auch ich es nicht erwartet, wir

waren wie versteinert. Wenn auch keiner von uns das Ausmass des Schreckens, der nun einsetzen sollte, ahnen konnte, dass es der Beginn einer schrecklichen Zeit war, das fühlten wir alle.

Tags darauf war Hitler in München. Die rote Fahne mit dem Hakenkreuz wehte vom Rathaus und allen öffentlichen Gebäuden. Was wir damals nicht wussten, sondern erst viel später erfuhren: viele Menschen waren verhaftet worden, die Listen waren gut vorbereitet. Verhaftet wurden die früheren Regierungsmitglieder, die Redakteure der Münchner Neuesten Nachrichten und der katholischen Presse, die Führer des Leo-Hauses, der geistigen Zentrale katholischen Lebens in München. Und noch viele andere. Juden zunächst nicht, die waren ihnen sicher. Es fällt mir schwer, mich an jene Tage zu erinnern. Sie sind so über- voll von Aufregung und Sorge. Eli schwerkrank, zur Beobachtung im Krankenhaus. Ach, ich wusste das Resultat, das ihm Gott sei Dank fast bis zum Schluss verborgen blieb. Er, der sonst das alles mitgetragen hätte, war allen Dingen entrückt, und ich tat alles, sie ihm femzuhalten. So stand ich allen Fragen und Entscheidungen allein gegenüber. Gabriele und Ernst gingen noch zur Schule. Ich wollte, ich konnte sie nicht in dieser Atmosphäre des Hasses lassen. Ich besprach es mit Eli: wir müssen die Kinder sofort aus der Schule nehmen. Gabriele verstand es nicht, sie weinte und wollte nicht einsehen, dass wir ihr Bestes wollten, denn alle anderen jüdischen Mädchen blieben ja in der Schule. Als sie sich gar nicht trösten liess, verabredete ich mit ihr, dass ich es von dem Urteil meiner christlichen Freundin Trudel H., die gerade in diesen Tagen in ihrer aufrichtigen Freundschaft immer bei uns war, abhängig machen wollte. Sie sagte sofort: «Nein, keinen Tag sollst du länger in einer solchen Schule bleiben, nach der Art, wie dort jetzt gelehrt und erzogen wird.» So verliess Gabriele die Schule. Doch was mit ihr anfangen? Sie hatte schon früher viel Lust und Geschick für Metallarbeiten gezeigt. Wir gaben sie nun zu unseren Verwandten und Freunden Wetzlar in die Lehre, die damals das schönste Silberwarengeschäft in München hatten und vieles in eigener Werkstatt herstellten. Hier fing sie nun mit sehr viel Geschick zu arbeiten an. Vor allem Vater freute sich sehr über alles, was sie als eigene Arbeit mit nach Hause brachte. Es ist nicht ihr Beruf geworden, wie wir damals glaubten, aber es hat ihr doch über eine schlimme, schwere Zeit hinweggeholfen.

Am gleichen Tag ging ich zur Schule, die Ernst besuchte, um den Jungen abzumelden. Der Direktor, ein alter sympathischer Mann, wollte mich gar nicht verstehen. «Aber was wollen Sie, das sind die ersten Tage,

bald wird alles wieder normal und gut werden. Lassen Sie uns den Buben ruhig da.» Ich liess mich überreden. An diesem Tage kam mein Sohn sehr erregt nach Haus. Es hatte eine schlimme Rauferei gegeben. Warum, wusste er nicht. Am nächsten Tag kam ein Anruf des Direktors, ich möchte doch zur Schule kommen. Der Direktor war sehr aufgeregt. Was war geschehen? Ernst sei verprügelt worden, weil er gelacht habe, als der Lehrer von Hitler sprach.

Nach Hitlers Regierungsantritt erschien eine offizielle Anordnung für alle Schulen Deutschlands, dass für ein Vierteljahr an Stelle des Geschichtsunterrichts die Geschichte des Nationalsozialismus und des Führers Adolf Hitler zu treten habe. Wie alles, was die Partei unternahm, war auch dieser Punkt lang vorgesehen und vorbereitet. «Schlagartig» setzte dieser Unterricht ein, und wehe dem Lehrer, der nicht volle Begeisterung zeigte, nicht kritiklos alles lobte. In jeder Schule, in jeder Klasse gab es Zellen von blind ergebener Hitlerjugend.

Ernst hatte gelacht. Er gab es zu. Sein jüdischer Nachbar hatte einen Witz gemacht. Als der Lehrer erzählte, dass Hitler aus Braunau komme, hatte er gesagt: «Damm tragen die Hitler-Leute braune Hemden.» Deshalb war der arme kleine Kerl verprügelt worden, weder der Direktor noch der Lehrer konnten wagen, etwas dagegen zu unternehmen. Ich sah es dem guten, alten Herrn an, wie unangenehm ihm die Sache war. Er, der Direktor, war seiner Quinta gegenüber machtlos. Es war ihm gedroht worden. Nun, ich machte es ihm leicht. Ich wiederholte, dass ich bereit sei, meinen Jungen sofort aus der Schule zu nehmen. Diesmal stimmte er erleichtert zu. Er selbst musste seinen Posten bald aufgeben, er entsprach nicht echten Nazi-Ansprüchen.

In Deutschland aber ritt der Amtsschimmel noch brav seinen Trab. Die jüdischen Kinder waren zwar diffamiert, verfemt, aber es gab einen Schulzwang; jedes Kind musste eine Schule besuchen. Nach einigen Tagen bekam ich die Aufforderung, meinen Sohn in der nächstgelegenen Volksschule anzumelden. Dem entging ich nur dadurch, dass ich dem jungen Bezirksarzt als Kollegin erklärte, mein Junge sei durch die Erkrankung seines Vaters so nervös... er verstand. Er sah den Jungen liebevoll an. «Wie lange soll ich ihn dispensieren?» «Sechs Monate.» So hatte ich ihn frei. Und bald hatte ich eine Stelle für ihn, wo er frei und ungehindert lernen konnte. Auch eine der kleinen jüdischen Tragödien von damals.

Es gab in der Gemeinde einen Mann, Oberlandesgerichtsrat und Universitätsprofessor Silberschmidt. Er und seine Frau, feine, stille Men-

schen, waren so assimiliert, wie ich wenig Juden kannte. Alte Leute mit vier erwachsenen Kindern, alle im Beruf stehend. Eines Tages kamen sie alle nach Haus, herausgerissen aus ihrer Bahn: der älteste Sohn, Amtsrichter in Passau-entlassen; der zweite Sohn, angehender Rechtsanwalt, Praktikant am Amtsgericht – heimgeschickt; der dritte Sohn, Botaniker an der Universität, war gerade mit dem Abschluss seiner Habilitationarbeit beschäftigt – die Universität verschloss ihm ihre Tore; die Tochter, Lehrerin an einer höheren Schule in Würzburg – entlassen. Zu dieser Lehrerin kam mein Junge, aber er fand vier Lehrer. Alle waren so glücklich, dem kleinen Jungen etwas von ihrem Wissen geben zu können; sie lehrten ihn Latein und Naturwissenschaft besser, als er es je im Gymnasium gelernt hätte. Gott sei Dank, der Kleine war gut versorgt.

Mein Sohn Peter stand im Abitur. Das war ein Glück, denn er und seine Mitschüler waren so erfüllt von der Prüfung, dass sie nicht an Politik dachten. So hatte er in dieser Zeit in der Schule nicht zu leiden. Peter war neunzehn Jahre, war aufrecht, gerade und stolz. Er konnte nicht schweigen. Er sah manches, was wir damals nicht sahen. Eli lag in der Klinik, es war alles so hoffnungslos. Wir hatten eine Magenfistel angelegt, damit er nicht verhungere. Er glaubte, es sei zur Ruhstellung und damit zur Ausheilung der Speiseröhre. Ich war von früh bis abends spät bei ihm, fuhr hin, fuhr zurück, trotzdem sah ich nicht, was auf der Strasse vorging. Aber Peter sah es. Ich weiss noch, wie bleich und erregt er eines Tages heimkam. Er hatte gesehen, wie man Gefangene einbrachte, wie man sie misshandelte. Ich schwebte in ständiger Furcht, dass er etwas Unvorsichtiges sagen oder tun würde, was ihn und uns ins Verderben stürzen konnte. Bei mir stand es fest, dass der Junge so bald wie möglich fortmusste, gleich nach dem Examen.

Hannah hatte in der Kunstgewerbeschule zwar weniger zu leiden, aber ich sah, wie alles um sie herum sie bedrückte: Vaters Krankheit – langsam empfanden die grösseren Kinder doch, dass sich ein schwerer Schatten herabsenkte –, die politische Umgestaltung. Ich schickte sie für eine Zeit zu Tante und Onkel nach Italien. Isa hatte noch kein Jahr ihr eigenes Heim, das die beiden jungen Menschen sich mit so viel Liebe eingerichtet hatten, und schon hatten auch sie keine Ruhe und keinen Frieden mehr. Ich nahm die Kinder wieder zu mir ins Haus, schon damit Isa mich im Haushalt und bei den jüngeren Geschwistern vertrete.

Der erste April rückte heran, der Tag, der als die «Nacht der langen Messer» gedacht war. Mir schauderte, wenn ich daran dachte. Am mei-

sten bangte ich für die Männer in der Familie; damals glaubte ich noch, dass man sich an Frauen und Kindern nicht vergreifen würde. Mein geliebter Mann lag im Krankenhaus, ihm würde nichts geschehen. Aber meinen Schwiegersohn Ignaz Emrich und meinen Sohn Peter hielt ich für gefährdet. Ich beschloss, dass beide nach Erez Israel gehen sollten. Ich wusste, dass ich mich damit jeder Stütze beraubte. Es waren aufregende Tage, bis alles geordnet war: Pass und Palästina-Visum für Peter, und da er erst neunzehn Jahre alt war, Vaters Genehmigung. Peters Abschied vom Vater – ich wusste, er würde ihn nicht wiedersehen –, unser Abschied von beiden. Wo und wie werden wir uns wiedersehen? Unerträglich schwere Stunden. Am 1. April, an dem Tag, an dem plötzlich für alle Juden die Ausreise gesperrt wurde, waren beide über der Grenze. Isa und die Kinder brachte ich für den Boykott-Tag zu meinen Freunden Dacqué nach Solln. Ich war ganz nahe bei meinem Mann in einem katholischen Stift bei einer guten Freundin, Frau Holzhammer, untergebracht. Ich hatte es sehr gut dort. Die katholischen Schwestern waren besonders gut zu mir. «Heute geht es gegen euch Juden, morgen gegen uns Katholiken.» Sie haben recht behalten. Im Hause blieben meine treuen Mädchen, Marie und Anna, zurück. Damals blieb es über Erwarten ruhig. Noch scheute das damalige Deutschland die Welt und deren Meinung. So wurde – Gott sei es gedankt – aus der «Nacht der langen Messer» nur der «Boykotttag». Meinem Mann hatte ich es verheimlichen können. Aber wie sehr ich mich auch bemühte, alles von ihm fernzuhalten, es gelang nicht. Selbst in das Krankenzimmer drang das Gerücht von all den Schrecken, die draussen wüteten.

Ich bin mir bewusst, dass ich eine ganz andere Schilderung dieser Zeit geben sollte. Aber ich habe sie nicht objektiv, historisch erlebt. Ich erlebte sie so, wie sie in mein Leben und in das meiner Freunde eintrat, und nur so kann ich sie schildern. Sie trat in immer neuer Gestalt in unser Leben ein. Erst kam die Bestimmung, dass nur diejenigen jüdischen Rechtsanwälte weiter bei Gericht amtieren durften, die schon vor dem Weltkrieg niedergelassen waren. Eli hatte lange Bogen auszufüllen, um den Zulassungsschein zum Gericht zu erhalten – er sollte ihn nie benutzen. Dann hatten wir Ärzte lange Bogen auszufüllen, in denen Angaben über die Abstammung bis zur Urgrossmutter verlangt wurden. Ich machte um diese Fragen einen grossen Bogen und schrieb: «alles Juden.» Noch durften wir Ärzte praktizieren, noch waren wir bei der Ortskrankenkasse zugelassen. Ich erinnere mich aber, wie tief es mich traf, als mir eine Patientin, der ich den Zettel ausgefüllt hatte, auf den



hin sie ihr tägliches Krankengeld ausbezahlt bekam, erzählte, dass man auf der Kasse zu ihr gesagt hatte: «Wie lange läufst du noch zu der jüdischen Ärztin? Wir werden dir auf ihre Unterschrift hin nicht mehr lange auszahlen.» Da habe ich wieder einmal erfahren, dass man alles erst ganz versteht, wenn man es am eigenen Leibe zu spüren bekommt. Seit damals weiss ich, was es heisst, boykottiert zu werden, verstehe ich, dass jeder Boykott Hassgefühle bei dem erwecken muss, der sich aus der Gemeinschaft ausgestossen fühlt. Seit damals weiss und verstehe ich, dass wir einen unendlichen Fehler gemacht haben, als wir die arabische Arbeit bei uns mit Boykott belegten. Es mögen subjektiv die klarsten Erwägungen, ja sogar ideale Beweggründe dazu geführt haben – für den Betroffenen bleibt es Ausschliessung und Diffamierung.

Ich hatte damals wenig Ruhe, wenig Zeit für die Praxis. Meine Zeit, Kopf und Herz gehörten meinem Manne. Und doch schmerzte, was ich täglich erfuhr. Selbst viele Juden glaubten noch, in einem geordneten Staat zu leben, in dem es Recht, Gesetz, Polizei und Sicherheit gab. Diese Illusion wurde ihnen bald genommen. Die Gewalttätigkeiten häuften sich. Wehe dem, der sich einmal einen Nazi zum Feind gemacht hatte; jetzt war es ihm leicht, sich zu rächen. Der Inhaber eines Abzahlungsgeschäftes, ein Ostjude, wurde ins «Braune Haus» geholt und so verprügelt, dass man ihn für tot auf die Strasse warf. Er war aber nicht tot, und die Polizei, die damals noch nicht nazistisch war, brachte ihn ins Krankenhaus. Die Familie hatte Angst vor weiterer Verfolgung und verliess die Wohnung. Eine Tochter wohnte bei uns. Wir hatten immer irgendjemanden bei uns wohnen. Für viele war es eine Gefahr, in der Nacht zu Hause zu sein. Die Nazis kamen immer in der Nacht und holten die Menschen aus den Betten. Dann kamen die ersten Gerüchte über die Ermordungen in Dachau. Am Anfang wurde noch – merkwürdig genug – die Chevra Kadischa hinausbestellt, um die Toten herzurichten und sie auf dem jüdischen Friedhof in München zu begraben. Strengste Schweigepflicht über den Zustand, in dem sie die Toten vorgefunden hatte, war ihr auferlegt worden. Und man schwieg aus Angst für sich selbst und aus Furcht, nicht mehr zur Beerdigung von Juden gerufen zu werden. Aber auch das Schweigen nützte nichts. Nach kurzer Zeit wurden der Chevra Kadischa nur noch fest geschlossene Särge zugesandt. Es sollte keiner sehen, wie die Toten aussahen.

Es ist kaum zu verstehen, dass die Einwohner der Stadt München von den Schreckenstaten nichts wussten und nichts ahnten. Wer hätte es ihnen sagen sollen? Jeder, der etwas anzudeuten wagte, wurde als Ver-

breiter von «Greuelmärchen» verhaftet und mundtot gemacht. Dann drangen doch einige Dinge in die Öffentlichkeit: der Tod eines jungen Rechtsanwalts Straus in Dachau. Als die Mutter die Todesnachricht erhielt, rannte sie wie eine Wahnsinnige auf die Strasse, schrie ihr Leid, ihre Anklagen in die Welt hinaus. Das gab eine Aufregung in allen Kreisen, man entschuldigte, erklärte, vertuschte. Dann wurde ein jüngerer jüdischer Rechtsanwalt mit abgeschnittenen Hosen durch die Strassen geführt. Ausländische Zeitungsreporter hatten photographiert, das schändliche Bild kam in die ausländischen Zeitungen. Das war unerwünscht, man sorgte dafür, dass solche Sachen nicht mehr vorkamen. Es musste nach aussen so aussehen, als ob jeder Bürger, der sich nichts zuschulden kommen liess, in Ruhe und Frieden leben konnte. Und Ausland und Inland liessen sich täuschen. Ich spreche in erster Linie von den Juden Münchens, deren Reaktion ich sah. Vor allem die Führer der Gemeinde. Sie versuchten, sich «auf den Boden der Tatsachen» zu stellen, der Regierung gegenüber loyal zu sein, einer Regierung, die die Vernichtung und Ausrottung der Juden wollte. Nur wollte sie es langsam, Schritt für Schritt, damit das Leben der Gesamtheit nicht gestört würde. Beamte, für die es Ersatz gab, wurden sofort entlassen. Ärzte mussten bis zu dem Zeitpunkt arbeiten, an dem Arier gefunden waren, ihren Platz einzunehmen. Geschäfte liess man vorerst weiter bestehen, um sie dann in immer stärkerem Tempo und grösserem Druck in «arische» Hände überzuführen.

Mein armer Mann war kurz vor Pessach heimgekehrt, nicht, wie er gehofft hatte, wieder genesen, sondern schwächer als zuvor, mit der Magen fistel, die er hasste, durch die allein man ihn aber nur ernähren konnte. Trotz seiner Schwäche erlebte er alles mit, doppelt unglücklich, zu schwach zu sein, die Fülle der Aufgaben, die vor ihm standen, bewältigen zu können. Dr. Neumeyer, der Erste Vorsitzende der Gemeinde, kam fast täglich, ihm zu berichten, mit ihm zu beraten. Er hatte es schwer, das sah ich wohl. Er hatte in allen Jahren in Eli einen starken und treuen Mitarbeiter gehabt. Ein zweiter, vielleicht der Klügste aus dem engeren Vorstand, war nach der Schweiz abgereist. Neumeyer hoffte lange auf seine Wiederkehr. Er war sang- und klanglos davongegangen, ohne jemandem ein Wort zu sagen. Er kam nie wieder. Er hatte das drohende Unheil gesehen, hatte sich in Sicherheit gebracht, als erster seinen Posten verlassen. Eli war damals völlig anderer Ansicht als sein Kollege Neumeyer. Nicht Aufbau der Gemeinde auf der neuen politischen Basis, sondern Auflösung, Liquidation, Anregung

zur Auswanderung, Hilfe allen, die auswandern wollten. In der Zwischenzeit Vorbereitung dazu durch Umschulung, landwirtschaftliche und handwerkliche Kurse. Es war die Ungeduld des Kranken, der schnell noch arbeiten, vollenden wollte. Einmal, ich vergesse es nie, nach einem längeren Gespräch mit Neumeyer, war der sonst so beherrschte Mann sehr erregt. Die Herren der Gemeinde waren zur weiteren Beratung ins Nebenzimmer gegangen. Eli rief mich: «Du musst mit Neumeyer sprechen, du musst ihm in meinem Namen sagen, dass er sein Amt niederlegen muss. Ein Mann, der die Zeit nicht versteht, kann nicht Führer einer Gemeinde sein.» Er war so erregt, dass ich nicht widersprechen durfte. Ich habe Elis Auftrag nicht ausgeführt, und ich glaube, ich habe recht daran getan. War denn ein anderer, besserer Führer da? Ich kannte keinen. Neumeyer hat leider vieles lernen müssen, er ist seiner Gemeinde in den schweren Zeiten, die noch kamen, ein wirklicher Führer gewesen. Erst im Jahre 1940 hat er Deutschland verlassen, um zu seinem Sohn zu gehen, der mit einer Gruppe junger Juden in Argentinien, am Rande des Urwalds, eine Siedlung «Avigdor» aufgebaut hatte. So hatte er mit seiner prachtvollen Frau-sie starb im Jahre 1944 – noch einen schönen, ruhigen Lebensabend im Kreise seiner Kinder und Enkelkinder.

### **ELIS LETZTE KRANKHEIT**

Eli sah trotz seiner Krankheit alles sehr klar. Er begriff, dass es nötig sei, alles so vorzubereiten, dass die Kinder jederzeit das Land verlassen konnten. Aber auch er wollte so bald wie möglich fort. Meran war nur eine Nachtreise von München entfernt. Wie oft hatten wir es besucht. Immer bedeutete es Ruhe, Erholung und neue Kräftigung. Daran dachte Eli in seiner seelischen und körperlichen Not. Ich wusste, dass wir ohne letzte Steuererklärung niemals die Erlaubnis bekommen würden, das Land zu verlassen. So entschloss sich der arme kranke Mann, seine Steuererklärung abzugeben, um Pass und Visum in Bereitschaft zu haben. Ich war ja so froh und dankbar für alles, was ihm Zukunftshoffnung gab. Ich sah, wie er schwächer und elender wurde, es war herzzerreissend. Nie werde ich diesen Sederabend vergessen. Nach langer Zeit hatte sich Eli zum ersten Mal wieder richtig für den Feiertag angezogen. Der Feiertag mit seiner Weihe ergriff ihn. Er sah besser aus als seit langem. Er hielt den Seder. Er sprach vom Neubeginn, der mit Pessach

und Frühling immer wiederkehre. Und wie er von langer Krankheit jetzt der Gesundheit entgegengehe, so werde sich alles wenden: die Sorge um unser jüdisches Geschick, alles «von Trauer zur Freude»! Ich bin vielleicht nie so verzweifelt gewesen wie an diesem Tag – und sass da im Festkleid und lächelte. Es vergeht kein Sederabend, an dem ich ihn nicht vor mir sehe, wie er diesen letzten Sederabend hielt – schwach, aber voller Hoffnung. Wie trügerisch war sie, und wie bald erkannte auch er, dass die Genesung doch nicht kam, dass er litt und immer schwächer wurde. Und der sonst so Tapfere, Geduldige, verlor alle Geduld. Damals kam jemand zu mir und sagte: «Da alle Ärzte nicht helfen können, versuchen Sie es doch mit einem Naturarzt.» Mein erstes Gefühl war Ablehnung. Aber dann – wie ein Ertrinkender sich an einen Strohalm klammert – sagte ich mir: Die Röntgenbehandlung, die ihn ohne sichtbaren Nutzen furchtbar angestrengt und mitgenommen hat, ist gerade zu Ende. Soll man ihn ganz ohne Behandlung lassen? Das wäre eine grosse Entmutigung für ihn, denn es musste sich in ihm die Vermutung verstärken, dass es doch eine bösartige Sache sein könnte, die seine Speiseröhre verengte. So erschien der Versuch der neuen Behandlung wie ein Rettungsanker. Eli hatte nicht abgelehnt, aber viel Vertrauen dazu hatte er nicht. Eine Beruhigung war es mir, als der «Naturarzt» kam und ich einen feingebildeten Menschen in ihm sah und keinen Scharlatan. Er erzählte mir, wie er dazu gekommen sei, zu behandeln. Seine Frau, die eine Gehirngeschwulst hatte, litt unter rasenden Kopfschmerzen, gegen die, was ärztlich zu verstehen ist, kein Mittel wirklich half. Nur wenn er seine Hand auf ihren Kopf legte, schwanden die Schmerzen, und sie fand Ruhe. Was er anfangs nur für die Wirkung ihrer tiefen gegenseitigen Verbundenheit hielt, lernte er immer mehr als eine eigenartige Kraft seiner Persönlichkeit kennen, die er nun in den Dienst der Menschheit stellte. Seine Frau starb an dem Tumor, er konnte sie nicht retten, aber das Sterben hatte er ihr erleichtert. Noch heute bin ich diesem Naturarzt, dessen Namen ich vergessen habe, von tiefster Seele dankbar. Er hat Eli nicht retten können, aber er hat ihm die schwere Zeit leicht gemacht, er hat uns beiden damit noch einmal Wochen eines traurigen und doch wahren Glückes gegeben. Gleich beim ersten Mal zeigte sich seine Kraft. Er liess Eli, so entspannt wie möglich, auf eine Chaiselongue legen und führte mit seinen Händen aus etwa zwei Zentimeter Nähe Streichbewegungen über seinem Körper aus. Eli, dessen armer abgemagerter Körper nirgends Ruhe finden konnte, schlief tief und ruhig ein und erwachte zwanzig Minuten spä-

ter frischer und kräftiger und seelisch ruhiger als seit langem. Das gab Eli Vertrauen, und wenn er sich auch immer wieder über sein Vertrauen zum «Kurpfuscher» lustig machte, die Tatsache bestand, dass er an Gewicht zunahm, dass er froher und heiterer wurde, dass er besser schlief und dass er sich über jede Minute freute, in der wir zusammen waren. Was das für mich bedeutete, ist mehr, als Worte sagen können, denn in den Wochen vorher, und das war das Schwerste für mich, fühlte ich, dass er auch mich und meine Pflege kaum mehr ertrug. Er war nach aussen hin immer noch beherrscht, und ich verstand es nur zu gut, dass er irgendwo sich gehen lassen musste, aber es war oft kaum mehr tragbar. Das alles war vorbei. Er strahlte, wenn ich ins Zimmer kam. Er sagte mir oft: «Wie töricht war ich, dass ich durch meine übertriebene Arbeit nicht so oft mit dir zusammen war. Nie wieder werde ich es so machen. Jede Minute ohne dich tut mir leid.» Er liess sich wieder vorlesen, schrieb wieder Briefe, er lebte auf. Vor allem beglückte mich eines: er hatte plötzlich Zeit und Augen für seine Töchter. Sie vertraten mich an seinem Krankenlager, wenn ich abwesend sein musste, denn ganz allein liess ich ihn nur, wenn er fest schlief. Und so sprach er mit den Töchtern, liess sich von ihnen erzählen und sah mit Erstaunen, dass sie alle richtige Persönlichkeiten geworden waren, die mit Liebe und Umsicht für ihn sorgten, mit denen man über alles reden konnte, die sich mittlerweile eigene Meinungen gebildet hatten. Er freute sich über sie und sagte es mir immer wieder, ganz besonders aber über die fürsorgliche Art unserer Ältesten, die in rührender Weise nie merken liess, wie sie unter der Trennung von ihrem Manne litt, unter dem Verlust ihrer jungen Häuslichkeit, unter dem politischen Geschehen und unter der schweren Krankheit des geliebten Vaters, die sie früher begriff als die jüngeren Geschwister. Eli verstand und würdigte diese seelische Grösse und Tapferkeit der Vierundzwanzigjährigen. Um Hannah, unsere zweite Tochter, sorgte er sich mehr. «Lasse sie nicht allein bei mir», sagte er mir, «sie verträgt es nicht, mich krank zu sehen und auch nur für kurze Zeit Verantwortung für meine Pflege zu übernehmen.» Er hatte recht. Hannah war immer seelisch zart und brauchte jemanden, der sie mit schützender Hand umsorgte, möglichst ohne dass sie es merkte. Darum hatte ich sie ja auch noch einmal nach Italien geschickt, aber als sie heimkehrte und den Vater so verändert vorfand, da bedrückte es sie natürlich schwer. Eli machte sich auch Sorgen um ihre Ausbildung. Ich erinnere mich noch, wie er sie bat, doch einmal eine gute Kopie eines Holbeinkopfes zu machen, damit er sich über ihr

wirkliches Können klar würde. Gabriele, die er bisher als «Kleine» vielleicht am wenigsten kannte, zeigte sich mit ihren sechzehn Jahren so vernünftig und umsichtig am Krankenlager, dass er sie immer wieder voll Erstaunen lobte. Und ihn freuten ihre Fortschritte in der Silberarbeit und die Anerkennung, die ihr der Meister zollte.

Ernst, der gerade elf Jahre geworden war, passte gar nicht in das Krankenzimmer. Er verstand noch nichts und hatte wohl, wie alle Kinder, ein Angstgefühl vor allem Kranken. Ich war immer froh, wenn sein täglicher Besuch ohne Störung verlief. Ich weiss, dass Eli traurig darüber war, aber meine Versuche, es zu ändern, halfen nichts. Aber Eli lebte so doch noch einmal intensiv mit seiner Familie und hatte manche frohe Stunde dadurch. Soweit es ging, versuchten wir alles, was draussen geschah, von ihm fernzuhalten. Wie froh z.B. war ich, dass Eli schlief, als ein Polizist und ein SS-Mann erschienen, um eine Art Haussuchung zu halten. Es war allen jüdischen Vereinen eine Mitteilung zugegangen, dass sie alles Vermögen in bar und in Sachwerten der Regierung abzuliefern hätten, die es beschlagnahmte und darüber verfügte. Zu mir kam man der Wizo-Gruppe wegen. Da ich aber weder Vorsitzende noch Kassierererin war, so war die Frage sofort erledigt. Isa aber war Vorsitzende der jüdischen Studentinnenverbindung gewesen, und so verlangten die beiden Männer, dass sie sofort mit ihnen in ihre Wohnung mitgehe und alle Papiere vorzeige. Ich wollte sie nicht allein gehen lassen, aber ich konnte sie nicht begleiten, denn Eli konnte jeden Augenblick aufwachen und nach mir läuten. Hannah sollte mitgehen. Der SS-Mann verweigerte es, aber der Polizist sagte leise zu mir: «Seien Sie unbesorgt, ich bringe sie Ihnen unversehrt im Auto nach Hause.» Er hielt sein Versprechen. Wie er es fertigbrachte, weiss ich nicht, aber er setzte den SS-Mann in einem Bierlokal ab, nahm in Isas Wohnung die Papiere in Empfang, und ich hatte meine Tochter wieder, ehe Eli aus seinem Schlaf erwachte. Was zu verheimlichen war, das verheimlichten wir ihm, aber er war geistig viel zu rege, als dass er in der Krankenzimmeratmosphäre hätte leben können, leben wollen. Täglich kam sein Vetter und Sozjus Sigbert Feuchtwanger, um die Fälle in der Kanzlei mit ihm zu beraten. Er lebte mit, diktierte Schriftsätze. Täglich kamen Herren von der Gemeinde, um die wichtigsten Dinge mit ihm durchzusprechen. Ich sah, dass es ihn anstrengte, sah aber auch, dass es ihm guttat, sich noch nützlich zu fühlen – und sah es ruhig mit an. Wo Schonung keine wirkliche Rettung, keine Heilung, ja nicht einmal Besserung bringen kann, da wird sie ärztlich gefordert zu Unsinn und

Quälerei. Ich hatte mir vorgenommen, ihm seine Tage noch so schön wie möglich zu gestalten, was mir jetzt, durch die Hilfe des Laienarztes, wieder möglich geworden war, denn seine schwere Depression hatte er ihm ja wirklich von der Seele genommen. Aber das Schwerste, das ihn, das uns alle traf, konnten wir ihm nicht verheimlichen: den plötzlichen Tod seines Bruders Isak, der mit einundfünfzig Jahren an einem schweren Anfall von Angina pectoris starb. Ich habe bisher wenig von diesem Bruder erzählt. Dabei war er sicher unter den Geschwistern die interessanteste Persönlichkeit. Schon äusserlich war er auffallend: gross, breitschultrig, eine schöne Erscheinung mit einem gut geschnittenen, ausdrucksvollen Kopf. Sicher ein Mann, der den Frauen gefiel, den Männern imponierte. Er verstand es auch, aufzutreten, Eindruck zu machen, weit über das Mass dessen hinaus, was er wirklich war. Dabei war er klug, hatte einen stark künstlerischen Einschlag. Er war von Natur ein Abenteurer. Aber er hatte einen Vater, für den Gradheit, Moral und Wahrheit angeborene Dinge waren, und Isak hatte so viel davon mitbekommen, dass es ihn sein ganzes Leben lang davor bewahrte, auf die schiefe Ebene zu geraten und ein Hochstapler zu werden. Er war von einem Tag zum anderen aus strenger Orthodoxie in völlige Religionslosigkeit hinübergeglitten, er hatte eine christliche Adlige geheiratet, eine prachtvolle Frau, mit der ihn sicher eine wahre Liebe verband. Aber ihr Lebensrhythmus, ihr Lebenstempo waren so verschieden, dass er es anscheinend nicht lange in ihrer Nähe aushielt. So lebte er als Gatte und Vater von vier prächtigen Kindern doch immer ein Leben als Junggeselle, meist in einer anderen Stadt, ja sogar in einem anderen Land. Und wie er ruhelos war in seinem Leben, so war er ruhelos in seinem Beruf. Er hatte noch zu Lebzeiten seines Vaters begonnen, Medizin zu studieren. Der Vater, der den Sohn recht gut kannte, wollte ihn veranlassen, Kaufmann zu werden, ein Beruf, zu dem er sicher Begabung und Neigung hatte. «Ja, ich würde schon Kaufmann werden, wenn ich gleich selbständig sein könnte», sagte Isak. «Nichts leichter als das», sagte der Vater, «ich kaufe dir Ware und einen Hausierkasten, dann bist du sofort selbständig.» Er studierte doch Medizin, hat aber den Beruf nie ausgeübt. Er studierte dann Mathematik, von der er nie eine Ahnung hatte, dann Zoologie, ohne eine wissenschaftliche Begabung zu haben. Und langsam, ohne dass er es so recht merkte, rutschte er doch in das kaufmännische Leben hinein. Er hatte Sinn und Augen und Verständnis für künstlerische Dinge, für Bilder und Antiquitäten. Er suchte und kaufte sie als Sammler und verkaufte sie als

geschickter Geschäftsmann. Er beteiligte sich an zahlreichen Unternehmungen, bald an einem Hotelbetrieb, bald an einer Fabrik, bald an einer Goldmine. Er verdiente und lebte im grossen Stil, er verlor, und plötzlich hiess es sich einschränken. Er war ein Mensch mit grossen Anlagen, grossen Möglichkeiten, viel persönlichem Charme – aber ohne richtigen Fond, mit der grossen Lebenslüge, mit der er sich und anderen eine Bedeutung vorspielte, die er nie besessen hat. Aber manchmal konnte ein Lächeln sein Gesicht erhellen, das kindlich und wahr war, das das Kind durchblicken liess, das hinter der Fassade lebte.

Eli hatte diesen Bruder sehr gern gehabt, obgleich er ihn durchschaute und wusste, dass nichts, was er mit so grosser Sicherheit vorbrachte, wirklich stimmte. Es war der grosse Gegensatz zu ihm, der ihn reizte, die Unbeschwertheit, die ihm so ganz abging. Oft sagte ich Eli: «Ihr beiden zusammengemischt, würdet die richtige Mischung ergeben.» Aber so ist das Leben nicht, jeder hat nach dem Gesetz zu leben, nach dem er angetreten. Man wird ein Gefühl der Trauer nicht los, wenn man Isaks Leben überblickt. Es war ein einsames, ein verfehltes Leben. Ob in seinen Kindern eine Rechtfertigung seines Daseins entstehen wird? Es ist schwer zu sagen.

Eli nahm den Tod dieses Bruders sehr schwer. Er kam ihm so plötzlich, so unerwartet und liess ihn doppelt seine Schwäche fühlen, die ihn daran hinderte, sofort alles zu tun, um Edith zur Seite zu stehen, die finanziellen Dinge zu ordnen, die sich in grosser Unordnung befanden. Wie hat der arme, kranke Mann sich aufgeregt, bis er vom Krankenbett aus dafür gesorgt hatte, dass Edith mit den Kindern in die Schweiz ging! Freunde, die herüberkamen, hatten meinem Schwiegersohn Ignaz um jene Zeit geraten, nochmals nach Deutschland zurückzugehen. Eine Gefahr für ihn bestand nicht mehr. In der Treuhandgesellschaft war er nicht mehr beschäftigt, und im Jahre 1933 blieb der einzelne Jude, wenn er wirtschaftlich unbedeutend, unpolitisch war und keine persönlichen Feinde hatte, noch unbehelligt. Für uns war sein Kommen ein Glück. Nicht nur für Isa, auch für mich. Ich wüsste nicht, wie wir all die notwendigen Dinge ohne meinen Schwiegersohn hätten regeln können. Die schweren Wochen, die er mit uns durchlebte, haben ein festes Band um uns geschlungen. Immer werde ich ihm dankbar sein für die Liebe und Sorge, mit der er sich aller Dinge annahm. Und es gab vieles, was zu überlegen war. Trotz seiner schweren Krankheit sah Eli die politische Entwicklung voraus und wusste – ich erzählte es schon –, dass unseres Bleibens hier nicht mehr sei. Er freute sich, zu wissen, dass unser



Ältester bereits in Erez Israel gelandet war, in Kirjath Anavim, das ihm noch als das alte «Dilb» in Erinnerung war. Alle Kinder sollten fort, und wir beide mit ihnen. Er wusste natürlich, dass er zu krank war, um eine grosse Reise zu unternehmen. Von Pessach bis Schwuoth, sieben Wochen lang, zog sich Elis schwere Krankheit hin. Sieben Wochen, in denen ich ihn kaum eine Minute allein liess. Und – wie merkwürdig es klingen mag – es waren keine Wochen der Verzweiflung für mich. Noch lebte er, noch konnte ich ihm etwas sein, ja, ich war ihm wieder alles geworden. Es war ein von tiefster Trauer erfülltes Glück in unserem Zusammensein. Ich wusste, dass jede Minute ein Geschenk war, aber jetzt, da er dank meines Naturarztes nicht mehr litt, nahm ich dieses Geschenk als Gottes Geschenk hin. Zu Schwuoth hat er sich zum letzten Mal seinen besten Anzug angezogen, seinen Smoking, um zum Festbeginn den Kiddusch zu machen. Seit der Zeit kann ich den Segensspruch: Schehechionu, w'higionu nicht mehr sprechen. Zutiefst hat es mich ergriffen, meinen liebsten Mann, den Tod schon im Herzen, diesen Segensspruch sagen zu hören. Es war das letzte Fest, das er erlebte. Am 22. Siwan schloss er seine Augen für immer, einen Monat vor seinem fünfundfünfzigsten Geburtstag. Aber nie werde ich vergessen, dass sein letztes, liebevolles Lächeln mir galt, die ich seine Hand hielt. Er war nicht mehr bei Bewusstsein, starke Spritzen sollten ihm den schweren Endkampf erleichtern. Zwei Mal scheint er noch für einen kurzen Augenblick klar geworden zu sein. Er öffnete die Augen, schaute mich an, und ein leuchtendes Lächeln ging über sein gutes Gesicht. Die Schwester und der Arzt, Dr. August Feuchtwanger, sahen es mit – ich habe es mir nicht eingebildet. Das war sein Abschied von mir. Er ist nicht mehr erwacht.

In München auf dem neuen jüdischen Friedhof hat er von der Gemeinde ein Ehrengrab bekommen, einen Stein, auf den ich die Worte aus der Haftarah des Jom Kippur Kap. 50,7 und 8 habe setzen lassen. Worte, die so ganz sein Leben und seine Art zu sein wiedergaben: «Wenn Du dem Hungrigen brichst Dein Brot, umherirrende Arme bringst ins Haus; wenn Du einen Nackten siehst, ihn bedeckst und Deinen Mitmenschen Dich nicht entziehst – dann wird anbrechen gleich dem Morgenrot Dein Licht und Deine Heilung schnell gedeihen; es zieht Dir voran Deine Mildtat und die Herrlichkeit Gottes nimmt Dich auf!» -----  
«Nun hast Du mir den ersten Schmerz getan! der aber traf; Du schläfst, Du harter, unbarmherziger Mann, den Todesschlaf!» Diese Worte aus Chamissos «Frauen Lieb und Leben» klangen mir in den Ohren, ich

fühle sie als tiefe Wahrheit noch heute. Man hat in der heutigen Zeit keinen Begriff mehr von dem, was uns Ehe war, was uns dieser Lebensbund bedeutete. Man entschliesst sich heute schnell, zusammenzuleben, man entschliesst sich leicht, auseinanderzugehen. Es ist den Menschen von heute eine Episode – uns war sie Lebensgrundlage. Nicht, dass es nicht auch schlechte Ehen gab, nicht, dass nicht eine neue Liebe, die in ein Menschenleben trat, auch eine bis dahin glückliche Ehe zerstören konnte, aber wir gingen eine Ehe mit dem Gedanken an Dauer ein. «Bis dass der Tod uns scheidet», das war Wahrheit für uns. Wir wussten, dass eine gute Ehe, eine wahre Lebensgemeinschaft, ein Kunstwerk ist, an dem man immer wieder zu bauen und zu verbessern hat, damit sie nicht im Alltag untergehe und unbemerkt zum «Nebeneinander» führe, statt zum «Miteinander». Eli und ich hatten es leichter als tausend andere; gleich war der Boden, auf dem wir gewachsen waren, als Kinder hatten wir uns gefunden, und keiner von uns hat ernsthaft an einen anderen gedacht. Jeder von uns hatte auch beruflich und dadurch selbständig sein voll erfülltes Leben, an dem der andere zur gegenseitigen Bereicherung teilnahm. «Ihre Ehe ist eine fortgesetzte Jugendliebe», sagte mir einmal ein Freund, der viel zu uns ins Haus kam. Er hatte wohl recht, aber das erschöpfte nicht das Ganze. Die Jugendliebe war die Grundlage, aber auf ihr baute sich die Lebensgemeinschaft auf, die für mein Gefühl auch mit Elis Tod nicht zu Ende ging. Ich versuche vergebens, euch, meinen Kindern, nochmals ein Bild von euerm Vater zu geben. Ich denke, dass sein Bild durch diese Blätter durchleuchtet. Es tut mir leid, dass ihr den Vater so ganz anders in Erinnerung haben müsst, als ich es habe. Wenn ich an ihn denke, so sehe ich ihn immer mit strahlendem Lächeln und so recht von Innen heraus froh vor mir. Ich weiss, dass ihr ihn selten so gesehen habt. Höchstens die beiden Ältesten werden sich so an ihn erinnern. Zu sehr hat ihn das Leid der Welt bedrückt; er war eine Christus-Natur, die das Leid der Welt auf sich nehmen wollte. Oft habe ich ihm das gesagt. Er fühlte sich schuldig am Leiden der Mitmenschen, wie er auch während des Krieges ein tiefes Schuldgefühl nicht loswurde. Sein Leben wäre ihm leer und sinnlos erschienen, wenn er es nicht in den Dienst der leidenden Menschheit hätte stellen können. Mehr als die Hälfte seiner Arbeitskraft gab er dafür her, und er wäre bereit gewesen, sich hier in Erez Israel gänzlich der öffentlichen Wohlfahrt zu widmen. Ich schrieb es schon: die Aufforderung, die Sozialfürsorge zu übernehmen, kam zu spät, als schon die tödliche Krankheit seinen Körper ergriffen hatte. Der Grundzug seines Wesens

war Güte. Wirkliche Güte, nicht Gutmütigkeit. Güte, die versteht und hilft, aber auch Güte, die gross genug ist, auch abzulehnen, zu versagen, gerade aus Güte. Er wusste, dass dieses Versagen den anderen zwingen würde, sich auf sich selbst zu besinnen und seine eigenen Kräfte wiederzufinden. Der zweite Grundzug seines Wesens war Klugheit, eine Klugheit, die ihn so tief durchdrang, dass sie Weisheit wurde. Diese Weisheit mit seiner Güte gepaart, machten ihn zu der aussergewöhnlichen Persönlichkeit, die er war, unter deren Eindruck jeder stand, der ihm begegnete. Und es gibt viele, die ihn so für immer in Erinnerung behalten haben. Aber glaubt nicht, dass er schwach war. Er war klar als Anwalt, hatte etwas Geniales als Geschäftsmann und freute sich, wenn im Kampf der politischen Meinungen die Wogen hoch gingen. Mitten in der Nacht konnte er mich aufwecken, um mir voll Vergnügen zu erzählen, wie wild es in der Gemeindefassung zugegangen sei. Ein Mitglied des Gemeinderates erzählte mir dann: «Sie können sich nicht vorstellen, welche Macht Ihr Mann hat, wenn er sie ausüben will. Er hat heute in einer wilden antijüdischen Schuldebatte beim Reden auf den Tisch geschlagen – etwas ganz Aussergewöhnliches für ihn – und die Schulfrage ist gemäss seinen Vorschlägen erledigt worden.» Das galt seiner moralischen Persönlichkeit, die Freund und Gegner schätzten. Wenn er etwas erreichen wollte, konnte er selbst in kleinen Dingen mit grosser Energie vorgehen. Agnon, der grosse hebräische Dichter, erzählte mir, wie erstaunt er einmal über ihn gewesen sei: es war lange nach Mitternacht, sie standen am Bahnhof in Homburg, er musste telefonieren. Kein Mensch zu sehen. Licht in einem kleinen Zimmer mit einem Schild «Eintritt verboten». Er ging auf die Tür zu, öffnete, ohne anzuklopfen: «Ich will telefonieren.» Ehe der Beamte sich von seiner Verdutztheit erholt hatte, war das Gespräch im Gang. «Wie konnten Sie das so einfach machen?» fragte Agnon, «so kenne ich Sie doch gar nicht.» «Ja, wenn ich gefragt hätte, so hätte ich ganz sicher ein ‚Nein‘ bekommen, das durfte nicht sein. Wo es not tut, muss man manchmal ganz grob sein können.»

Oder ein anderes Erlebnis, das euch ein bezeichnendes Bild von der Eigenart seines Wesens gibt. Eli hatte von einem Onkel einen Pelzmantel geerbt, innen Pelz, aussen Tuch, mit einem Pelzkragen, wie ihn alle guten Bürger trugen. Er wollte ihn nie anziehen, er kam sich zu protzig darin vor. Aber es war bitterkalt an dem Tage, es war kurz nach einer schweren Bronchitis, so hatte ich ihn überredet, den Mantel anzuziehen. Er kam ohne Mantel nach Hause zurück. Er war ihm in der Gemeinde

gestohlen worden; er war vergnügt darüber, lachte spitzbübisch. «Der, der ihn gestohlen hat, hat besser gewusst, was zu mir passt, als du», sagte er zu mir. «Ich soll eben keinen Pelzmantel haben.» Er tat nichts, um ihn wiederzubekommen. Aber der Gemeindediener, der einen durchreisenden Bettler in Verdacht hatte, war auf den Bahnhof gegangen, hatte wirklich dort den Schnorrer in Elis Pelzmantel herumspazieren sehen und ihm die Beute wieder abgejagt. Eli meinte zwar, der arme Mann hätte ihn nötiger gebraucht als er, sah aber doch ein, dass Diebstahl nicht die rechte Form war, sich einen Mantel zu beschaffen. Oder eine andere kleine Geschichte: er war in Köln, es war Karnevalszeit, und ganz Köln stand auf dem Kopf in Karnevalslaune. Jedes Kaffee, jedes Restaurant hatte Karnevalstrubel. Was Wunder, dass Eli, der allein an einem Usch sass, bald von einer jungen Dame aufs Liebevollste angederedet wurde. Sie setzte sich an seinen Tisch und zeigte ihm deutlich, dass sie nicht vorhatte, ihn heute Nacht zu verlassen. Er fing an, sich freundlich und väterlich mit ihr zu unterhalten, ihr zu erklären, dass ihr Beruf doch ein gar trauriger sei, vielleicht im Augenblick bei ihrer Jugend noch erträglich. Was aber sollte in ein paar Jahren aus ihr werden? Sie ging nicht fort, sie sprach ganz ernsthaft mit ihm. Es tat ihr wohl gut, dass ein feiner, gebildeter Mann so freundlich und doch ernsthaft mit ihr sprach. Dann gab er ihr ein grosszügiges Geldgeschenk und sagte ihr: «Nun gehen Sie auch heim und schlafen Sie sich gut aus, ich gehe jetzt.» Sie war doch erstaunt, und Eli verliess sie in dem Glauben, dass sie wirklich nach Hause ging, froh über diesen Abend. Vielleicht hatte er recht. Oft hilft ein gutes Wort zur rechten Zeit. Und dieses gute Wort, das hatte er für jeden, der zu ihm kam, man spürte hinter dem guten Wort das gute Herz und den warmfühlenden Menschen. Doch wozu mehr sagen? Ihr Kinder habt ihn ja alle erlebt und habt sein Bild in euch. Denn wenn er auch wenig Zeit für euch hatte, eure Erziehung ganz in meinen Händen lag, so wusste ich doch, dass sein Dasein und seine Persönlichkeit, die er euch vorlebte, euch erzieherisch beeinflusst hat.

## DIE FLUCHT

Die Tage und Wochen, die folgten, sind mir noch heute wie ein wirrer, schwerer Traum. Man tut, fast nachtwandlerisch, was notwendig ist, aber man lebt nicht, ja man fühlt nicht einmal. Langsam erst spürt man

die Leere um sich, die sich nie wieder füllt, die grosse Einsamkeit. Aber das Leben forderte sein Recht, es forderte in diesen Tagen Entscheidungen von weittragender Bedeutung. Ich hatte nur einen Wunsch: München und Deutschland so schnell wie möglich zu verlassen. Das Heim zerstört, die Heimat verloren, was sollte ich noch dort. Es gab nur eine Entscheidung: Palästina, Erez Israel für die Kinder und für mich, neue Heimat, neue Lebensmöglichkeit. Peter, mein Grosser, war schon drüben eingeordnet. Isa und ihr Mann hatten schon ihr Zertifikat. Sie waren dabei, ihre Sachen zu packen und überzusiedeln. Die Kinder waren ohne Schule, alles drängte darauf, sobald und so schnell wie möglich zu gehen. Aber es gab noch viel zu richten und zu erledigen. Bei allen geschäftlichen Dingen war mein Schwiegersohn Ignaz ein treuer Helfer und Berater. Dass wir trotzdem viele Fehler machten, lag nicht an Nichtwissen oder Nichtverstehen, es lag an unserer Ungeduld, wegzukommen. Ich hatte nie begriffen, wie es vielen Juden möglich war, unter dieser Diffamierung weiterzuleben. Mir war jeder Tag dort eine Last, sie lag auf mir und benahm mir den Atem. Dabei muss ich zugeben, dass ich persönlich nichts zu spüren bekam. Alle meine christlichen Freunde kamen noch zu mir wie zuvor. Else Wentz-Vietor, der ich hatte sagen lassen, ich hätte sie aus meinem Leben gestrichen, protestierte energisch dagegen, dass ihre Begeisterung für Hitler an unserer Freundschaft etwas ändern könne. Eine andere Freundin kam, mir zu sagen, auf welche Weise sie mir helfen wolle, mein Geld über die Grenze zu bringen. Und meine Trudel H. half mir beim Packen und Ordnen. Es war der letzte Tag unseres Zusammenseins. Ich wusste es. Ich hätte in meiner Ruhelosigkeit, fortzukommen, alles falsch gemacht; denn schon gab es strenge Gesetze gegen jede Art des Hinausbringens von Geld über die Grenze. Die Banken standen schon unter Kontrolle und mussten jede grössere Geldsumme, die man abhob, melden. Wie sollte ich es ermöglichen, mein Geld, das Geld meiner Kinder, herauszubekommen? Besonders, da die Regierung durch das Vormundschaftsgericht eine ganz genaue Aufstellung über alle meine Vermögenswerte hatte. Mein Mann hatte mich als Alleinerbin und Vormund eingesetzt, ohne jeden Zusatz oder Auftrag. Ein rührendes Vertrauen, das er mir damit bewies, dass ich das Vermögen zum Besten der Kinder verwalten würde. So war ich ganz unabhängig, niemandem Rechenschaft schuldig, war in keiner Weise von den Kindern abhängig, sondern sie von mir. Aber da noch vier Kinder unmündig waren, als der Vater starb, hatte das Vormundschaftsgericht die Pflicht, sich um sie zu kümmern.

Um diese Zeit kam ein Vetter aus Ungarn, Gabor Bano (der Name war ungarisiert, Friedenthal hiess er früher), zu mir, um mir zu raten, zu helfen, mir seine Hilfe anzubieten. Er hat mich nicht nur gut beraten, er hat mir wirklich geholfen. Als erstes sagte er mir: «Wenn du irgend etwas wirklich tun willst, so sage keinem, dass du fort willst. So etwas spricht sich herum; ehe du es ahnst, werden die Regierung, die Finanzämter aufmerksam, und nie wird es dir möglich sein, dein Geld herauszubringen. Du bleibst offiziell hier. Dass du aus der grossen Wohnung herausgehst, ist selbstverständlich. Miete eine kleine Wohnung. Ich werde dich öfter anrufen und dich fragen, ob du eine Wohnung gefunden hast. Du gibst mir dann an, wieviel du Miete zahlst, und zwar die Zahl in hundert Mark, die du in tausend freimachen kannst; für alles Weitere werde ich sorgen.» Er war Generaldirektor der grossen Holzfirma Drach, die auf dem ganzen Kontinent ihre Vertretungen und Büros hatte, so dass er in allen Ländern finanzielle Möglichkeiten hatte.

Im selben Hauskomplex fand ich eine Dreizimmerwohnung, und es gehörte mit zum Schwersten in diesen schweren Wochen, alles aufzulösen in dem schönen Heim, das Eli und ich uns mit so viel Liebe und Freude aufgebaut hatten. Alles war zu Ende, das fühlte ich mit jedem Zimmer, das leer wurde, mit jedem Raum, der verödet lag. Neben dem grossen Leid scheinen solche Dinge klein, und sie sind es auch. Aber oft wird einem durch die kleinen Dinge, die nebenhergehen, ein grosser Schmerz erst wieder voll bewusst. So ging mit jedem Stück ein Teil meines früheren Lebens dahin. Einen grossen Lift füllten wir mit einem kleinen Teil meiner Dinge, die sollten an Peter geschickt werden, der ja in Palästina war. So konnte ich doch hoffen, dass viele Sachen der Familie und auch mir erhalten bleiben würden. Der grosse Lift vor dem Haus war ja auffallend genug. Eine Sache, die später alltäglich war, aber damals noch sehr neu. Ein Glück, dass wir in einer so stillen Strasse wohnten. Die wenigen, die vorübergingen, blieben stehen, aber es gab keinen Volksauflauf, als Stück für Stück hinunterkam. Oben sass ein Zollbeamter beim Packen dabei, der achtzugeben hatte, dass nur das hineinkam, was bewilligt war. Kein Geld oder Wertpapiere. Es war ein unangenehmer Kerl, der ständig auf der Hut war, dass ich nicht doch etwa Geld hineinschmuggle, eine Sache, die ich durchaus nicht vorhatte. Alles, was ich nicht verkaufen oder mitnehmen konnte, verschenkte ich an Freunde und Verwandte, die damals noch nicht ahnten, wie bald sie selbst alles verlassen würden, um in die Fremde zu ziehen. Als ich noch in der leeren Wohnung stand, einsam, zutiefst traurig, kam

Elis Jugendkamerad, der trotz aller Andersartigkeit durch alle Jahrzehnte sein Freund geblieben war. Er war ein Bild des Jammers. Er, der assimilierte Jude, er hatte alles verloren: seine innere Überzeugung – er war *nur* Deutscher –, seine Stellung – er war Dozent an der Handelshochschule –, neben seiner Anwaltstätigkeit. Er hatte die russische Gesandtschaft vertreten, und nun war er voller Furcht. Sein Familienleben war längst zerrüttet. Da stand er allein, alt, verzweifelt. Nie haben wir uns so gut verstanden wie damals. Er trauerte tief und aufrichtig um den Freund, den er verloren hatte. Nie hätte er ihn mehr gebraucht als jetzt. Alles, was ich ihm sagen und geben konnte, das fühlte ich, war nichts, war dankbar anerkannte Liebe und Freundschaft. Sie konnten ihn nicht retten. Wenige Wochen später erhielt ich die Nachricht von seinem Tode. Er ist lieber freiwillig aus dem Leben geschieden, als den Kampf aufzunehmen, dem er seelisch nicht gewachsen war. Dass auch der dritte Jugendkamerad meines Mannes dieses Jahr nicht überlebte, ist wohl auch eine Folge der Zeit gewesen. Ich habe sie alle drei als kleine Jungen zusammen in die Schule gehen sehen, habe sie als junge, frohe Studenten gekannt, habe ihre Schicksale verfolgt. Glücklich und zufrieden war nur Eli gewesen. Zu sehr waren die beiden anderen aus den Idealen der Jugend in den Materialismus des Bürgers versunken, des reichen, jüdischen Bürgers.

Die neue kleine Wohnung – ich kann mich kaum ihrer erinnern –, war wirklich für mich nur ein «Nachtasyl», aus dem es nur eines gab: so bald wie möglich heraus. Immerhin musste sie doch so eingerichtet werden, dass sie wohnlich war, dass ich und die beiden jüngsten Kinder darin wohnen konnten. Mit Vetter Bano war alles, wie verabredet, ins reine gebracht. Er war mit seiner Frau, die eine tuberkulöse Iritis hatte, in Davos; von dort aus rief er mich an, fragte um ärztlichen Rat, bat, dass ich käme, und erfuhr die gewünschten Zahlen. Mittlerweile waren auch Isa und ihr Mann offiziell ausgewandert. Sie hatten ihr Zertifikat, sie hatten ihren Lift ordnungsgemäss verpackt, der Spediteur hatte ihn nur noch aufzugeben. Sie nahmen die beiden jüngsten Geschwister mit nach Colle Isarco, dem alten Gossensass, der ersten Stadt auf italienischem Boden; dort sollten sie mich und Hannah erwarten. So bröckelte eins nach dem andern ab, immer mehr schwand die Heimat – und das war gut so. Es löste sich ein Band nach dem anderen – kaum mehr leichteste Fäden hielten mich. Die jüdischen Freunde? Ich wusste, sie würden alle nicht mehr lange hier sein. Die christlichen Freunde? Heute noch standen sie neben mir in wirklicher Freundschaft und Treue. Wie lange wür-

den sie es noch können? Es musste die Zeit kommen, wo sie nur noch heimlich zu mir kommen konnten, wo sie sich mit jedem Besuch gefährden mussten. Auch für sie war es besser, dass ich ging. Solange es möglich war, haben wir uns geschrieben – erst im Jahre 1938 hörte jeder direkte Briefwechsel auf. Sie durften nicht mehr schreiben.

Was mich hielt, war nur noch die Aufgabe, die ich zu erfüllen hatte: so viel Vermögen wie möglich aus dem Zusammenbruch zu retten. Noch hatte ich keine Nachricht von meinem Vetter. Und dann kam eines Tages ein Anruf: Hannah sollte einen Ausflug über den Bodensee machen, um ihren Schwager zu treffen, der in Rorschach auf Schweizer Boden war. Als Hannah zurückkam, war mir der ganze Plan klar: Zwei Männer, die Bano mir schicken würde, hatten die ganze Summe abzüglich zehn Prozent auf sein Konto in Zürich eingezahlt. Sie würden mir vier deutsche Zehnmarkscheine vorzeigen, deren Nummern mir Hannah mitbrachte, von denen jede Nummer eine gewisse Summe bedeutete. Diese Summe hatte ich auszuzahlen, bekam als Quittung die vier Zehnmarkscheine, die mein Ausweis gegenüber der Bank waren. Das klang einfach genug, aber meine nicht leichte Aufgabe war es, nun das Geld in dieser kleinen Parterrewohnung bereitzuhalten, wo ausser Hannah und mir unsere gute Köchin Anna wohnte, meine Schwester zu Besuch war, viele Fremde ein- und ausgingen. Ich war mir bewusst, dass keiner im Hause etwas von der Aktion wissen durfte, um keinen, wenn die Sache herauskäme, in irgendeiner Weise zu gefährden. Wie hätte irgendetwas herauskommen können? Auf den verschiedensten Wegen. Es war verdächtig, mehr als seinen normalen Monatsbedarf von den Banken abzuheben. Die Banken selbst hatten, soviel ich weiss, Meldepflicht; aber ausserdem war wohl in jeder Bank ein Spitzel, der solche Vorgänge zu melden hatte. Natürlich hatte ich mit meinen Vettern, meinen Bankiers, darüber gesprochen, dass ich grosse Summen abheben wollte; sie sahen das auch ein, schrieben mir aber einen offiziellen Brief, warum ich kein Vertrauen mehr zu ihnen habe, die doch alle Jahre hindurch das volle Vertrauen meines Mannes genossen hätten. Ich antwortete ebenso offiziell, dass mein Vertrauen in ihre persönliche Zuverlässigkeit nach wie vor dasselbe sei, dass ich aber glaube, dass es in diesen Zeiten nicht richtig sei, sein ganzes Vermögen in einer jüdischen Bank zu lassen; auch mein Mann habe ja schon immer mit der Deutschen und der Dresdner Bank gearbeitet. Alle Gelder, die ich abhob, ebenso wie das Geld aus der Lebensversicherung meines Mannes hatte ich im Safe auf der Deutschen Bank. Dies musste ich abholen und im Haus verwah-



ren. Es war mir unheimlich genug. In dieser Nacht sass ich lange bei verschlossenen Türen und Fenstern und zählte und ordnete, bis endlich alles stimmte. Am nächsten Morgen brachte ich Hannah an die Bahn. Sie fuhr allein über den Brenner. Auch ich hatte schon mein Billett, das mich zum Bodensee bringen sollte. Alles war gepackt, alles bereit. Jedes der Kinder war mit einem grossen Koffer und Handgepäck abgefahren. Auch ich sollte so reisen. Um zwölf Uhr ging mein Zug. Um zehn Uhr kamen die beauftragten Männer. Sie riskierten viel, aber sie verdienten auch enorm. Der eine, als er das Bild meines Mannes auf dem Schreibtisch sah, sagte sofort: «Ach, den Mann habe ich gut gekannt, für den täte ich alles.» Es klang beruhigend. Sie zählten ihre Gelder und verliessen nacheinander das Haus. Nicht zusammen, das war zu gefährlich. Da lag die zweite Gefahr der Entdeckung. Waren die Männer nicht schon verdächtig? Wurden sie nicht vielleicht beobachtet, angehalten? Eine halbe Stunde später verliess ich das Haus. Mein Mädchen war weiter engagiert, sie wusste uns auf Ferienreise. Meine Schwester brachte mich an die Bahn. Ich bat sie, diese Nacht nicht mehr in meiner Wohnung zu schlafen, sondern bei anderen Verwandten. Sie sollte in keinem Falle in irgendeine Unannehmlichkeit hineingezogen werden. Ich fuhr ganz allein in die Fremde. Ich fürchtete, ich würde diese Stadt, in der ich fast dreissig Jahre gelebt hatte, die alles umschloss, was ich geliebt hatte, wahrscheinlich nie wiedersehen. Ich brach nicht zusammen, es kam mir nicht einmal voll zu Bewusstsein; viel zu gross war die Spannung in mir, mich aufrecht zu halten, bis ich über der Grenze wäre. Und nun erlebte ich etwas, was ich nie geglaubt hatte, je zu erleben: ich erfuhr, wie einem Verbrecher zumute sein muss, der sich für ertappt hält. Schon auf dem Bahnsteig war mir ein schwarz angezogener Herr aufgefallen, der sich immer in meiner Nähe aufhielt. Im Coupé setzte er sich mir gegenüber. Er las nicht, er sass still in seiner Ecke, warf mir von Zeit zu Zeit einen Blick zu und schaute dann wieder zum Fenster hinaus. Und plötzlich wusste ich es: dieser Mann war ein Detektiv, war nachgesandt, mich zu beobachten. An der Grenze würde er mir die Hand auf die Schulter legen und sagen: «Sie sind verhaftet.» Zuerst versuchte ich noch, den Gedanken zu verscheuchen, aber immer weniger gelang es mir, immer sicherer war es mir, dass ich nicht entkommen könne, dass es jetzt nur darauf ankam, Haltung zu bewahren und mir zu überlegen, was ich sagen, was ich tun müsse. Eine halbe Stunde vor Lindau stiegen zwei jüngere Damen ein, die sich lebhaft unterhielten. Schon das war eine Erlösung nach dem langen tödlichen Schweigen. Bald hörte ich heraus, dass

sie zu einer Volksschullehrertagung am Bodensee führen. Plötzlich griff mein stummes Gegenüber in die Unterhaltung ein, auch er fuhr zur selben Tagung. Er war ein kleiner, harmloser Volksschullehrer. Es war nicht ein Stein, es war ein ganzer Berg, der mir vom Herzen fiel.

Als ich in Lindau mit meinen beiden für mich zu schweren Handkoffern ausstieg, war weit und breit kein Träger zu sehen. Nur SS-Leute in schwarzer Uniform hielten auf diesem kleinen Grenzbahnhof Wache. Es ist ein weiter Weg von der Bahn zum Dampfschiff hinunter am See, mehr als fünf bis sieben Minuten. Guter Rat war teuer. Aber in meiner gehobenen Stimmung trat ich auf einen SS-Mann zu und fragte möglichst energisch: «Gibt es hier keinen Träger, das ist doch keine Ordnung!» Ich rechnete fest damit, dass er mich nicht als Jüdin erkennen würde. Er schlug die Hacken zusammen: «Was wünschen gnädige Frau?» «Ich brauche einen Träger, ich will zum Dampfschiff.» Sofort packte er meine beiden Koffer, und wir gingen zum Steg. «Was schulde ich?» «Nichts, gnädige Frau.» Wieder klappten die Hacken zusammen, er war gegangen. Dies war mein Abschied von Deutschland, der letzte Deutsche, den ich sprach. Wenige Minuten später stand ich auf dem Schiff und damit auf Schweizer Boden.

Jetzt kam die Reaktion. Ich sah nichts vom Bodensee und seinen grünen Ufern, ich habe nicht geschlafen, ich habe nicht gewacht, ich war weit, weit fort. Erst als wir bei Rorschach anlegten, kam ich in die Gegenwart zurück. Da drüben am Steg stand mein Schwiegersohn Ignaz, totenblass. Er hatte mit mir, wohl als einziger, alle die Sorgen und Aufregungen der letzten Tage und Stunden in Gedanken mitgemacht. Erst als ich ihm zuwinkte, wagte er wieder ruhig aufzuatmen. Was jetzt noch kam, war nur Warten, Vorbereitung, Übergangszeit – Zeit zwischen zwei Welten: der vergangenen, die untergegangen war, der kommenden, die noch kein Gesicht für mich hatte. Dass es nur Palästina sein konnte, war für mich keinen Augenblick zweifelhaft. Das einzige Land, das Heimat werden konnte, wenn man die angeborene Heimat verliess, war Erez Israel. Der erste, der mich davon abbringen wollte, war Vetter Bano, den ich in Davos traf. Er suchte mich zu überreden, in die Gegend von Bozen oder Meran zu ziehen: deutsches Land, deutsche Sprache, unter nichtdeutscher Herrschaft. Eine gute Praxis könnte ich in einem paradiesisch schönen Erdenwinkel finden. Wäre ich nicht mein Leben lang Zionistin gewesen, so wäre ich, wie so viele andere, wohl der Verlockung erlegen, mich irgendwo in Europa anzusiedeln, und wäre entweder doch den Nazis in die Hände gefallen oder hätte nach Flucht und Verlust aller Habe als

armer Flüchtling die Küste Erez Israels erreicht. Nein, es gab für mich, es gab für die Kinder nur diesen einen Weg. Wir waren vier Wochen auf der Brennerhöhe in Collo Isarco, dann mit den italienischen Geschwistern zusammen noch im Vintschgau, in Malles. Herrliche Landschaft, stille Tage mit lieben Menschen, aber innerlich war man ruhelos. Zu viel hatte ich verloren, zu wenig wusste ich, wie sich unser aller Leben gestalten würde. Über die Feiertage blieben wir noch in Meran. Hier fand ich Ruhe, innerlich und äusserlich, um nochmals durchzudenken, wie ich mein und meiner Kinder zukünftiges Leben gestalten sollte. Sicher war mir, dass ich eines Tages in Palästina landen würde, meiner ganzen zionistischen Einstellung nach. Umso mehr jetzt, wo mein älterer Sohn dort war und meine älteste Tochter mit ihrem Manne sich dort niedergelassen hatte. Aber musste das jetzt sein? Noch hatte ich meine Wohnung in München, mein treues Mädchen, das auf meine Rückkehr wartete. Noch hatte ich gute, liebe Freunde dort und treue Patienten. Auch Geld genug hatte ich zurückgelassen, das ausreichte, bis ich wieder meine ärztliche Tätigkeit aufnehmen konnte. Aber zu vieles Schlimme hatte ich seit Hitlers Machtergreifung schon gesehen, und viel Schlimmeres, das wusste ich, würde noch kommen. Nein, Deutschland war keine Heimat mehr für uns, es gab keine Rückkehr mehr. Mein Entschluss war gefasst. Und nun bereitete ich alles vor für eine Einwanderung nach Palästina: ein Leumundszeugnis musste beschafft werden, Referenzen angegeben, die Bank musste bestätigen, dass 1'000 Lire (10'000 Mark) bereit lagen, damit ich mein Zertifikat zur Einwanderung bekäme. Wir mussten warten, bis endlich alle formalen Dinge erledigt waren. Am 3. November 1933 sollten wir uns einschiffen. Ich mit meinen beiden Jüngsten, der siebzehnjährigen Gabriele, dem elfjährigen Ernst. Von Hannah hatte ich mich schweren Herzens getrennt. Sie fuhr zur weiteren künstlerischen Ausbildung nach Paris. Es war das erste Mal, dass wir uns für längere Zeit trennten. Aber was hätte sie in Palästina lernen können? Es musste sein, wie schwer es uns beiden auch fiel. Als wir nach Triest kamen, sahen die Kinder zum ersten Mal das Meer. Schiff und Reise, alles war so erregend für sie. Ich aber stand allein am Ende des Schiffes, das sich langsam in Bewegung setzte, das uns für immer von Europa fortführte. Da brach ich in tiefstem Schmerz zusammen. Mein Leben schien mir zu Ende. Was konnte es mir noch bringen nach dem, was es mir genommen hatte? Die Kinder waren unter der Menge derer, die Abschied nehmend und winkend zum Ufer zurückschauten. Ich war froh, allein zu sein – und als wir wieder zusammentrafen, waren

meine Tränen getrocknet. Ich versuchte, um ihretwillen mit Mut und Lebenswillen in das neue Leben, das uns aufnehmen sollte, vorwärts zu schauen, nach Erez Israel.

## NACHWORT

Im Jahre 1933 hat die mehr als tausendjährige Geschichte des deutschen Judentums ihr Ende gefunden. Fast zehn Jahre währte noch der Liquidations- und Vernichtungsprozess. Dann waren die einst blühenden jüdischen Gemeinden ausgelöscht, ihre Gotteshäuser verbrannt, ihre Lehrstätten vernichtet. Die Hälfte des deutschen Judentums war unter dem Druck der sich ständig einschränkenden Lebensmöglichkeiten und Verfolgungen ausgewandert, zerstreut in fast alle Länder der Erde. Diejenigen, die kein Land auf der Erde fanden, das sie aufzunehmen bereit war, oder jene, die die teuflische Gefahr, in der sie schwebten, nicht erkannten oder erkennen wollten – zu tief verwurzelt im heimatlichen Boden und humanitären Vorstellungen vergangener Tage –, fanden, mit wenigen Ausnahmen, ihr Ende in Konzentrationslagern und Vernichtungsanstalten.

Die Geschichte der deutschen Juden war reich an Tragik, Zerstörung und Verfolgung – aber sie war auch immer wieder eine Geschichte des Fortbestandes und Neuaufbaus. Uralte jüdische Gemeinden, Stätten der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, waren zeitweilig zum geistigen Zentrum der europäischen Judenheit geworden. Kaiser und Fürsten hatten die Juden unter ihre Schutzherrschaft gestellt, ihre wirtschaftliche Tätigkeit ergab eine schätzenswerte erwünschte Steuerquelle. Kleinere und grössere jüdische Gemeinden, meist hinter dem Schutze der Ghetto-mauern, hatten sich fast überall gebildet. Sie lebten unter ihrem eigenen Recht und nach ihren eigenen Geboten. Nur wenige grosse Gestalten reichten über ihren jüdischen Kultur- und Wirtschaftsbereich hinaus, kamen zu Ansehen, Macht und Einfluss.

Das Aufklärungszeitalter, die Ideen der Gleichheit und Brüderlichkeit, die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsweise mit ihrer Auflockerung und stetigen Zurückdrängung der alten, geschlossenen wirtschaftlichen Formationen brachten auch allmählich eine völlige Veränderung der jüdischen Situation. Mit dem anbrechenden 19. Jahrhundert beginnt in den verschiedenen deutschen Ländern mit ungleichem Tempo und mancherlei Rückschlägen die rechtliche, wenn auch nicht soziale und

berufliche Emanzipation der Juden. Die äusseren Ghettomauern verschwinden. Mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung beginnt auch der wirtschaftliche Aufstieg der deutschen Juden, ihre Abwanderung aus den kleinen Orten des flachen Landes in die Zentren des Handels und Verkehrs. Sie rezipieren in breitem Umfange und in vollen Zügen die deutsche Kultur in allen ihren Verzweigungen. Lang aufgespeicherte geistige Energien und Regsamkeiten ergiessen sich in Wissenschaft, Literatur und Kunst. Die streng umrissenen religiösen Bindungen beginnen sich zu lockern, dafür wird die jüdische Vergangenheit wissenschaftlich durchforscht und eine neue Arbeitsdisziplin der Wissenschaft vom Judentum begründet.

Im Laufe von hundert Jahren haben sich Form und Gestalt des deutschen Judentums völlig verändert. Die deutschen Juden fühlen sich als vollverpflichtete und vollberechtigte Bürger des deutschen Staates, als die Träger und Mitschöpfer der deutschen Kultur, tief verwurzelt dem heimatlichen Boden, der sie seit Jahrhunderten getragen. Eine eigentümliche deutsch-jüdische Kultursymbiose treibt grossartige Blüten in Wissenschaft, Dichtung und Kunst. Seit dem Zusammengang von arabischer und jüdischer Kultur in Spanien hatte es nicht wieder eine solche Entfaltung des jüdischen Geistes im Zusammenspiel mit den kulturschaffenden Kräften eines anderen Volkes gegeben.

Die Katastrophe von 1933, die das Zusammenleben und Wirken von Deutschen und Juden in so tragischer Weise beendete, kam nicht aus heiterem Himmel. Die Emanzipation der Juden in Deutschland war nicht über Nacht und schmerzlos erfolgt. Es war ein jahrzehntelanges Ringen und Kämpfen, das oft von erschütternden und böartigen Rückschlägen begleitet war. Die Assimilation der Juden war zur Grundbedingung ihrer Rezeption gemacht worden; als sie immer stärker einsetzte und grossartige Früchte trug, mit dem Anspruch der vollen Gleichberechtigung auftrat, wurde sie als Grenzüberschreitung, als unerbetene Konkurrenz und als unerwünschtes Einmischen in vorbehaltene Bereiche empfunden und bald leiser, bald lauter zurückgewiesen. Die berufliche Emanzipation der Juden ist in vollem Umfange erst nach 1918 erfolgt, die gesellschaftliche nie. Nur in der nichtindustriellen Wirtschaft gab es Freiheit des Handels und Verkehrs. Dennoch konnte niemand den 1933 einsetzenden Ausstossungs- und Vernichtungsprozess des deutschen Judentums erahnen oder sich vorstellen, weil die Zielsetzung und Teuflichkeit der angewandten Methoden zu ihrem Begreifen ein Hirn voraussetzten, das diesen Methoden adäquat war.

Die Geschichte des deutschen Judentums von der Zeit der Emanzipation bis zu seinem Untergang ist noch nicht geschrieben worden und wird auch so schnell nicht geschrieben werden. Mit dem deutschen Judentum ist auch in weitem Umfang seine Dokumentation vernichtet worden, die Tradition seiner gelehrten Anstalten ist für immer unterbrochen, seine der deutschjüdischen Geschichte zugewandten Gelehrten sind dahingegangen – ob ein Nachwuchs ihnen entstehen wird, ist nicht abzusehen. Im Jahre 1955 ist von der Weltvereinigung der allüberall zerstreuten deutschen Juden das «Leo Baeck Institute» mit Arbeitszentren in Jerusalem, London und New York gegründet worden. Das Institut trägt den Namen des Mannes, der bis zum Untergang das deutsche Judentum repräsentierte und führte, bei seiner Gemeinde blieb, obwohl jedes Hoffen vergeblich, mit den Letzten ins Konzentrationslager ging und nur durch ein Wunder des Schicksals das Kriegsende und die Befreiung erlebte.

Das Institut hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Erinnerung an das deutsche Judentum durch Zusammentragen einer möglichst umfangreichen Dokumentation seiner Geschichte in all ihren Verzweigungen, durch Förderung wissenschaftlicher Untersuchungen und Darstellungen und durch Publikation seiner Arbeitsergebnisse zu bewahren. Eine ganze Reihe wertvoller Veröffentlichungen konnte bereits vorgelegt werden. Eine besondere Bemühung des Instituts war darauf hingerrichtet, Erinnerungen deutscher Juden aus alter und neuer Zeit zu sammeln, soweit sie bestanden und gerettet wurden, und möglichst viele anzuregen, solche Erinnerungen niederzuschreiben. So sind im Laufe weniger Jahre ungefähr 300 Manuskripte zusammengetragen worden, die einen Überblick über jüdisches Leben in Deutschland für einen Zeitraum von fast 150 Jahren geben. Diese Memoirensammlung, die hoffentlich im Laufe der Zeit noch bereichert werden kann, enthält wertvolles Rohmaterial für den künftigen Geschichtsschreiber des deutschen Judentums; ergänzt und ersetzt in mannigfaltiger Hinsicht die zerstörte und nicht wieder herstellbare Dokumentation. In diesen Memoiren erleben wir noch einmal die Geschichte des deutschen Judentums in der Vielfalt ihrer Formen, Facettierungen und Landschaften. Wir begleiten deutsche Juden im Heere Napoleons auf seinem Feldzug nach Russland, sehen sie am königlichen Hofe in Neapel, erleben ihre Verwurzeltheit und ihr gut nachbarliches Zusammenleben auf dem Lande, ihren Aufstieg aus der kleinen Dorfgemeinschaft zur grossen Stadt, aus der dörflichen Gelehrsamkeit zur Weltbildung und zum Weltbürgertum, aus wirtschaft-

licher Enge zu grossem wirtschaftlichem Ansehen; grosse Gelehrte und Rabbiner erzählen von ihrem Leben, aus dichterischen Gestaltern des dörflichen Lebens werden Darsteller und Analytiker menschlicher Probleme, die die Welt berühren und Weltruf begründen; Politiker berichten von ihren Kämpfen und Verflechtungen im Kampf der Meinungen und der deutschen Tagespolitik.

Im Laufe der Zeit gedenken wir, eine Reihe solcher Memoirenwerke in ihrer Gänze oder in thematischer oder chronologischer Zusammenfassung zu publizieren. Als erstes Buch dieser Reihe veröffentlichen wir die Erinnerungen von Rahel Straus, die, so hoffen wir, ein lebendiges und aufschlussreiches Bild von dem Leben eines Teiles der deutschen Judenheit im badischen und bayrischen Lande geben. Andere Juden haben in der gleichen Zeit und in den gleichen Landschaften ihr Leben anders gestaltet, ihr Dasein zur Mit- und Umwelt anders empfunden und anders gedeutet. So werden Erinnerungen aus anderen Kreisen und Schichten das Bild erweitern und ergänzen: die Vielfalt des menschlichen Daseins – einer Gruppe oder des Ganzen – ist nicht in einem Menschenleben verkörpert, nicht in einem Spiegel aufzufangen.

In den letzten Jahren sind vielfach Wert, Bedeutung und Problematik zeitgenössischer Geschichtsschreibung diskutiert und zum Gegenstand grundsätzlicher wissenschaftlicher Aussprachen und Untersuchungen gemacht worden. Die Geschichtsschreibung vom Altertum bis auf unsere Tage wäre leer und orientierungslos, wenn wir auf die grossen zeitgenössischen Historiker des Altertums, die Chronisten des Mittelalters, die Gazetten- und Memoirenschreiber der neueren Zeit verzichten müssten. Jede Epoche unternimmt aus ihrem Blickpunkt eine neue, vielleicht umfassendere, jedenfalls andersgestaltige Sichtung des überlieferten geschichtlichen Materials und gestaltet so das Geschichtsbild der Zeit. Aber die Bausteine, die die Zeit liefert, mögen sie noch so unbehauen oder -geglättet sein, bleiben unersetzliches Material, bilden, mit prüfendem, wägendem und kritischem Blick aneinandergefügt, das Fundament. Langer zeitlicher Abstand von den Ereignissen verbürgt nicht weise Sicht und rechtes Urteil, Miterleben und Mitleiden garantieren nicht Augenmass und «objektives» Berichten. Gestaltungskraft, Intuition, Urteilsfähigkeit und Massstäbe kennzeichnen den grossen, der Vergangenheit zugewandten Historiker ebenso wie den grossen Darsteller und Kritiker der Gegenwart, den zeitgenössischen Berichterstatter, den Memoirenschreiber. Grosse Geschichtswerke sind ebenso wie grosse Chroniken und Memoiren ein Glücksfall der Geschichte.

*Max Kreuzberger*



## ERKLÄRUNG HEBRÄISCHER AUSDRÜCKE

- Aschkenasim (Deutsche): Juden, deren Tradition – und oft auch ihre Sprache – verschieden ist von den Juden Spaniens und des Orients.
- Baal Sehern (Herr des Gottesnamens): ein frommer Mann, dem oft Wunder-taten zugeschrieben werden.
- Baal T'schuwah (Herr der Rückkehr): ein reuiger Rückkehrer und Büsser.
- Baalei Battim (Hausherren): angesehene Männer der Gemeinde.
- Bar Mizwah (Sohn des Gebotes): ein volles männliches Mitglied der jüdischen Gemeinschaft; auch das Fest, mit dem der 13jährige Knabe als Mann in die Gemeinde aufgenommen wird.
- Belfer: verstümmelt aus Beihelfer.
- Bocher, Bachur (Jüngling): Schüler einer Talmudschule.
- Brismile, Brith Milah (Bund der Beschneidung): das Beschneidungsfest, acht Tage nach der Geburt des Knaben.
- Broche, B'rachah (Segen): Segensspruch.
- Bsomim, B'samin: wohlriechende Kräuter.
- Bsonim Büchse: silberne Büchse mit duftenden Kräutern.
- Chaloth (in Deutschland «Barches»): Sabbatbrote.
- Chalukah (Verteilung): Geld, das von frommen Juden regelmässig nach Palä-stina gesandt wurde, um die Gelehrten und Armen zu erhalten.
- Chaluz, fern. Chaluzah, pl. Chaluzim: Pionier.
- Chanukah (Einweihung): das Fest der Lichter, ungefähr gleichzeitig mit Weih-nachten, das den Sieg der Makkabäer feiert.
- Cheder (Zimmer): traditionell jüdische Kinderschule.
- Cherem: Bann.
- Chewrah Kadischah (Heilige Gesellschaft): eine Gesellschaft von Freiwilligen, die für das traditionelle Begräbnis sorgt.
- Chow'wei Zion (Zion Liebende): frühe russisch-jüdische zionistische Gruppe.
- Chumisch, Chumasch (Fünfheit): Pentateuch.
- Dajanim: Richter.
- Dawnen, gedawnet (jiddisch): gebetet.
- Elul: Monatsname (Aug.-Sept.).
- Erew (Abend): Vorabend.
- Gemora: der spätere (aramäische) Teil des Talmud.
- Haftarah (Ersatz): der wöchentliche Abschnitt, der aus dem nachmosaischen Teil der Bibel vorgelesen wird.
- Hatikwah (die Hoffnung): zionistische Hymne, jetzt Israels Nationalhymne.
- Hatow we hameitiv (der Gute, der Gutes bringt): ein besonderer Segens-spruch, meistens für besonders gute Speisen oder Getränke.
- Haus-Rebbe (Hausrabbiner): ein Rabbiner, der zum täglichen Studium privat angestellt wurde.

Hawdole, Hawdalah (Unterscheidung): Zeremonie zum Sabbatende.

Hoschano Rabo, Hoscha'nah Rabbah (grosses Hosannah): der letzte Tag des Laubhüttenfestes.

Jeschiwah: jüdische Talmudschule.

Jischuw (Ansiedlung): in Palästina vor der Gründung des Staates Israel Gesamtname der jüdischen Bevölkerung – in «alter Jischuw», die vorzionistische orthodoxe Bevölkerung, und «neuer Jischuw», die zionistische Ansiedlung geteilt.

Jom Kippur (Tag der Versöhnung): Fast- und Busstag.

Jontow, Jom Tow (guter Tag): Feiertag.

Kaddisch (Heiligung): Gebet. Wird von den nächsten männlichen Verwandten zur Erinnerung an den Verstorbenen gesagt.

Käschern, Käscher (zubereiten): Reinigung der Gefässe für die Pessachtage.

Kesef Niwdior: auserwähltes Silber.

Kiddusch (Weihung): Segensspruch zur Einweihung des Mahles am Sabbat und anderen Festtagen.

Klal Israel (Gemeinschaft Israels): Ganz Israel.

Koscher, Käscher (bereit): rituell erlaubtes Essen.

K'sajis, K'sajith (wie eine Olive, von der Grösse einer Olive): das kleinste Mass, über das man noch einen Segensspruch sprechen darf.

Lamdanim (Lerner): Gelehrte in der jüdischen Tradition.

Leinen (jiddisch): das Vorlesen der Bibel in dem traditionellen Rhythmus.

Mariv, Ma'riv: Abendgebet.

Megillah (Rolle): Name für einige Bücher der Bibel.

Mesusa (Türpfosten): Kapsel, die am Türpfosten eines jüdischen Hauses angebracht wird und das Glaubensbekenntnis «Schema» enthält.

Midraschim (Erläuterungen): alte Erzählungen, die sich um die Bibel ranken.

Minchah: Nachmittagsgebet.

Misrachi: religiöse zionistische Gruppe.

Moschei, Maschal: Gleichnis.

Moschelchen: kleine Erzählungen, meist aus dem jüdischen Legendenschatz.

Omer (sprechen, zählen): das Zählen der 49 Tage von Pessach bis Sch'wuoth (ungefähr von Ostern bis Pfingsten).

Oneg: Freude.

Oneg Schabbat: fröhliche Feier, meistens am Sabbatnachmittag.

Orach, Oreach: Gast.

Peies, Pei'oth (Ecken): Schläfenlocken (die Ecken des Bartes), die man nach der Bibel nicht rasieren soll.

Pirkei Awoth (Sprüche der Väter): aus der «mündlichen Lehre».

Purim: Das Fest der Erlösung der Juden von Hamans Bedrohung (wie sie im Buche Esther beschrieben wird), wird ähnlich wie Fastnacht gefeiert. Auch andere wunderbare Erlösungen werden daher als «Purim» bezeichnet.

Rabbanim (Plural von Raw): Rabbiner.

Refue, Refu'ah: Heilung.

Refue genemmt (jiddisch): Heilung gesucht.

Schach: das Grün, mit dem das Dach der Laubhütte gedeckt wird.

Schecheionu we kiemonu we higionu, Sch'hechyjanu w'kijemanu w'higi'nu  
(Der uns belebt hat, aufrechterhalten hat und uns hat erreichen lassen diese Zeit): Segensspruch für Feiertage und besondere (erstmalige) Erlebnisse.

Sch'ma (höre): das Anfangswort von «Höre Israel, Gott, Dein Gott ist einzig», das Glaubensbekenntnis, das man jedem Sterbenden vorsagt. Name des Glaubensbekenntnisses.

Schlachmones, mischloach manoth (das Senden von Geschenken): Geschenke, meistens Gebäck, die man zu Purim an Freunde und Verwandte schickt.

Schwat: Monatsname (Jan.-Febr.).

Schwuoth (Wochen): Erntefest, ungefähr gleichzeitig mit Pfingsten.

Seder (Ordnung): das feierliche Mahl am ersten Abend des Pessachfestes.

Sephardim, Sphardim (Spanier): Juden, deren Tradition und oft auch Sprache auf die Juden in Spanien vor der Vertreibung im Jahre 1492 zurückgeht. Beinahe alle Juden der Mittelmeerländer, auch Gemeinden in Westeuropa und Amerika. Einer der zwei Hauptzweige des Judentums.

Shiurim (Unterrichtsstunden): Lehrkurse in traditioneller jüdischer Lehre.

Sidrah (Ordnung): der wöchentliche Abschnitt, der aus dem Pentateuch vorgelesen wird.

Simchat Thora (Freude an der Lehre): Fest, das den Abschluss und den Wiederanfang des Vorlesens des Pentateuch in der Synagoge feiert.

Sium, Sijum (Abschluss): Fest beim Abschluss eines grösseren Abschnittes im Studium der Lehre.

Siwan: Monatsname (Mai-Juni).

Streimel: ein Hut mit breitem Pelzrand, eine mittelalterliche Tracht, die sich bei gewissen orthodoxen Juden aus Polen und Russland erhalten hat.

Stuss, Sch'tuth (Dummheit): Unsinn.

Sukkah: Laubhütte.

Tales, Talith (Umhang): Gebetsmantel.

Talmidei Chachamim (Schüler der Weisen): Talmud-Gelehrte.

Tauwein, Towel (Eintauchen): Eintauchen der Gefässe in fliessendes Wasser.

Techesaknah Jadeinu (mögen unsere Hände stark werden): Anfangsworte einer Hymne von H. N. Bialik.

Tehillim (Psalmen): das Lesen der Psalmen für Schwerkranke ist eine jüdische Sitte.

Thora (Lehre): Pentateuch.

Thorah Scheb'al Peh (mündliche Lehre): Überlieferung, die nicht in der Bibel enthalten ist.

Thorarolle: der auf ein Pergament geschriebene Pentateuch, aus dem in der Synagoge vorgelesen wird.

Tische Beaw, Tisch'ah Be'aw (9. Aw): Tag der Zerstörung Jerusalems.

Trefe, treifah (Gerissenes): im Gegensatz zu «koscher» nichtrituelle Kost.

Zorn Gedaljah (Fasttag des Gedaljah): Betrauert die Ermordung Gedaljahs, des von den Babyloniern nach der Zerstörung des ersten Tempels eingesetzten Statthalters in Judäa.